Fritz Peter

Das Priestererbe

Das Priestererbe

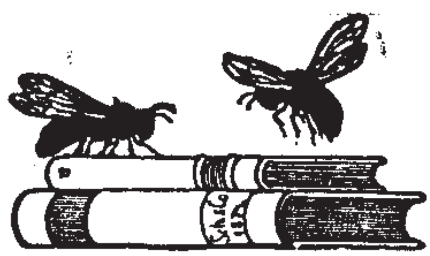
Roman

Ein Beitrag zur Geschichte der Wiederkatholisierung Deutschlands

von

Fritz Peter

Vierte Auflage



Leipzig 1911
Verlagsbuchhandlung Schulze & Co.

Geschützt durch Urheberrechtsgesetz vom 19. Juni 1901

Zur Einführung!

Ende Mai des Jahres 1888 ging die Kunde von einer nach vielen Millionen zählenden Erbschaft, welche einem durch seine hervorragende Stellung als ultramontaner Agitator bekannten Domherrn in Breslau von einem katholischen Pfarrer in Schlesien zugefallen war, durch alle Zeitungen des In- und Auslandes.

Woher kam einem Pfarrer ein solches fürstliches Vermögen?

Nachforschungen bei Personen, welchen die Geschichte des Erbgutes bekannt war, die Einsicht in Dokumente und hinterlassene Schriften und Mitteilungen von den verschiedensten Seiten gaben dem Verfasser nachfolgender Erzählung Aufschluß über die Art und Weise der Erwerbung des Vermögens seitens des katholischen Pfarrers, und es stellten sich folgende Tatsachen heraus:

Um die Mitte der dreißiger Jahre kam der Pfarrer G. nach Dorf und Herrschaft H. in Schlesien als Seelsorger der dort inmitten einer protestantischen Bevölkerung zerstreut lebenden Katholiken. Besitzer der Herrschaft H. war damals der der protestantischen Linie dieses Geschlechts angehörende Freiherr M. von D., ein allgemein geachteter und hochgebildeter Mann. Der katholische Pfarrer fing alsbald mit der Frau des Freiherrn einen „Roman" an, infolgedessen der Freiherr von D. in das Irrenhaus kam und dort starb. Der Pfarrer wurde „bevollmächtigter Geschäftsführer" der Baronin und regierte in H. gleich einem Pascha, die Verrichtung seiner priesterlichen Amtshandlung einem Kaplan überlassend. Die Baronin von D., welche ganz in

seine Hand gefallen war, starb unerwartet im Jahre 1866. Es kam ein Testament zum Vorschein, in welchem der Pfarrer G. zum unbeschränkten Universalerben eingesetzt war unter gänzlicher Nichtachtung der traditionellen Familienbestimmungen über die Vererbung der freiherrlich von D.schen Güter.

Als später zufällig eine arme Verwandte und Erbberechtigte katholischer Konfession Genaueres über die Art und Weise der vollzogenen Testamentsfabrikation erfuhr, versuchte sie, ihre mindestens unanfechtbaren moralischen Ansprüche an die Erbschaft bei dem über Nacht reich gewordenen Pfarrer zur Geltung zu bringen. Sie wurde durch einen Vergiftungsversuch geschreckt; ihren Anteil auf dem Wege des Prozesses gegen den Pfarrer zu erstreiten, hinderte sie ihre Armut. Um sie zu beschwichtigen, erklärte und beteuerte der katholische Pfarrer, daß er nach dem Willen der verstorbenen Baronin nur eigentlich Verwalter des Vermögens sei und dies nach seinem Tode der enterbten von D.schen Familie wieder zufallen und besonders die armen Verwandten bedacht werden sollten.

Nach Einheimsung der Erbschaft zog der Pfarrer nach G., lebte dort als „Höchstbesteuerter", und wurde bekannt durch seine lukullische Küche und feinen Weine, opferte während seiner Lebenszeit einige Hunderttausende für katholische Zwecke. Wegen dieser seiner „großen Verdienste um die katholische Sache" wurde er seitens des Dr. Heinrich Förster „durch Gottes Erbarmung und des apostolischen Stuhles Gnade Fürstbischof von Breslau", zur Würde eines „Geistlichen Rates" erhoben und als „Wohltäter" gepriesen. Indessen ließ er, im Reichtum schwelgend, arme Verwandte der von D.schen Familie darben, ohne sich bewegen zu lassen, auch nur den kleinsten Teil des erschlichenen Erbgutes zu ihrer Unterstützung zu verwenden.

Hatte er schon durch das Testament der Baronin von D. reiche Spenden für katholische Zwecke — auch der Fürst-

bischöfliche Stuhl in Breslau erhielt vierzigtausend Taler — gegeben, so setzte er schließlich in seinem Testamente, wie oben erwähnt, zum Universalerben seines etwa neun Millionen betragenden Vermögens den Domherrn F. in Breslau ein. In diesem Testamente aber bestimmte er, daß über etwaige Ansprüche anderer Personen als der im Testamente genannten, in erster Reihe die Testamentsvollstrecker, zwei ultramontane Rechtskundige, in zweiter Instanz der Fürstbischöfliche Stuhl in Breslau, und endgültig S. Heiligkeit der Papst zu entscheiden habe. Die Entscheidung deutscher Gerichtsbehörden sollte wohl dadurch für immer ausgeschlossen werden.

Zwei arme Witwen katholischer Konfession, Nichten jenes im Irrenhaus verstorbenen Freiherrn, wandten sich an den jetzigen Universalerben, den Domherrn, und baten, altes Unrecht dadurch wieder gut zu machen, daß er ihnen von dem Erbe ihrer Väter, das nun auf ihn übergegangen sei, wenigstens ihre alten Tage sorgenfreier gestalten möge. Sie erhielten von ihm keine Antwort. Dagegen bezeichnete er in einer Breslauer Zeitung den verstorbenen Pfarrer G. als seinen „väterlichen Freund" und suchte dessen Ehre dadurch zu retten, daß er alle in den Zeitungen kursierenden Gerüchte — Entstellungen nannte.

Die „Germania", das bekannte ultramontane Berliner Organ, frohlockte über die Erbschaft, indem es schrieb: „Der durch seine hochherzigen (?) Schenkungen zu katholischen Zwecken bekannte Wohltäter hat sich einen Erben ausgesucht, von dem er überzeugt sein konnte, daß er fortfahren werde, im Sinne des Erblassers zu wirken." Niemand, welcher die Geschichte kennt, wird daran zweifeln.

Jene beiden Witwen wandten sich unter Darlegung der Verhältnisse an Se. Majestät den Deutschen Kaiser, und brachten ihre Klagen und Bitten vor die Stufen des Thrones.

Sie erhielten den Bescheid, daß sich nach den Berichten der Minister im Verwaltungswege für sie nichts tun lasse. Damit hat die Angelegenheit ihr Ende erreicht. Das Erbgut einer protestantischen Adelsfamilie liegt sicher im ultramontanen Besitz.

Nun noch einige Worte über den nachfolgenden Roman!

Die Motive zu demselben sind aus jenem Familiendrama und aus der Geschichte der ultramontanen Propaganda entnommen.

Bei der Fülle der gegebenen historischen Tatsachen war es der Phantasie des Dichters eine nicht schwere Aufgabe, sie zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden.

Der Verfasser gibt damit ein Kulturbild unserer Zeit, einer Zeit, in welcher u. a. einer der hervorragendsten Agitatoren des Ultramontanismus es ungestraft wagen durfte, den Schöpfer christlicher Glaubensfreiheit, Martin Luther, offen zu beschimpfen und damit der Wahrheit und dem deutschen Volke einen Schlag ins Gesicht zu geben.

Der Verfasser.

An die Leser beim Erscheinen der zweiten Auflage.

Die Erfahrungen, welche das Buch seit seinem Erscheinen gemacht hat, dürften für den Leser nicht weniger interessant sein, als was über die Entstehung des Buches der ersten Auflage vorangesagt ist. Ich teile sie daher in folgendem mit.

Die ultramontane Presse, einschließlich der sonst kampfbereiten „Germania" in Berlin, der begeisterten Lobrednerin des zweifelhaften priesterlichen Helden in der vorliegenden Erzählung, hat, soweit ich Kenntnis davon bekam, das Buch für ihre Leser totzuschweigen versucht. Nur einmal wagte ein ultramontaner Heißsporn einer Empfehlung des Buches in der „Nationalzeitung" mit der Behauptung entgegenzutreten, die in dem Buche erzählten Tatsachen seien „gehässige, gegen die katholische Kirche gerichtete Erfindungen". Als ich aber in derselben Zeitung mich zum Beweise der Wahrheit der erzählten Tatsachen erbot, schwieg der Mann. Ein anderer Angriff der plumpsten Art erfolgte in der Jankeschen Romanzeitung. Dieselbe warnte ausdrücklich vor dem Ankauf des Buches, da, wie sie behauptete, in demselben in tendenziöser Weise alle Katholiken als schlecht und alle Protestanten als gut geschildert würden. Ich konnte von der Jankeschen Zeitung nicht erlangen, daß sie eine Berichtigung meinerseits unter Hinweis auf den Inhalt des Buches aufnahm. Ich ersah daraus, daß die Jankesche Zeitung diese dummdreiste Lüge, die jeder aufmerksame Leser des Buches sofort als solche zu erkennen vermag, ihren Lesern aufbinden wollte, um diese von dem Ankauf des Buches abzuhalten. Habeant sibi! sie und ihre Leser.

Wenn nun einerseits dem Buche öffentlich entgegenzutreten von der ultramontanen Presse nicht gewagt wurde, so zeigten doch einige Vorkommnisse, wie empfindlich man durch das Erscheinen des Buches auf seiten derer berührt war, welche alle Ursache hatten, entweder die in dem Buche erzählten Tatsachen zu widerlegen, oder, falls sie dies nicht vermochten, ein Unrecht soweit als möglich gut zu machen, das einen häßlichen Flecken auf die beteiligte Seite des römisch-katholischen Klerus wirft.

Keins von beiden wurde von jener Seite versucht. Dagegen wurde aus der Gegend von Freystadt in Schlesien, wo die Tragödie des Buches sich abspielte, berichtet, wie katholische Geistliche das Buch unter der Hand von den Besitzern desselben um 10 bis 20 Mark zurückzukaufen versuchten, um seine Verbreitung zu hindern. Die Herren haben dadurch dem Buche keinen Schaden getan, und ich hoffe, es wird weiter seinen Weg gehen und dem katholischen und nichtkatholischen Deutschland und vielleicht weiter über die Grenzen des deutschen Gebietes hinaus in seiner Art und an seinem Teile die Augen öffnen über die letzten Ziele der römischen Propaganda — ähnlich, wie einst „Onkel Toms Hütte" vor der Welt den Schleier fortzog von dem Treiben der amerikanischen Sklavenhalter —, hoffen wir, mit gutem Erfolge.

In dem Vorwort zur *ersten* Auflage wurde erzählt, wie die um ihr rechtmäßiges Erbe von dem *katholischen* Priester betrogenen *katholischen* Witwen — deren beklagenswertes Geschick dem Verfasser dieses Buches die Feder in die Hand drückte — sich an den Deutschen Kaiser wandten und um seine Vermittlung behufs Ausgleichs des an ihnen begangenen Unrechtes baten. Der Kaiser konnte, wie berichtet wurde, auf dem Wege des *formalen Rechts* nichts für die Bittstellerinnen tun. Aber sollte der, welcher ein Schützer der Witwen und Waisen in seinem Reiche zu sein versprach, nicht versucht haben, diejenigen, welche

durch die Manipulationen jenes Priesters bereichert wurden, — den Domherrn sowohl wie den Fürstbischöflichen Stuhl in Breslau mit seinen mannigfachen Stiftungen — zu veranlassen, einen geringen Teil jenes von dem katholischen Priester auf unheimliche Weise erworbenen Erbgutes der Familie v. D. zur Verbesserung des Loses zweier alter Witwen aus dieser Familie zu verwenden? Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß ein solcher Versuch von Allerhöchster Stelle gemacht worden ist — aber wir sahen keinen Erfolg.

Wir setzen voraus, daß auch der Inhaber des Fürstbischöflichen Stuhles in Breslau es als eine seiner Aufgaben betrachtet, die Witwen und Waisen seiner großen Diözese, soweit es in seiner Macht liegt, vor Unrecht zu schützen. Wir haben Grund, anzunehmen, daß ihm die in diesem Buche erzählte Geschichte hinlänglich bekannt ist. Lag es nicht in seiner Macht, das von einem Priester seiner Diözese begangene Unrecht an armen Witwen seiner Diözese wieder gutmachen zu lassen? Der Pfarrer Gyrdt erhielt nach Erlangung der Dyherrnschen Erbschaft von dem damaligen Fürstbischof den Titel „Geistlicher Rat". Es scheint, man respektiert auch heute noch die Tat des geistlichen Rates und läßt darüber arme Frauen unverdienterweise ins Elend gehen.

Der Erbe der Millionen, der Domherr Dr. Franz, ist formell aus dem Domkapitel in Breslau geschieden. Ob er ihm in Wirklichkeit noch angehört, wissen wir nicht. Die Zeitungen berichten öfters, daß er südliche Kurorte aufsucht. Vielleicht folgt er darin dem Beispiel seines väterlichen Freundes, der sich seinerzeit nach seiner Weise in südlichen Kurorten vergnügte. Ob der Domherr Franz, wie die „Germania" im Jahre 1888 frohlockend berichtete, die ererbten Millionen zur Förderung sogenannter katholischer Zwecke verwendet — dahin gehört ja vor allem die Befestigung der römischen Priesterherrschaft in Deutsch-

land —, wissen wir nicht. Doch zweifeln wir nicht, daß der Fürstbischöfliche Stuhl und die katholischen Stiftungen ebensowenig die Annahme von Geldern aus seinem Priestererbe ablehnen werden, als sie seinerzeit es verweigerten, aus der Hand des Pfarrers Gyrdt sich mit Gütern begaben zu lassen, die den berechtigten Erben aus der Hand gewunden waren.

Soviel über das Buch und seine Geschichte. Nur noch einige Worte gestatte mir der freundliche Leser hinzuzufügen.

Mit Entrüstung blicken wir zurück auf jene unheilvollen Zeiten des Mittelalters, wo Rom und der von ihm geleitete Klerus sich oft ungestraft der schändlichsten Mittel bedienen durfte zur Befestigung seiner Herrschaft über Fürsten und Völker. Mord, Raub und Totschlag ganzer Völkerstämme, die Menge der Scheiterhaufen und die Qualen der Tortur wurden von Rom aus gesegnet, wenn sie als Mittel für seine Herrscherwillkür dienten. Die göttlichen Gebote wurden von denen verachtet, welche sich Stellvertreter Christi nannten, wenn sie ihre nichts weniger als göttlichen und christlichen Ziele verfolgten. Ob Familien zugrunde gingen, ob Witwen und Waisen verhungerten, man fragte nicht danach, wenn nur die Macht und der Reichtum Roms und seiner Diener wuchs. Ob ein Volk sittlich verkam, man achtete es nicht und spottete darüber, lebten doch Rom und seine Diener im Überfluß und gab sich der Klerus doch oft den zweifelhaftesten Genüssen dieser Erde hin. Das edelste Kaisergeschlecht, die Hohenstaufen, bei dessen Erwähnung auch heute noch das Herz jedes Deutschen höher schlägt, sie konnten ihr Land nicht schützen vor der Tücke römischer Priester und gingen selbst an dieser Tücke zugrunde.

Wie steht es heute?

Der ernste Leser vergleiche, was ich im Vorstehenden gesagt habe —, — mit dem, was in dem vorliegenden Buche erzählt wird. Er vergleiche jene Zeit des Mittelalters

mit der heutigen Zeit; er forsche in der Geschichte, von der wir ja in unseren Schulen so wenig erfahren und urteile!

Ist Rom, ist der katholische Klerus heute ein anderer, als vor Jahrhunderten? Sind ihm heute die Mittel und Wege, auch die verwerflichsten, ebenso gleichgültig wie vor Jahrhunderten, wenn es sich darum handelt, Reichtum und Macht zu erlangen; und geht er auch heute noch, wenn es sich um diesen Zweck handelt, gleichgültig über den dabei angewandten Lug und Trug, Mord und Totschlag hinweg?

Stehen wir auch in dem neuen Deutschen Reiche so, wie im Mittelalter, daß der edelste und gerechteste Wille eines mächtigen deutschen Fürsten gegen die mit allen Mitteln arbeitende und von Rom behufs Ausbreitung und Befestigung seiner Herrschaft geleitete Propaganda nichts vermag, nicht einmal soviel, um einige arme Witwen vor der durch einen katholischen Priester verursachten Not zu schützen?

Der geneigte Leser beantworte sich diese Fragen selbst.

Ich aber schließe mit der Bitte an jedermann, ob Katholik oder Nichtkatholik, der Verbreitung des „Priestererbe" nach Kräften förderlich sein zu wollen. Dann wird vielleicht einmal eine Zeit kommen, wo es nicht mehr nötig ist, ein solches Buch zu schreiben. Das walte Gott!

Der Verfasser.

Vorwort zur vierten Auflage.

Nachdem auch eine dritte Auflage des „Priestererbe" nötig geworden, aber bald wieder vollständig vergriffen war, mußte eine Neuauflage durch den Tod des Herrn Verfassers leider auf längere Zeit hinausgeschoben werden.

Vielfachen Wünschen entsprechend, hielt es die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung für eine Ehrenpflicht, das lebenswahre Kulturbild auch fernerhin im Sinne des Autors als Warnungs- und Mahnruf fortleben zu lassen.

Möge das Werk seinen bisherigen Weg weiterschreiten!

Leipzig, Sommer 1911.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co.

Erster Teil

Götz von Berlichingen:

. . . „Schließt Eure Herzen sorgfältiger als Eure Tore! Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen."

Es war im Monat März des Jahres 1810.

Der Winter führte noch sein strenges Regiment. Wie große, weiße, baumwollene Büschel hing der Schnee an den Tannenästen, und gleich glitzernden Linnen breiteten sich rings die verschneiten Felder und Wiesen aus, in deren Mitte das altersgraue Stammschloß der Freiherrn von Rosen stand.

In seinem Arbeitskabinett, einem einfachen, in altväterlicher Weise ausgestatteten Zimmer, von dessen Wänden verschiedene Jagdtrophäen und historische Bilder herunterblickten, saß der Besitzer des Schlosses, der greise Freiherr Melchior Gotthard von Rosen, vor dem Schreibtisch und beschäftigte sich emsig mit der Niederschrift irgendeiner wichtigen Angelegenheit. Leise knisternd bewegte sich der Gänsekiel in der Hand des Freiherrn über das rauhe Papier. Der Jagdhund lag schlafend zu den Füßen des Gebieters und knurrte nur zuweilen gemächlich vor sich hin. Sonst war es still in der Stube. Von der Tenne drüben am anderen Ende des großen Gutshofes schallte im Takt der einförmige Schlag der Drescher schwach herüber. Hin und wieder tönte wohl auch der krächzende Schrei irgendeiner über den schneebedeckten Hof dahinfliegenden Krähe in die Stille des Zimmers.

„Gott sei Dank!" Mit diesen Worten richtete sich der Freiherr endlich vom Schreiben auf, spritzte die Gänsefeder an dem großen, hölzernen Tintenfasse aus,

legte sie beiseite und lehnte sich mit leisem Seufzer in seinen ledergepolsterten Stuhl zurück.

Darauf ergriff er die auf dem Rauchtischchen nebenan liegende Meerschaumpfeife, und bald zogen leichte blaue Rauchwölkchen durch die warme Stube.

Plötzlich ließ sich das Schellengeklingel eines Schlittens vernehmen. Der Freiherr erhob sich und trat an das Fenster, von wo aus man den weiten Gutshof übersehen konnte. Es währte auch nicht lange, so fuhr ein Schlitten durch das Tor und hielt vor dem Schlosse. Ein Herr im Pelz entstieg ihm.

„Der Justitiarius," sagte der Freiherr halblaut vor sich hin und trat vom Fenster weg. Bald darauf meldete der Diener den Stadtrichter Mundt, der neben seinem Amte gleichzeitig die Stelle eines sogenannten Justitiarius einnahm und als solcher nach damaligem Landesgesetz die Patrimonialgerichtsbarkeit auf den Gütern des Freiherrn ausübte.

Als der Stadtrichter eingetreten war und nach den herkömmlichen Begrüßungen Platz genommen hatte, nahm der Freiherr das Schriftstück zur Hand und sagte:

„Ich habe soeben mein Testament fertig geschrieben, lieber Justitiar, und Sie kommen gerade recht, daß ich es Ihnen übergeben kann. Prüfen Sie es, damit kein Formfehler gemacht und meine liebe Gemahlin, welche ich zu meiner Universalerbin eingesetzt wissen will, nicht in irgendeiner Weise beeinträchtigt werde."

Der Justitiarius nahm das Dokument aus der Hand des alten Herrn und versprach, die Angelegenheit so bald als möglich zu erledigen. Nachdem man noch verschiedene andere geschäftliche Fragen erledigt hatte, ließ der Freiherr Wein und Gläser bringen, und der Justitiar begann

nun, dem alten Herrn allerhand Neuigkeiten zu erzählen, die ihm, seit er zum letztenmale da war, zur Kenntnis gelangt waren.

„Wissen der Herr Baron schon", sagte er plötzlich, „die neuesten Nachrichten vom Kaiser Napoleon?"

Zornig fuhr der Freiherr bei Nennung dieses Namens auf.

„Ich wollte", sagte er heftig, „daß neunundneunzig Millionen Donnerwetter in ihn und seine Franzosen gefahren wären, und hätten sie samt und sonders vernichtet für alle die Schmach und das Unglück, das sie über unser Preußen gebracht haben."

„Wenn es nur vorläufig eine Million wäre!" sagte der ruhigere Justitiarius lächelnd, „so wäre ich für meinen Teil schon zufrieden. Dann könnten wir uns wieder erheben von unserm Fall bei Jena und Auerstädt. Aber leider ist kein einziges Donnerwetter in Aussicht, welches auf den Usurpator niederfahren und ihn zerschmettern könnte. Vielmehr steigt seine Sonne immer höher und scheint ihm so hell, als ob er der ausgesuchte Liebling der Götter wäre."

„Daß ihn Gott verdamme!" knirschte der Freiherr.

„Man hat mir erzählt," fuhr der Justitiarius fort, „daß er die Prinzeß Luise, Kaiser Franzens Tochter, zum Gemahl begehret, und der Kaiser seiner Bewerbung geneigt ist, ja wohl schon seine Zusage gegeben hat."

„Ist es möglich!" rief der Freiherr. „Also eine Erzherzogin will sich mit diesem Parvenü vermählen, während Witwen und Waisen noch die Trauerkleider tragen um ihre Gefallenen bei Aspern und Wagram?"

Der Justitiarius nickte.

„Gott sei Dank!" sprach der Freiherr, erhob sich und reckte seine gebeugte Gestalt hoch auf. „Gott sei Dank, daß wir nicht österreichisch, sondern preußisch sind! Eine preußische Prinzessin würde ihm die Hand nimmer reichen zum Ehebund!"

Der Freiherr sprang auf und ging in der Stube erregt auf und ab. Dicke Wolken entquollen hastig seiner Pfeife und zogen schwer durch die Luft. Plötzlich blieb er stehen, schöpfte tief Atem und wandte sich an den Justitiarius.

„Wissen Sie, Mundt, unserm armen Preußen hat der korsische Eroberer arg mitgespielt, und Gott hat es nach seinem Ratschluß zugelassen, daß wir klein geworden sind, und die Glorie des letzten Jahrhunderts, als unser großer König Friedrich der Welt zeigte, was Preußen war, erscheint uns jetzt fast wie ein Märlein. Wir waren stolz und froh, daß wir aus der verrotteten österreichischen Wirtschaft des vorigen Jahrhunderts durch den großen König herausgerissen und preußisch wurden. Wir Rosen zumal haben ein Anrecht auf diesen Stolz. Dort mein Großvater und dort mein Großonkel," — der alte Freiherr wies auf zwei Ölgemälde an der Wand des Zimmers — „die haben die große Zeit mit durchgemacht. Als es entschieden war nach dem ersten schlesischen Kriege, daß wir nun preußisch sein sollten, haben die beiden da treu zu den Hohenzollern gehalten. Drüben im Archiv liegen die Briefe, die der große König an meinen Großvater schrieb, in welchen er ihn nicht anders titulierte als: Mein lieber von Rosen! und sich nicht anders unterzeichnete als: Euer wohlaffektionierter Fridericus Rex. Wie oft hat aber auch mein Großvater und sein Bruder unter den größten Gefahren Zufuhr gebracht und

Hilfe geleistet, wenn der König oder Prinz Heinrich in Schlesien stand und die Österreicher ringsum!"

Der Justitiar nickte, als der Freiherr eine Pause machte, und dieser fuhr dann fort:

„Sie kennen das alles, Mundt, und ich brauchte es Ihnen nicht zu erzählen. Aber ich alter Mann muß es aussprechen, muß weit in die Vergangenheit zurückgehen und mich selbst immer wieder erinnern an alles, was Trost und Hoffnung gibt in dieser schweren Zeit. — Wie oft hat mein Großvater erzählt, wie froh man in Schlesien war, als es preusisch wurde! Und die Rosen hatten erst recht Grund dazu; denn was haben sie nicht alles ausstehen müssen, seitdem sie sich zur protestantischen Kirche bekannten! Obgleich uns im Westfälischen Frieden freie Ausübung unserer Religion für alle Zeiten zugesichert war, ist im Namen des Kaisers wohl kaum ein Land härter bedrückt worden, wie unser armes Schlesien, solange es unter österreichischer Herrschaft stand. Was für Mittel hat die österreichische Regierung angewandt, um Schlesien wieder ganz katholisch zu machen! Und meine Vorfahren haben mit gelitten und mit ausgehalten, so schwer es auch war. Alle Kirchengüter sind den Protestanten genommen worden, und die Jesuiten wurden in ihren Bekehrungsversuchen unterstützt durch die Soldaten, die man ihnen zur Hilfe gab. Und doch, mit Stolz sage ich es: hier im ganzen Kreise hat Österreich den Jesuiten zwar Kirchen und Kirchengüter ausgeliefert und uns Lasten aufgebürdet, aber katholisch hat es uns nicht machen können, trotz der Jesuiten und Soldaten. Aus den österreichischen Zeiten stammt denn auch der Mißstand, daß ich neben meinem Schlosse ein Pfarrhaus unterhalten muß, in dem ein katholischer Pfarrer wohnt, der

keine Gemeinde hat, denn auf Meilen in der Runde ist die ganze Bevölkerung protestantisch, und auf meinen Gütern ist kein einziger Katholik. Was tut da der Pfarrer hier, Justitiarius? Ich habe neben meinem Schlosse eine Kirche, die ich nicht betreten kann, aber mit unterhalten muß. Wenn ich, meine Familie und meine Dienstleute zur Kirche gehen wollen, müssen wir zwei Stunden Wegs zurücklegen zur Gnadenkirche, die Friedrich der Große für die Evangelischen hat bauen lassen, weil er die uns genommenen Kirchengüter nicht wiedergeben konnte. Aber wir können doch, seitdem wir preußisch geworden sind, frei und offen unsern Glauben bekennen, dank unsern Hohenzollern. Da muß nun der Teufel diesen Korsen und seine Jakobinerbande gegen uns loslassen! Und der liebe Gott hat es zugelassen, daß wir wieder klein geworden sind. Mein armes Preußen! Mein noch ärmeres Schlesien! — Was sagten Sie vorhin, Justitiarius? Der Korse will die Erzherzogin Luise heiraten? Und was kann das für Folgen für unser Preußen haben? Dem Schwiegervater wird am Ende Schlesien als Gegengeschenk für die Tochter gemacht!"

„Die Kombination liegt nahe," meinte der Justitiar, als der Freiherr sinnend stand, „denn auf Verletzung des Gebietes und auf einen Raub mehr oder weniger kommt es einem Napoleon nicht an, wir haben es leider zu sehr erfahren."

„Mein Gott, was werde ich alter Mann noch erleben müssen!" klagte der Freiherr. „Wie schwer ist es mir geworden, in diesen Kriegsläuften seit anno Sechs mich durchzuschlagen! Über zehntausend Taler an Kriegskontribution habe ich zu zahlen gehabt, ohne den andern großen Schaden, den der Krieg brachte. Mein schönes

Gut Schwaritz habe ich veräußern müssen für ein Spottgeld. Sie wissen es, Mundt. Sonst hätte ich mein Rosenburg nicht behalten. Und wer weiß, was noch alles meinem Sohn Julius bevorsteht, wenn er das Erbe seiner Väter antritt."

Der Freiherr schaute sorgenvoll durch das Fenster hinaus auf den Hof und trommelte mit den Fingern erregt an die gefrorenen Fensterscheiben. Leichte Schneeflocken wirbelten vom Himmel herab, der sich immer mehr verdüsterte; von der Tenne schallte bald dumpf, bald heller der Taktschlag der Drescher; in dem großen Kachelofen knackte und prasselte das Holz, welches der alte Diener frisch aufgelegt hatte. Der Justitiar saß schweigend da, die ausgegangene Tonpfeife in der Hand, vor sich das halbgeleerte Weinglas.

„Herr Baron!" begann er nach einer Weile, „Ihre letzten Bemerkungen encouragieren mich, Ihnen betreffs des jungen Herrn einen Vorschlag zu machen, den mir meine aufrichtige Ergebenheit für das von Rosensche Haus eingibt."

Der Freiherr wandte sich um und sah seinen Justitiar fragend an. Dieser fuhr fort:

„Mein innigster Wunsch ist, daß Sie, Herr Baron, noch recht viele Jahre in Gesundheit und Wohlergehen die Herrschaft führen möchten."

„Ich bin ein alter Mann, Mundt," unterbrach der Freiherr ernst. „Und die tückische Krankheit dieses Winters war ein ernstes memento mori an mich. Doch fahren Sie fort!"

„Der junge Herr Julius, den Sie zu Ihrem Successor eingesetzt haben," fuhr der Justitiar fort, „ist gegenwärtig mit dem andern jungen Herrn Ernst Fried-

rich in Frankfurt a. Oder. Beide Herren sind als Referendare beschäftigt oder, wenn wir es richtiger ausdrücken wollen, nicht beschäftigt."

„Das letztere stimmt wohl," unterbrach der Freiherr, „drum schlagen sie auch mehr über die Stränge, als einem Vater lieb sein kann."

„Nun, bei jungen Leuten drückt man gern ein Auge zu," meinte der Justitiar. „Wir sind alle einmal jung gewesen. — Aber," fuhr er nach einer Weile fort, „ich wollte doch Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die Aussichten in der juristischen Karriere für junge Leute in Preußen verzweifelt schlechte sind bei dem Überfluß der Studierenden. Kommt noch hinzu, daß aus den abgetretenen Landesteilen viele Beamte in die altpreußischen Lande zurücktreten. Wer möchte wohl auch unter einem Jerome Napoleon dienen, wenn ein altpreußisch Herz ihm in der Brust schlägt."

„Gewiß kein braver Mann," unterbrach der Freiherr. „Ich wenigstens würde so handeln, und wenn ich mein Lebtag keine Aussicht auf ein Richteramt hätte."

„Das wird auch wohl für viele der Fall werden, und es ist schlimm für diejenigen, welche keine andere Karriere ergreifen können. Anders ist es aber bei unserem jungen Herrn. Wie wäre es daher, wenn der Herr Julius seine ganze juristische Karriere jetzt gleich an den Nagel hinge, hier nach Rosenburg zurückkehrte und unter des Herrn Barons bewährter Leitung die Ökonomia und Bewirtschaftung der Güter so lernte, daß, wenn, was Gott noch lange verhüten wolle, er einst sukzediert, er dies mit schon erworbener Kenntnis aller hierortigen Verhältnisse und gewonnener Erfahrung tun kann?"

„Sie haben recht, mein lieber Justitiarius; und ich

habe die Sache auch schon hin und her erwogen, wollte auch darüber mit Ihnen, meinem bewährten Ratgeber, sprechen. Nun haben Sie die Sache selbst auf das Tapet gebracht und mir ganz aus der Seele gesprochen. Ich werde noch in diesen Tagen an meine beiden Söhne schreiben und ihnen anbefehlen, daß sie Frankfurt verlassen und auf meine Güter kommen, um hier wirtschaften zu lernen, und zugleich mich unterstützen. Bin ohnehin mit ihrer jetzigen Lebensweise gar nicht zufrieden. Sie müssen in eine lustige und lockere Gesellschaft geraten sein und haben den Etat, den ich ihnen ausgesetzt habe, weit überschritten. — Ja, ja, Sie sind im Rechte, Herr Justitiar. Es ist das beste, was ich tun kann."

Man wollte die Angelegenheit noch ausführlicher besprechen; da trat der alte Diener ein und bat die beiden Herren im Auftrage der gnädigen Frau zu Tische.

*

Es war eine bescheidene Wohnung von zwei kleinen Zimmern, in welcher die jungen Freiherren von Rosen in Frankfurt an der Oder wohnten. Sie führten dort ein lustiges Junggesellenleben, wie dies bei Söhnen aus aristokratischem und genügend reichem Hause in damaliger Zeit der Fall zu sein pflegte. Die Wohnung war für ihre Verhältnisse etwas klein, doch der Vater hatte ihnen bezüglich derselben weise Sparsamkeit empfohlen, die bei ihrem Verkehr mit den Standesgenossen sonst kaum Platz finden konnte. Oft war hier die jeunesse dorée*) von Frankfurt beim Becherklang heiter und ausgelassen, wie es junge Herren, die keine Sorgen haben, nur irgend sein können, und der laute Knall der Champagnerpfropfen

*) Reiche vornehme Jugend.

und der mit Gold und Silbergeld gespickte Spieltisch standen häufig in grellem Kontrast zu dem einfach dekorierten Zimmer.

Nach einem brausend verlebten Abende saßen die Brüder morgens an dem Tische, schlürften ihre Schokolade und hingen jeder seinen Gedanken nach.

„Der Selchow hat doch ein fabelhaftes Glück," unterbrach der jüngere Rosen, Ernst Friedrich, die bisherige Stille. „Er hat mir gestern abend wieder sieben Louisdor abgenommen, und der Köhne hat mindestens ebensoviel an ihn verloren."

Der ältere Bruder, Julius, zuckte die Achsel und sah verdrießlich drein. Nach einer Weile sprach er:

„Es ist doch ein ekelhaft langweiliges Leben in diesem Nest! Vernünftige Arbeit gibt es hier nicht. Und diese ewige Bummelei mit ihrem Spiel und ihren Gelagen habe ich gründlich satt."

„Diesen moralischen Katzenjammer hast du regelmäßig nach einem Abende, wie der gestrige es war, mon cher frère aîné," sagte lachend Ernst Friedrich. „Er hält bei dir aber nicht lange vor, und wenn wir wieder beim Weine sitzen, merkt man dir keine Duckmäuserei an."

„Du irrst dich," entgegnete Julius. „Ich mache alles mit, um keinem die Laune zu verderben; aber Vergnügen und Genuß finde ich, bei Gott, nicht dabei. Könnte ich eine Tätigkeit finden, die sogleich alle meine Kräfte in Anspruch nähme, und wäre es als Richter in dem obskursten Winkel Preußens, ich sagte lieber heute wie morgen diesem Schlaraffenleben Valet."

„Diese Expektoration ist wohl durch die Moralepistel hervorgerufen, die unser Alter uns neulich geschickt hat?" spottete der jüngere Bruder.

„Er hat recht gehabt, unser guter Vater," sprach Julius verweisend. „Wo soll das hinaus, wenn wir mit dem, was er uns zum Unterhalt ausgesetzt hat, nicht auskommen und noch eine unabsehbare Reihe von Jahren — denn wer weiß, wann wir einmal zu Amt und Brot kommen — jedes Jahr einen Teil unseres mütterlichen Erbes verzehren? Doch ich sehe keinen Ausweg für jetzt."

Der Diener trat ein, um das Geschirr abzuräumen. In der Hand trug er einen Brief, den er vor Julius auf den Tisch legte. „Soeben angekommen," meldete er, nahm das Tablett mit dem Geschirr und entfernte sich.

„Vom Vater!" sprach Julius, als der Diener hinaus war.

„O weh!" seufzte Ernst Friedrich, indem er sich an das letzte Schreiben des Vaters erinnerte.

Julius öffnete den Brief und las. Sein Gesicht erheiterte sich, je weiter er kam, und als er zu Ende war, reichte er den Brief dem Bruder mit den Worten: „Gott sei gelobt! Vater hat das Richtige getroffen!"

Verwundert nahm Ernst den Brief und las gleichfalls, doch, wie es schien, weniger befriedigt, als sein Bruder, und als er fertig war, seufzte er: „Also zurück nach Rosenburg sollen wir kommen! In die dörfliche Langeweile mit ihrem ewigen Einerlei zwischen Knechten und Tagelöhnern, die man kontrollieren muß, dann und wann ein gebildetes Gespräch über Kartoffel- und Getreidebau usw. usw."

„Vor allen Dingen aber eine Tätigkeit, in der man schaffen und sich nützlich machen kann," fiel Julius ein.

„Mag für dich, den einstigen Besitzer der väterlichen Güter, eine verlockende Perspektive sein. Ich meinerseits

habe durchaus keine Neigung zum Gutsbesitzer,“ sagte Ernst Friedrich mit Bitterkeit.

Das Gespräch wurde abermals durch den Diener unterbrochen, welcher kam, nach den Befehlen der jungen Herren zu fragen. Als diese gegeben worden waren, berieten die Brüder, in welcher Weise sie sich hier verabschieden wollten, setzten auch, da der Vater allen Ernstes die schleunigste Abreise empfohlen hatte, den Tag für dieselbe annähernd fest. Ernst Friedrich hätte ihn gern so weit wie möglich hinausgeschoben, doch die Aussicht, auf der Heimreise noch einige Tage in Breslau bei den Verwandten zubringen zu können, beruhigte ihn bald, und er machte Pläne, wie sie diese Tage recht ausnützen wollten. —

Schon binnen einer Woche waren die Brüder auf der Reise. Es verstrichen einige Tage, bevor sie in der schlesischen Hauptstadt anlangten und in dem Hause ihres Onkels, dem Bruder ihrer Stiefmutter, dem Herrn v. Berge, Einkehr hielten. Mit Freuden wurden sie von dem alten noch sehr lebenslustigen Herrn und seiner Frau empfangen. Man tat alles, um, wie der Alte sagte, den jungen neveus das Leben in Breslau angenehm zu machen. Fête folgte auf fête, und am Tage vor ihrer Abreise wurde noch ein glänzender Ball gegeben, zu dem eingeladen wurde, wer nur immer mit der Familie bekannt war. —

„Frau Majorin von Dohlen mit Fräulein Tochter!“ meldete am Abend des Festes, als die Gäste erschienen, unter anderen der Diener, und herein in den Salon traten eine ältere, etwas korpulente Dame in altmodischer Toilette, der eine Sylphidengestalt in einfachem weißen Kleide folgte.

„Eine welkende und eine aufblühende vielversprechende Schönheit!" flüsterte Herr von Berge seinem Neffen Julius zu, als er ihn bei der Hand nahm, um ihn den Genannten vorzustellen. Flüchtig nur verbeugte sich der Freiherr vor der Majorin, um dann der Tochter, welche wie schüchtern sich hinter der breiten Gestalt der Mutter verbarg, sein Kompliment zu machen. Mit gesenkten Augenlidern und einem tadellosen Knix erwiderte sie die Verbeugung des jungen Rosen. Dann erst blickte sie zu ihm auf, nur flüchtig, und doch war es ihm, als ob ihn ein Blitz aus den tiefdunkeln Augensternen getroffen hätte. Von dem klassisch schön geformten Haupte fielen glänzendschwarze Locken auf die zum Teil entblößten Schultern herab. Es waren offenbar Kinderaugen, in die er geschaut hatte, aber sie ließen eine gewisse Frühreife durchblicken, die in anziehendem Kontrast zu dem Kinderantlitz stand. Julius' Blick weilte wie gebannt auf diesem liebreizenden Gesichtchen. Gern hätte er sich in eine Unterhaltung mit dem schönen Mädchen eingelassen, aber der Onkel zog ihn fort, um ihn neuen Gästen vorzustellen.

Doch so oft Julius im Laufe des Abends in Amaliens Nähe kam — so hieß das entzückende Geschöpf —, sei es, daß sie zufällig in der Gruppe sich befand, mit der er sich unterhielt, oder daß sie ihm beim Kontre gegenüberstand, immer fesselte sie ihn aufs neue, und wenn er beim Tanz die zarte feine Hand erfaßte, kam ihm das Empfinden, als möchte er sie überhaupt nie mehr wieder freigeben. Er konnte sich an ihr nicht sattsehen, und fast schien es ihm, als blitzte es ihn aus den dunkeln Augen immer feuriger und verlockender an. Sie war eine ganz eigene Erscheinung. Sie glich einer unter südlichem

Himmel Geborenen und besaß jene frühreife naive Koketterie, mit welcher die Kinder des Südens gerade den kühlen Mann des Nordens oft unwiderstehlich zu fesseln wissen.

„Ich glaube," schnarrte der Regierungsassessor von Bredow, „der Rosen fängt an der kleinen Dohlen Feuer. Sehen Sie nur, Herr von Bennewitz, wie die beiden tanzen! Als ob sie allein im Saale wären."

„Kein Wunder!" entgegnete der Angeredete. „Sie ist unbestreitbar ein selten schönes Kind, und dabei ist sie erst ein Knösplein. Wie wird erst die Knospe werden!"

„Die jedenfalls kein Regierungsassessor in seinen Hausgarten zu versetzen geneigt sein darf."

„Ah! Weil sie arm ist?" fragte Bennewitz.

„Wie eine Kirchenmaus," sagte Bredow lachend. „Aber das wäre für den, welcher mit Glücksgütern gesegnet ist, kein Hindernis. — Wenn nur die fatale Vergangenheit nicht wäre!" fügte er leise hinzu.

„Welche? der Tochter?" fragte Bennewitz ungläubig.

„Wie man's nimmt," sagte Bredow. „Tochter oder Mutter, es kommt auf eins heraus."

„Aber ich bitte Sie, Bredow, was soll die junge Dohlen denn für eine Vergangenheit haben? Ich schätze sie kaum sechzehn Jahre, noch ein Kind."

„Ganz recht!" nickte Bredow. „Solange ungefähr wird's sein, daß sich der alte Major von Dohlen erschossen hat."

„Erschossen? Sie machen mich neugierig, Bredow; kommen Sie dort auf das Ecksofa und erzählen Sie!"

„Da ist wenig zu erzählen von meiner Seite; denn ich kenne durch meinen alten Onkel, den General

von Ternewitz, nur gleichsam den Inhalt der Komödie, die teilweise eine Tragödie wurde. Der Major von Dohlen hatte noch den siebenjährigen Krieg mitgemacht. Als er seinen Abschied genommen hatte, zog er sich auf sein Gut in Oberschlesien zurück. Dort wurde es ihm, als er älter war, zu einsam. Er beging die Torheit, ein ganz junges Mädchen, die Tochter eines herabgekommenen polnischen Edelmannes zu heiraten. Seiner jungen Frau aber wurde es bald auf dem abgelegenen Gute und an der Seite des alternden Gatten zu langweilig, und bald erzählte man sich von allerhand sonderbaren Allüren der Dame. Zuletzt ging sie mit einem hübschen Zigeunerhäuptling durch. Der Spaß dauerte aber nicht sehr lange, da kam sie wieder, um sich ihrem Alten reumütig zu Füßen zu werfen. Doch diesem war es auf seinem großen Besitztum auch zu langweilig geworden, und er hatte sich erschossen, nachdem er zuvor seine Güter seinem Bruder vermacht, da Leibeserben nicht vorhanden waren. Bei dem letzteren aber fand die Durchgegangene verschlossene Türen. Sie kam nach Breslau und genas hier eines Töchterleins. Die schwarzen Augen und das hängende Rabenhaar stehen in grellem Kontrast zu den blauen Augen und blonden Haaren der Mutter. Aber gerade das macht beide, und besonders die kleine Hexe, noch interessanter, ebenso wie der leichte Anflug von jenem dunkeln Teint, wissen Sie . . . hm!"

„Ist es möglich!" sagte Bennewitz und fixierte die junge Dohlen, welche soeben von Julius von Rosen nach Beendigung eines Tanzes ihrer Mutter zugeführt wurde. „Dieses Graziöse in ihrem ganzen Wesen!"

„Ja, ja, lieber Bennewitz," sagte Bredow, „das liegt in der Art. Sehen Sie Ihrer Mutter wohl an, daß sie

sich mühsam von dem Halten einer Nähschule ernährt, die sie für junge Damen aus aristokratischen Kreisen errichtet hat? Sie tritt auf, als ob sie über Hunderttausende kommandierte und sich herabgelassen hätte, den Bergeschen Salon mit ihrer Gegenwart zu beehren. Man sagt ja, der alte Berge habe ein faible für die Majorin, natürlich in allen Ehren."

*

Das Jahr 1812 war ins Land gezogen. Die Januarstürme brausten über die Fluren und durch die Föhrenwälder und knickten hier tausende von starken Stämmen, die unter der schweren Last des Schnees gebeugt gestanden hatten. Schlimmeres ließen die Nachrichten erwarten, die ins Land kamen und von der immer mehr zunehmenden Feindschaft zwischen Rußland und Frankreich Kunde gaben und immer wahrscheinlicher den Krieg zwischen beiden Völkern erscheinen ließen. Österreich war im Bunde mit dem gewaltigen Napoleon, und das arme Preußen mußte notgedrungen sein Heer rüsten, um es ihm für die Bekämpfung Rußlands zur Verfügung zu stellen.

Auch nach Rosenburg kamen die Nachrichten und regten besonders den alten Freiherrn gewaltig auf. Bei seinen Kindern, namentlich bei dem ältesten Sohne, trat die Teilnahme an den großen Weltbegebenheiten zurück vor der Sorge, die sich betreffs der Gesundheit des Vaters in den Vordergrund drängte. Julius hatte nach seiner Ankunft auf dem väterlichen Gute mit aller Energie eines arbeitsdurstigen Geistes sich in die Verwaltung der umfangreichen Güter eingearbeitet und fühlte sich wohl dabei, während Ernst Friedrich sich oft seufzend wieder hinaussehnte in die sogenannte große Welt. Der

alte Herr kränkelte bereits den ganzen Winter, und er sprach daher die Absicht aus, den ältesten Sohn mit der vollen Verwaltung der Güter vom Frühjahr ab zu betrauen. Vielleicht ahnte er, daß die Tage seines Lebens gezählt waren, denn so oft es nur anging, rief er seinen Ältesten an seinen Krankenstuhl, in dem er die meiste Zeit des Tages zubrachte, um mit ihm über alle seinen Besitzstand betreffenden Verhältnisse zu reden.

Wieder einmal hatte der alte Freiherr seinen Sohn Julius zu sich befohlen. Er fühlte sich matt und schwach und vermochte nur mit Unterbrechungen zu sprechen. Julius saß ihm zur Seite und horchte aufmerksam auf die Worte des geliebten Vaters.

„Lieber Sohn," sagte der Freiherr, nachdem er eine Weile geschwiegen und die Augen geschlossen hatte. „Lieber Sohn. Ich habe alles Vertrauen zu dir. Doch möchte ich, daß du angesichts der schweren Zeiten, in denen wir leben, angelobest, alle Kräfte, die dir unser Herrgott in so reichem Maße gegeben hat, dazu anzuwenden, daß das Erbe deiner Väter bei dem Hause derer von Rosen bleibe."

„Ich gelobe es Ihnen, teurer Vater!" erwiderte Julius bewegt.

„Gut, mein Sohn, du bist ein Edelmann, das weiß ich, und du wirst Wort halten. Hoffentlich kommen für dich bessere Zeiten, wenn auch vorläufig noch die Kriegsfackel jeden Aufschwung zum Besseren wegfegt. Es ist mir ein fürchterlicher Gedanke, daß die Zeiten zu schwer werden könnten, und du die mit so vieler Mühe zusammengehaltenen Güter am Ende an einen andern veräußern müßtest."

„Vater!" erwiderte der Sohn stolz, „solange ich

Kopf und Arme gebrauchen kann, sollen die Rosenschen Güter in keine andern Hände fallen."

„So ist's recht, mein Sohn," nickte der Alte, und fuhr nach einer Weile fort. „Eins lege ich dir besonders noch ans Herz, deine Stiefmutter . . . ."

„Vater!" unterbrach der Sohn, „sie ist mir wie eine rechte Mutter gewesen und wird es mir immer sein."

„Ich weiß es," sagte der Alte, „Elisabet von Berge kannte ihre Pflichten, und obenan standen ihr ihre Mutterpflichten, und sie hat dich und Ernst Friedrich treu wie ihre eigenen Kinder gehalten, und nicht bloß das, sie hat Euch auch ein Herz voll aufrichtiger Liebe gegeben. Vergiß es nie, mein Sohn, auch wenn einst eine andere Hausfrau hier schalten und walten wird, und sorge für deine jüngeren Geschwister wie ein Vater."

Draußen hörte man einen Wagen vorfahren, Julius stand auf und trat an das Fenster.

„Es ist Emma von Treskow," berichtete er dem Vater.

„Unsere liebe Emma!" sagte der Vater. „Willst du sie nicht empfangen?"

„Ernst Friedrich ist mir schon zuvorgekommen," erwiderte Julius ruhig. „Ich werde sie später bei der gnädigen Frau Mutter und den Schwestern finden."

Der alte Herr blickte seinen Sohn prüfend an. Nach einer Weile sprach er: „Emma ist ein gutes, braves und sehr verständiges Mädchen, dabei leidlich hübsch. Wir haben sie alle sehr lieb, und mir schien es, du, der schon als Knabe immer ihr Gefährte war, hättest sie auch gerne."

„Gewiß, lieber Vater; warum sollte ich auch nicht! Sie ist mir stets eine liebe Freundin gewesen, und wir vertrauten uns als Kinder alle Geheimnisse an, die Kin-

der haben, und ich bin ihr," fügte er lächelnd hinzu, „ein allzeit treuer Ritter gewesen, wenn sie als kleine energische Person etwas auszufechten hatte. Deshalb begreife ich auch nicht, warum sie sich, seit ich wieder in Rosenburg bin, mir gegenüber fast immer mit dem Schleier der Unnahbarkeit umgibt."

„Hm!" brummte der Freiherr. „Weißt du auch, daß sie die Erbin eines beträchtlichen Vermögens ist? Sie wird einmal eine gute Partie für den, der ihre Hand erwirbt."

„Um deswillen würde ich mich nicht bewerben," warf Julius hin, und sah wie träumend nach der Zimmerdecke.

„Ja, ja," erwiderte der Vater. „Das ist schon ganz recht; denn die Hauptsache bleibt immer, daß sich die Herzen finden. Und wenn einer meiner Söhne ein ganz armes, selbstverständlich braves Edelfräulein heiraten wollte, so würde ich an und für sich nichts dagegen haben."

Julius erglühte bei diesen Worten und seine Augen leuchteten. Er sprang auf, beugte das Knie vor seinem kranken Vater, ergriff dessen rechte Hand und drückte einen innigen Kuß darauf.

„Vater, teurer Vater!" sagte er aufs höchste bewegt. „Haben Sie Dank für dieses Wort. Es löst mir die Zunge, und ich wage es, Ihnen zu gestehen, daß es eine gibt, die ich mehr liebe als mein Leben, und die mein eigen dereinst zu nennen ich für das höchste Glück meines Lebens erachten würde. Sie ist arm, teurer Vater, ganz arm, aber sie ist von altem Adel und schön, so schön, wie keine."

„Ah! Du hast also schon gewählt?" fragte der Freiherr erstaunt und richtete sich mühsam auf.

„Ja, teurer Vater. Als ich vor zwei Jahren von Frankfurt hierher reiste, weilten wir, Ernst Friedrich und ich, mit Ihrer gütigen Erlaubnis bei Onkel von Berge in Breslau. Dort sah ich sie zum ersten Male; sie war fast noch ein Kind. So oft ich seitdem in Breslau war, sah ich sie wieder und zum letzten Male vor vier Wochen, als Sie mich zur Erledigung unserer Angelegenheiten mit dem Herrn von Köckeritz nach Breslau sandten. Ich habe mich ihrer Mutter vertraut und weiß, daß ich wieder geliebt werde; ich aber gelobte mir, diese und keine andere zur Gattin zu wählen. Doch wagte ich es bis heute nicht, Ihre Genehmigung zu erbitten; das war töricht von mir, aber ich hoffe auf Ihre Verzeihung, Sie werden mir, das weiß ich, nicht zürnen und nach Ihren Worten von vorhin erhoffe ich Ihre Genehmigung."

Aufmerksam und in immer größerer Spannung hatte der alte Herr zugehört. Als sein Sohn jetzt eine Pause machte, sagte er: „Aber nun sage mir vor allen Dingen, wie heißt denn die junge Dame, von der du sprichst?"

„Verzeihung, mein Vater, daß ich vergaß! Sie heißt Amalie von Dohlen?"

„Dohlen?" wiederholte fragend der Freiherr, und er schien sich auf etwas besinnen zu wollen. „Doch nicht ... Aber nein ... Wer ist ihr Vater?"

„Ihr Vater ist tot. Ihre Mutter die verwitwete Frau Majorin von Dohlen ...."

„Halt!" rief der alte Herr. „Doch nicht dieselbe, die an der Magdalenenkirche in Breslau wohnt und eine Nähschule hat?"

„Ja!" erwiderte Julius, verwirrt und zugleich erschrocken über des Vaters sichtbare Erregung. Dieser aber riß seine Hand los, die der Sohn gefaßt hatte, und be-

mühte sich, aufzustehen. Doch er sank zurück in die Kissen; in sein Gesicht schien alles Blut zu schießen, denn es wurde dunkelrot. Sein Blick richtete sich starr und wie entsetzt auf seinen Sohn, er hob die Hand empor, und mit erstickter Stimme sagte er heiser: „Nie und nimmermehr werde ich . . . . ."

Da fiel die Hand schwer herunter. Durch die ganze Gestalt ging ein Zucken. Die Lippen bewegten sich zitternd — einige gurgelnde Laute kamen aus dem zum Sprechen geöffneten Munde — dann fiel er zurück. Julius fing den toten Vater auf, während auf seinen erschreckten Ruf hin die Diener hereinstürzten, die den Verblichenen einstweilen auf den Diwan betteten.

Einige Tage später trug man die sterblichen Reste des alten Freiherrn von Rosen mit dem üblichen Gepränge zu dem nahen Friedhof, wo er im Erbbegräbnis neben seinen Ahnen die letzte Ruhe fand.

*

Frau von Dohlen war soeben aus der inneren Stadt kommend vor der Tür ihrer bescheidenen Wohnung am Platze bei der Magdalenenkirche wieder angelangt. Schneller wie sonst stieg sie die zwei schmalen dunkeln Treppen hinauf und trat mit hoch geröteten Wangen in eins der bescheiden ausgestatteten Zimmer, die sie bewohnte. Erschöpft warf sie sich auf einen Sessel, der an einem der niedrigen Fenster stand. Ihr gegenüber am anderen Fenster lehnte in einem ebensolchen Sessel ihre Tochter und blickte hinaus auf den Platz vor der Kirche und nach der angrenzenden Altbüßerstraße. Der Verkehr da unten schien sie so zu interessieren, daß sie von der eingetretenen Mutter kaum Notiz nahm.

Als diese einigermaßen zu Atem gekommen war, sagte sie erregt: „Eine schöne Neuigkeit, die ich da erfahren habe! Denke dir, der alte Freiherr v. Rosen ist schon seit acht Tagen begraben, und wir wissen nichts von seinem Ableben."

„Ich glaube nicht daran, man wird dir etwas aufgebunden haben," erwiderte die Tochter gleichgültig. „Julius v. Rosen würde in einem solchen Falle nicht unterlassen haben, uns den Tod seines Vaters in aller Form anzuzeigen."

„Man hat mir nichts aufgebunden!" entgegnete die Majorin bestimmt. „Ich war bei den Berges. Sie sind in tiefer Trauer, und Frau v. Berge entschuldigte sich, es uns nicht früher mitgeteilt zu haben."

„Wenn das wahr ist," sagte Amalie mit ruhig tiefer Stimme, „dann werde ich diese Vernachlässigung dem Herrn Julius von Rosen nach Gebühr heimzahlen."

„Es soll so plötzlich gekommen sein, erzählten mir Berges. Vielleicht hat er in der Verwirrung vergessen, uns zu schreiben," erwiderte die Mutter.

„Bah!" sagte die Tochter geringschätzig. „Der Tod seines Vaters macht ihn zum Herrn v. Rosenburg, und das ist eine beneidenswerte Stellung. Hat er vergessen, daß die erste Nachricht davon mir gebührt, die er anbetet, wie er mir bei seinem letzten Hiersein wiederholt versicherte, und der er sein alles zu Füßen zu legen bereit ist, so trifft ihn die Schuld, und er hat die Folgen zu tragen."

„Kind, Kind!" warnte die Majorin, „wenn du dich in dem Rosen nur nicht täuschest! Ich kenne die Männer."

Amalie zog die wohlgeformten Schultern hoch, und ein verächtliches Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Der Assessor von Sobiesky begegnete mir und läßt sich dir bestens empfehlen," berichtete die Mutter. „Er wird, wie er sagte, heute abend sich die Ehre geben, seinen Tee bei uns zu nehmen."

„Und mich mit seinen faden Redensarten langweilen," sagte verdrießlich Amalie.

„Aber Kind, er ist sterblich in dich verliebt."

„Ha, ha!" lachte Amalie. „Dieser lange Aktenmensch!"

„Liebe Amalie," sagte die Mutter eindringlich, „du weißt, wie sehr ich wünsche, dich gut versorgt zu sehen. Du weißt aber nicht, ob der Rosen ungeachtet seiner Erklärungen Wort halten kann oder wird. Behandle daher, ich bitte dich, den Sobiesky nicht gar zu abfällig. Wir sind arm, und manches junge und dabei reiche Mädchen wird den Besitzer v. Rosenburg merken lassen, wie gern es seine Gattin würde."

„Ich nehme es mit jeder auf," entgegnete Amalie stolz und warf mit unnachahmlicher Grazie den schön geformten Kopf auf.

„Ich weiß es, mein schönes Kind," sprach die Mutter, indem sie bewundernd zu dem jungen Mädchen aufsah. „Dennoch bitte ich dich, gegen Sobiesky etwas freundlicher zu sein. Er ist ja doch, wenn er auch kein großes Vermögen hat, immer im schlimmsten Falle keine zu verachtende Partie, wenn er erst eine feste Stelle haben wird als Beamter."

„Meinst du vielleicht, chère maman, daß ich in meinem Alter als Beamtenwitwe auch einmal eine Nähschule errichten soll, wie du es hast tun müssen, da der Herr Major v. Dohlen bei seinem Tode nicht die Güte gehabt hat, dir ein hinreichendes Vermögen zu

hinterlassen, um standesgemäß leben zu können?" fragte die Tochter in sarkastischem Tone.

Die Mutter errötete und schwieg.

„Ich fühle durchaus keine Neigung zu einer solchen Karriere," fuhr jene fort. „Ich will in der Gesellschaft eine Rolle spielen und will glänzen, wie manche andere von unserem Stande, welche weniger das Zeug dazu hat, als ich es zu haben glaube. Darum akzeptiere ich auch Julius v. Rosen; er wird mir die Mittel nicht versagen, die ich beanspruche." Nach diesen Worten erhob sie sich, trat vor den altmodischen Toilettespiegel und begann ihr Haar zu ordnen, während die Mutter ihr dabei hilfreiche Hand leistete. —

Zu derselben Zeit saß die verwitwete Baronin von Rosen in tiefer Trauer in ihrem einfach, aber geschmackvoll ausgestatteten Boudoir und las eifrig in einem Schriftstück, das sie in den zitternden Händen hielt. Öfter hielt sie inne und trocknete die Augen, aus denen immer von neuem die Tränen quollen, wenn sie einige Zeilen gelesen hatte.

Da klopfte es leise. Auf ihr „Herein!" öffnete sich die Tür, und Julius erschien auf der Schwelle.

„Störe ich, teure Mama?" fragte er beim Eintreten.

„Du störst mich nie, mein lieber Sohn," entgegnete sie und reichte ihm die Hand. Er trat näher und küßte sie respektvoll. Sie aber zog ihn nieder zu sich und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. Dann zeigte sie auf das Schriftstück und sagte mit bewegter Stimme: „Die letzten Aufzeichnungen deines Vaters für mich."

Julius betrachtete sinnend die kernigen Schriftzüge und seufzte tief auf.

„Wie treu und gut hat er es doch mit mir, seiner Gemahlin, und mit Euch, seinen Kindern, gemeint! Alle seine Aufzeichnungen zeugen von seiner großen Liebe zu uns," sprach sie und blickte zu ihrem Stiefsohn empor, der aufrecht neben ihr stand. Dieser fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen trüben Schatten von ihr verscheuchen. Die Baronin sah ihn prüfend an.

„Julius!" sagte sie sanft und drückte seine Hand. „Ich weiß und begreife sehr wohl, wie dich der Tod des teuren Entschlafenen ergriffen hat. Warst du doch bei ihm, als der Anfall kam, der seinem Leben so unerwartet ein Ende bereitete. Aber, Julius, verzeih' wenn ich irre, fast scheint es mir, als ob noch etwas anderes dein Herz beschwert. Denn wenn der Verlust unseres Vaters dich auch tief berührt hat, so erscheinst du mir, wie soll ich sagen . . . so gedrückt, daß es mich an meinem charakterfesten Sohne befremdet, und fast fürchte ich, daß noch ein herberer Schmerz in deinem Inneren nagt. Sprich offen, lieber Sohn, und schütte mir dein Herz aus."

„O Mutter!" sagte er, kniete vor ihr nieder und barg das Gesicht in ihren Schoß. „Es ist unsagbar traurig, und ich finde nicht Ruhe noch Trost. Bin ich es doch, der Vaters Tod durch mein unüberlegtes Bekenntnis veranlaßt hat, ohne daß ich es auch nur leise ahnen konnte. O, hätte ich doch geschwiegen, dann wäre das nicht eingetreten, was mich unglücklich macht für mein ganzes Leben!" Und nun berichtete er der Mutter alles. Er schilderte ihr seine Bekanntschaft mit Amalie von Dohlen, erzählte von seinen Befürchtungen, die er in bezug auf die Einwilligung seines Vaters zu dieser Heirat gehegt hatte, berichtete über seine letzte Anwesenheit in Breslau, bei der er sich der Majorin entdeckte und kam

schließlich auf den unheilvollen Augenblick zu sprechen, in dem er dem Vater das Geständnis seiner heimlichen Neigung zu Amalie machte und jene verhängnisvollen letzten Worte als Antwort erhielt.

Schmerzlich bewegt hörte die Freifrau der Erzählung ihres Stiefsohnes zu; dann sagte sie, als er geendet.

„Armer Julius! Armer Sohn! Nun begreife ich, was in diesen trüben und schmerzlichen Tagen in dir vorgegangen ist."

„Ja, Mutter, es ist zum Wahnsinnigwerden, wenn man sich sagen muß, daß man den Tod seines Vaters verschuldet hat."

„Ruhig! Ruhig, lieber Sohn! Ursache und Schuld sind zwei ganz verschiedene Dinge. Muß ich, eine Frau, dies dem Juristen sagen? Dein treuer Vater würde wohl ohne diesen Vorfall uns noch eine kurze Zeit erhalten worden sein, das ist wahr. Aber, lieber Julius, in der Erfüllung der Pflicht, die kindliche Pietät dir auferlegte, wird Gott selbst keine Schuld finden. Darum blicke hinauf zu dem Allweisen und Unerforschlichen, der es zuließ, daß dein Bekenntnis die Ursache unseres herben Verlustes wurde."

Der Sohn nahm beide Hände der Mutter und küßte sie.

„Haben Sie Dank für Ihre Worte, teure Mutter! Wollte Gott, sie könnten mir Trost geben!"

Da klopfte es an die Tür. Der junge Freiherr stand auf. Johann, der Diener, trat herein und meldete, daß Besuch angekommen sei.

„Gehe, lieber Sohn!" sprach die Freifrau. „Wir sprechen noch darüber, über alles."

Julius entfernte sich langsam. Er hatte der Mutter

nun offen gesagt, was ihn fast zur Verzweiflung trieb; aber leichter war es ihm nicht ums Herz.

Als er das Zimmer verlassen hatte, begab er sich in den Park, um dort weiter seinen Gedanken nachzugehen. Hier sah es noch ganz winterlich aus. Die alten Linden streckten ihre Äste kahl zum Himmel empor und zerstreut lagen noch einige Schneehaufen auf den Wegen. Aber schon blickten die ersten Schneeglöckchen und Veilchen neugierig aus der halb winterlichen Erde hervor und liebäugelten mit dem blauen Himmel, von dem heute nach langer Zeit zum ersten Male wieder mild und warm die Sonne herniederschaute. Kaum hatte Julius einige Schritte getan, als er aus einem Seitengange Emma von Treskow, einige Schneeglöckchen und Veilchen in der Hand haltend, auf sich zukommen sah.

„Du hier, liebe Emma?" begann er nach der ersten Begrüßung. „Weiß Mama es schon?"

„Ich hörte bei meiner Ankunft," antwortete Emma, „du wärest bei Mama, und da wollte ich nicht stören; ging daher einstweilen in den Park, um für sie die ersten Frühlingsboten zu pflücken. Jedenfalls darf ich wohl jetzt zu ihr eintreten, wenn sie es erlaubt."

„Frau von Hohenthal mit Tochter ist soeben bei Mama angelangt, ihren Kondolenzbesuch zu machen."

„O weh!" sagte Emma, „da werde ich wohl, hoffentlich nicht zu lange warten müssen. Denn mit diesen Damen mag ich nicht gern zusammenkommen; ich kann meine Antipathie gegen sie nicht überwinden, soviel Mühe ich mir auch gebe."

„Hoffentlich ist deine Antipathie gegen mich nicht auch so groß, sonst müßte ich mich schleunigst entfernen."

„Julius!" rief sie halb erzürnt und sah zu ihm auf.

Ein Blick genügte, um sie erkennen zu lassen, daß das, was sie eben gehört, weder Neckerei noch etwas dergleichen war. Es lag etwas so Tiefernstes und Schwermütiges auf seinem Gesicht, wie sie es noch nie gesehen. Rasch reichte sie ihm die Hand, die Tränen traten ihr in die Augen, indem sie sagte: „Du weißt, Julius, wie sehr ich Anteil an Eurem Leid nehme! Wie könnte mir da die Gesellschaft eines von Euch, also auch die deine, unangenehm sein! Ach, — hatte ich doch deinen Vater so lieb, als ob er mein eigener gewesen wäre!"

„Ich weiß es wohl," erwiderte er. „Und er hatte dich auch lieb, sehr lieb. Noch in seiner letzten Stunde hat er es mir ausgesprochen, bevor die Katastrophe eintrat und die verhängnisvollen Worte aus seinem Munde kamen."

„Julius!" rief Emma. „Ich habe nichts über die letzten Augenblicke deines Vaters gehört, als daß er mitten im Gespräch mit dir plötzlich vom Schlage getroffen wurde. Was sprichst du da von verhängnisvollen Worten?"

Er schwieg lange, ehe er weiter sprach. Endlich sagte er: „Emma, du bist wie ein Kind unseres Hauses, und wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich mir sagen, daß ich zu dir fast mehr Vertrauen habe, als zu allen meinen Geschwistern, wenn wir, du und ich, auch in den beiden letzten Jahren ein wenig auf Kriegsfuß gestanden haben, ohne daß ich eigentlich weiß, wie das zuging."

Emma antwortete nicht und wandte sich errötend ab.

„Komm," fuhr er fort, „setze dich zu mir auf diese Bank hier; ich will dir einen Beweis meines vollen Vertrauens geben und dir eine Geschichte erzählen, aber eine

solche, die nur für dich allein ist, anders als die Märchen, die ich dir oft als Knabe erzählte."

Sie setzten sich. Einen Augenblick herrschte Schweigen. Es schien, als ob Julius überlegte, während Emma erwartungsvoll und klopfenden Herzens dasaß. Dann begann er: „Meine Geschichte könnte ich beginnen auch in der Weise eines Märleins. — Es war einmal ein Jüngling, der war leidlich gut erzogen und lebte in den Tag hinein in lustiger Gesellschaft bei Wein und Spiel. Aber von Frauenliebe wußte er noch nichts. Das Ideal einer Frau war ihm seine Mutter, und ein gleiches hatte er nicht gefunden unter den Frauen seiner Bekanntschaft. — Da fand er eines Tages unvermutet ein Kind, vornehm von Geburt, doch einfach und ganz arm. — Sie glich einem süßduftenden Veilchen, fein und lieblich anzusehen in seiner Verborgenheit. — Ihm aber war es beim Anschauen, als ob er bis dahin in Nacht und Dunkel gewandelt hätte und ihm die Sonne erst jetzt anfinge zu scheinen. — Er begann ein neues Leben, ein Liebesleben, und er wußte auch, ohne sie würde dies Leben keinen Wert mehr für ihn haben. — Da kommt er zum kranken Vater und bittet ihn um seine Erlaubnis, sich mit ihr verbinden zu dürfen fürs Leben. Und der Vater — flucht — nein! ich will wahrheitsgetreu erzählen — erhebt die Hand gegen den Sohn und ruft zornig: Nie und nimmer! — und — stirbt!"

Julius schwieg. Er heftete während der ganzen Erzählung den Blick auf die Erde und sah nicht, wie Emma immer mehr erbleichte und mühsam nach Fassung rang. Als er geendet, fragte sie leise: „Der Jüngling bist du?"

Er nickte nur. Da rang sich ein tiefer Seufzer aus

ihrer Brust und sie brach in die Worte aus: „O mein Gott, wie schrecklich!"

„Nicht wahr, liebe Emma," sprach er, richtete sich auf und sah sie an, „das ist eine schreckliche Geschichte? Auf der einen Seite meine Liebe und mein ihr gegebenes Wort, auf der anderen das Verbot eines sterbenden Vaters, und dazwischen ich mit dem Bewußtsein, den Tod des letzteren veranlaßt zu haben. — Wie löse ich diesen Zwiespalt? — Es wird," setzte er, die Gegenwart Emmas vergessend, hinzu, „nur ein Mittel geben, aus diesem Dilemma herauszukommen, und dies Mittel besteht in einem Stückchen Blei."

„Julius! Um Gottes willen!" schrie Emma und sprang auf. „Julius!" flehte sie. „Oh, ich bitte dich, tue das nicht. Denke — denke an deine Mutter, deine Geschwister! Wir würden uns — ja, Julius, auch ich würde mich grämen. Ach!" Plötzlich veränderte sie den Ton. „Nein, Julius, nein! Wenn du das täteſt, würde ich dich verachten!" sprach sie entschieden.

Er hatte mit Erstaunen ihre Erregung beobachtet und ihre Worte vernommen. Die letzten Worte trafen ihn bitter.

„Du weißt nicht, Emma, was es heißt: Entsagen!" sprach er düster.

„Als ob ich es nicht wüßte!" antwortete sie. „Ich bin kein Kind!"

„Ach, Emma, du?" fragte er verwundert.

„Laß das!" wehrte sie. „Ich verlange dein Wort als Edelmann, daß du nie, nie, was dir auch im Leben Böses widerfahren möge, die Hand an dich selbst legst."

Er blickte ihr lange in das bleichgewordene Antlitz und in die tränenumflorten Augen, die ihn schmerzlich

bittend und doch anderseits wieder so streng heischend ansahen. Mit einiger Beschämung sagte er: „Armes Kind, verzeih' mir, daß ich dich mit meinen Angelegenheiten so erregte! Aber mein Wort sollst du haben, wie du es verlangt hast."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sie sich jäh umwandte und wie ein gescheuchtes Reh davonfloh. Er blickte ihr gedankenvoll nach.

„Seltsames Mädchen!" murmelte er vor sich hin und setzte seinen Weg durch den Park fort. Sie aber war inzwischen ins Schloß geeilt, und ohne sich Rechenschaft zu geben über das warum, eilte sie zum Zimmer der Freifrau. Diese hatte ihren Besuch soeben wieder entlassen und ging der Eintretenden entgegen. Emma aber sank ihr in die Arme und brach in lautes Schluchzen aus.

„Kind, Kind! Was ist dir? Was hast du?" rief die Freifrau erschrocken, nahm das junge Mädchen sanft um die Schulter und geleitete es zum Sofa. Auf die wiederholte Frage der Dame schüttelte Emma das Haupt und bat: „Laß mich weinen! Ich kann nicht anders!" Nun ließ die Freifrau sie sich an ihrer Brust ausweinen. Erst als sie ruhiger geworden war, forschte sie nach der Ursache der Erregung in behutsam ruhiger Weise, und wenn das junge Mädchen auch kein offenes Geständnis von dem gab, was in ihrem Herzen vorging, so fand das feine Gefühl der alten Dame doch heraus, wie es darin aussah, und daß Emma mit aller Liebe, deren ein jugendliches Herz fähig ist, an Julius hing.

„O, wenn ich doch helfen könnte!" sagte sie tief bewegt und drückte einen innigen Kuß auf die Stirn des jungen Mädchens.

*

Das schicksalsschwere Jahr 1813 war eben angebrochen. Dunkle Wochen hingen am politischen Horizont Europas. Aber gleichzeitig brachen sich verstohlen die Strahlen einer neuen Morgenröte Bahn. Auf den eisigen Feldern Rußlands lag die Hoffnung und der Stolz Frankreichs vernichtet: die große Armee, welche so siegesbewußt in das weite Zarenreich eingedrungen war, um es dem Willen des Franzosenkaisers zu unterwerfen. Hier in Deutschland keimten in rascher Folge Mut, Hoffnung und Gottvertrauen und begannen die Decke zu durchbrechen, die eine eiserne Faust darüber gebreitet hatte, um sie zu ersticken.

An einem trüben Januartage saß der junge Freiherr von Rosen in seinem Arbeitszimmer, da wurde die Tür heftig aufgerissen und Ernst Friedrich stürmte herein. Er kam von Glogau, wo er seit dem Tode des Vaters wieder beim Gericht beschäftigt war.

„Guten Tag, lieber Bruder!" rief er, und als Julius aufgestanden war und den Bruder willkommen geheißen hatte, fuhr letzterer in seiner lebhaften Weise fort: „Ich bringe dir wichtige Nachrichten. Der König ist in Breslau. Am 22. Januar ist er in aller Stille eingezogen. Als ich auf meiner Herreise durch Strehlen kam, traf ich Fritz von Flotow, den Sohn des Präsidenten, du weißt ja. Er will von seinem Vater gehört haben, daß man sich zum Kriege gegen Napoleon vorbereitet. Der König soll entschlossen sein, alles zu wagen, um das verhaßte Franzosenjoch abzuwerfen. Donnerwetter, Julius, wie mich das elektrisiert hat! Möchte es nur bald losgehen! Die Nachrichten aus Rußland haben jedermann in solch fieberhaften Zustand versetzt, daß man

lieber heute wie morgen die Feder mit der Muskete vertauschen möchte, um mit dreinzuschlagen. Ich sehne mich darnach."

Julius hatte scheinbar ruhig zugehört. Nach einer Weile sprach er: „Wohl dem, der in dieser Zeit nicht an die Scholle gebunden ist und die Waffen ergreifen kann, wenn der König ruft! Ich weiß aus noch sicherer Quelle, als Fritz von Flotow, daß der König das ganze Volk zu den Waffen rufen wird, um den letzten Kampf um unser Sein zu wagen. Lebte der Vater noch, oder wüßte ich, wer meine Stelle hier ausfüllen könnte, mit Freuden träte auch ich unter die Waffen."

„Gott sei Dank, daß ich nicht Gutsherr geworden bin, sondern den Referendar wieder aufgenommen habe! Meine Akten mag bearbeiten wer Lust hat, wenn ich Soldat werde, mich kümmert's nicht. Und wäre ich an deiner Stelle, ich wüßte wahrhaftig nicht, ob ich nicht alles im Stich ließe."

„Mein lieber Ernst!" erwiderte Julius düster. „Ich habe im letzten Jahre gelernt, meiner Pflicht zu gehorchen, selbst wenn es fast über Vermögen geht, und alle persönlichen Wünsche, auch die liebsten, ihr unterzuordnen."

„Es ist wahr, Julius," sagte Ernst Friedrich. „Alle Welt spricht von deiner kolossalen Arbeitsfähigkeit und Kraft. Du arbeitest ja, man möchte sagen, wie ein Verzweifelnder. Mutter hat mir auch schon ihre Bedenken ausgedrückt wegen deiner Gesundheit."

„Bah! Die ist nicht zu ruinieren, wenigstens nicht durch Arbeit," warf Julius leicht hin. „Doch, lieber Bruder, ich habe hier noch eine Eingabe meines Inspektors zu prüfen und zu beantworten. Du wirst mich daher

entschuldigen, wenn ich dich bitte, mich noch für einige Augenblicke allein zu lassen."

„Buh! Diese langweiligen Gutsberichte! Ich denke noch mit Schrecken daran, als ich sie zuweilen für Vater nachsehen und beantworten mußte. Du tust mir wirklich leid, lieber Julius!"

Als Julius wieder allein war, nahm er die Arbeit zunächst nicht wieder auf, sondern starrte in die winterliche Landschaft hinaus. An seinem Geiste gingen all die Erfahrungen des letzten Jahres vorüber, die ihn so tief getroffen und seinem von Natur ernsten Charakter eine düstere Färbung verliehen hatten. Seit des Vaters Tode betrachtete er seine Liebe zu Amalie von Dohlen als aussichtslos. Aber die Gedanken an sie und die Sehnsucht, sie wiederzusehen, konnte er nur zeitweise durch harte Arbeit verdrängen. Mit elementarer Gewalt drängte sich ihr Bild vor seine Seele, wenn er allein war. Da sah er sie sitzen in dem kleinen Stübchen, das für ihn die Erinnerung so vieler glücklicher Stunden barg, und alle die Neckereien und Scherze fielen ihm ein, die er mit ihr getrieben, und er träumte sich ganz zurück in jene schöne goldne Zeit. Dann glitt auch zuweilen ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht, um im nächsten Augenblicke einem düsteren Ernst Platz zu machen, wenn die Gestalt des sterbenden Vaters jene holden Bilder verdrängte und ihn aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurückrief. Wie oft war es ihm dann, als ob er dieses Leben nicht mehr ertragen könnte, und mehr als einmal kam ihm die Versuchung, nach einer der schweren Reiterpistolen zu greifen, die dort an der Wand hingen. Doch wie ein Schutzgeist stand davor die energische Kleine mit den frommen blauen Augen und erinnerte ihn an sein ge-

gebenes Wort. Hatte er aber als Knabe schon eine Ehre darin gesucht, Emma von Treskow Wort zu halten, wie konnte er es als Mann unterlassen — wenn es auch zum Verzweifeln war!

Die politischen Ereignisse zu Anfang des Jahres 1813 minderten aber doch die hochgradige Spannung, in der sich Julius von Rosen nach dem oben Erzählten befand. Als namentlich der König Friedrich Wilhelm von Preußen von Breslau aus seinen Aufruf vom 3. Februar zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen hatte, wurde sein Interesse dafür fast ganz in Anspruch genommen. Sein Bruder Ernst Friedrich schickte sich an, als Freiwilliger in Lützows Freischar den Kampf gegen Frankreich mitzukämpfen. Da gab es im Hause viel zu besprechen und zu ordnen. Viele seiner Gutsleute folgten dem Beispiele des jungen Herrn und vertauschten Dreschflegel und Sense mit Säbel und Muskete. War doch in ganz Schlesien der Drang zum verzweifelten Kampfe mit Frankreich so stark, wie kaum in einer anderen Provinz. Stand nicht Österreich noch auf Seite Frankreichs? Und im Volke sowohl, wie unter einem großen Teile der Gebildeten ging das Gerücht, Österreich warte nur auf den Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich, um mit einem Heere in Schlesien einzufallen und mit Napoleons Zustimmung wieder zu nehmen, was Friedrich der Große fünfzig Jahre vorher ihm abgerungen hatte.

Als Ernst Friedrich, welcher die Zeit vor seinem Eintritt in das Freikorps in Rosenburg verlebte, sich zur Abreise nach Breslau, dem Versammlungsorte der Freiwilligen, rüstete, bat er den Bruder, mit ihm dorthin zu reisen, um in dem Hause des Onkels von Berge noch

einen oder zwei Tage gemeinsam zuzubringen. Julius konnte ihm den Wunsch nicht unerfüllt lassen, und an einem der nächsten Tage fuhren die beiden Brüder dahin.

„Oho!" rief ihnen der Onkel von Berge entgegen, als sie bei ihm eintraten. „Wollt ihr etwa alle beide unter Lützows Fahne treten?"

„Nein, lieber Onkel!" erwiderte Julius. „Ich muß diese Ehre leider meinem Bruder überlassen, da ich als älterer unglücklicherweise gerade Gutsherr bin."

„Na, na!" sagte der alte Herr. „Für ein Unglück kann man es doch wohl nicht halten, Herr von Rosenburg, Turnstein etcaetera zu sein."

„Für mich, lieber Onkel, wäre es gegenwärtig allerdings ein erwünschtes Los, mit in den Kampf ziehen zu können. Ich würde, ich weiß nicht was, darum geben, wenn ich in Rosenburg jemand mit meiner Stellvertretung betrauen könnte."

„Hm!" brummte der Onkel von Berge nachdenklich. „Wenn dein Verlangen gar so heiß ist, was ich mir ja denken kann, dann hättest du nur bei Onkel von Tschöpelwitz anfragen können, der würde die Verwaltung deiner Güter wohl gern mit übernommen haben. Du bist ja doch einst sein Erbe."

„Mit Onkel habe ich wohl darüber gesprochen. Aber gerade er hat ein entschiedenes Veto eingelegt. Er sagt, ich sei hier zuhause mehr nütze, als daß ich die Reihen der Kämpfer um einen vermehre."

„Und Onkel hat entschieden recht; das ist meine Meinung," sagte von Berge. „Du wirst dem Vaterlande zu Hause nützlicher sein, als auf dem Schlachtfelde. Auf diesem wird dein Bruder Ernst Friedrich dem Namen

Rosen Ehre machen, wie es schon mancher Eurer Vorfahren getan hat im heißen Schlachtgewühl."

„Nun, Kinder!" sagte Onkel von Berge, „es ist hübsch, daß Ihr beide uns die Freude Eures Besuches macht. Meine Frau und ich empfangen heute abend eine Anzahl Freunde und Bekannte zum patriotischen Abend. Wir haben nämlich", fügte er erklärend hinzu, „solche Abende eingerichtet, an denen die Lage des Vaterlandes besprochen wird, Geld zur Ausrüstung der Kämpfer gesammelt und... na, ihr werdet ja selbst sehen, du wirst verschiedene Bekanntschaften mit künftigen Kameraden machen, Ernst Friedrich. Auch einige junge Damen werden kommen, die allerhand nötige Dinge für die Freiwilligen arbeiten. A propos, Julius, das wird dich besonders interessieren: Unsere kleine Dohlen wird auch erscheinen. Sie ist eine begeisterte Patriotin, hat all ihr bißchen Geschmeide auf dem Altar des Vaterlandes geopfert und trägt mit Stolz dafür den eisernen Fingerreif."

Julius errötete, und als der alte Herr dies bemerkte, fügte er lächelnd hinzu: „Ah! Du Schelm! Mir scheint, du hast auch ein petit faible für sie. Na, ich nehm's dir nicht übel, denn sie ist ein verteufelt hübsches Ding und verdreht unseren jungen und alten Männern den Kopf. Schade nur ...."

Der Eintritt eines Bekannten unterbrach den weiteren Redefluß des alten Herrn und machte der Pein ein Ende, mit welcher Julius von Rosen zugehört hatte.

Abends standen die beiden Brüder an der Seite der alten Tante, welche ihre Gäste, in einem Fauteuil sitzend, empfing, da sie wegen eines gichtischen Leidens sich nur mit Anstrengung auf den Füßen halten konnte. Julius unterhielt sich gegen seine Gewohnheit lebhaft

über die verschiedensten Dinge mit der alten Dame, so daß diese ganz erstaunt war und ihr früheres Urteil über seine Wortkargheit in der Unterhaltung mit Damen im stillen zurücknahm. Jedesmal, wenn die Tür sich öffnete, flog sein Blick wie erwartungsvoll dahin, um meist schnell wieder sich der alten Dame zuzuwenden. Da klang von dort der Name Dohlen an sein Ohr, und in demselben Augenblicke sah er Frau von Dohlen und ihre Tochter eintreten. In seinen Augen leuchtete es auf. Mit Mühe hielt er sich, daß er nicht aufsprang und ihnen entgegeneilte. Gesenkten Blickes trat sie auf ihn zu, um deretwillen er im letzten Jahre so viel innere Kämpfe gehabt. Wie hatte sie sich in dem einen Jahre verändert! Schöner noch und formvollendeter, war sie zur vollen Jungfrau erblüht. Sie trug ein weißes Kleid, gerade wie damals, als er sie vor drei Jahren zum erstenmal gesehen hatte, und eine schwarze Schärpe um die schlanke Taille. Jetzt reichte sie ihm mit leichtem Erröten die Hand, eine Hand, so zart und fein, wie nur je eine Dame in diesen Kreisen sie haben konnte. An derselben trug sie den Eisenring statt des schmalen Goldreifens mit blauem Stein, den er früher an derselben gesehen hatte. Und nun hob sie die Augenlider, und aus den schwarzen Sternen traf ihn ein so heißer Strahl, daß er meinte, das Herz müsse ihm stillstehen, ob vor Leid oder vor Freude, darüber konnte er sich selbst keine Rechenschaft geben. Doch schnell senkte sie den Blick wieder, als die Tante sich zu ihr wandte, um dann diese so ruhig und gelassen anzusehen, als ob in ihrem Herzen noch nie eine heißere Blutwelle geströmt wäre.

„Unsere liebe Amalie," sagte die Tante zum Neffen gewendet, „hat alle ihre Kleinodien dahingegeben zur

Ausrüstung der Freiheitskämpfer. Mit Mühe habe ich sie abhalten können, nicht auch ihr prachtvoll schönes Haar zu opfern. Sie wollte es durchaus, nach dem Beispiele einiger anderer Damen, auch mit hingeben."

„Oh," rief Julius eifrig, „das hätte ich tief bedauert."

„Das kann Ihr Ernst wohl nicht sein, Herr v. Rosen," erwiderte Amalie mit einer Stimme, in der etwas wie Erregung klang. „Denn was sollte uns wohl zu teuer sein, um es nicht auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen!" Ihre Worte klangen wie ein Vorwurf, aber in ihren Augen lag nichts weniger als ein solcher. Die Stimme drang jedoch Julius bis ins Innerste hinein und übertönte dort alles, was bis dahin schmerzlich geklungen hatte. War es ein Engel oder ein Dämon, dem diese Zauberstimme zu eigen war? —

„Sie haben recht, mein gnädiges Fräulein," beeilte er sich auf ihre Worte zu erwidern. „Und doch," fügte er leise hinzu, da Tante Berge sich wieder zur Majorin und einigen anderen Damen gewandt hatte. „Doch hätte es mir leid, sehr leid getan, wenn mit diesem Haar eine andere ihrem Mangel an solchem hätte abhelfen sollen."

„Warum?" fragte sie scheinbar gleichgültig.

„Weil dies Haar," erwiderte er feurig, „mir so teuer ist, daß ich keinen Preis kenne, für welchen es jemand kaufen könnte."

„Welchen jungen Damen haben Sie nicht schon das gleiche gesagt?" fragte sie in fast beleidigendem Tone, indem sie ihn durchdringend ansah.

„Die junge Dame, der ich dies zuerst sagen konnte, habe ich die Ehre, vor mir zu sehen," antwortete er mit tiefer Verbeugung. „Einer anderen dasselbe zu sagen,

würde ich keine Gelegenheit haben, da es der Ausdruck dessen ist, was ich nur Ihnen gegenüber empfinde."

„Verzeih, lieber Julius, wenn ich dich in deiner angenehmen Unterhaltung störe," wandte sich Tante von Berge an ihren Neffen. „Frau General von Thielendorf wünscht, daß ich dich vorstelle."

Der Freiherr sah eine korpulente Dame vor sich, die herablassend seine Vorstellung entgegennahm, ihn aber dann in ein längeres Gespräch verwickelte, dem er sich, ohne unhöflich zu sein, nicht entziehen konnte. Um Fräulein von Dohlen sammelten sich alsbald mehrere Herren, mit denen sie sich lebhaft unterhielt. Julius sah es mit Neid, und der Boden brannte ihm fast unter den Füßen, während er den Auseinandersetzungen der alten Exzellenz zu folgen gezwungen war, welche vor ihm die ganze kriegerische Vergangenheit ihres verstorbenen Gemahls Revüe passieren ließ.

Den ganzen Abend kam er nicht dazu, mit Amalie mehr als nur wenige Worte zu wechseln und immer im Beisein anderer. Nur einmal, als ein junger Herr in etwas lauter und renommierender Weise über Preußens Erhebung sprach und die Worte gebrauchte, man müsse eher Haus und Hof zugrunde gehen lassen, als von dem Kampfe zurückzubleiben, fragte sie ihn leise:

„Sie verlassen doch nicht Haus und Hof?"

„Leider darf ich nicht," erwiderte er. „Meine Pflicht hält mich in Rosenburg fest."

„Wie danke ich dieser Pflicht!" sprach sie leise, ohne ihn anzublicken, wandte sich dann aber schnell von ihm ab und sprach an dem Abend überhaupt kein Wort mehr zu ihm. —

Bald kamen die Tage des Kampfes, bei dem es sich für Preußen um Sein oder Nichtsein handelte. Das vereinigte Heer der Preußen und Russen unternahm am 2. Mai seinen ersten Waffengang gegen den gewaltigen Kriegsherrn Napoleon. Seine Kriegskunst und die große Überzahl seines Heeres trugen über das Heer der Verbündeten den Sieg davon, und letztere wichen nach Sachsen zurück, um bei Bautzen ihm noch einen Pyrrhussieg zu gewähren. Dann zogen sich die Verbündeten nach Schlesien zurück, um neue Kräfte zu sammeln zu den folgenden Kämpfen. Da kamen denn auch für den Freiherrn von Rosen arbeits- und sorgenvolle und aufregende Tage. Die zurückweichenden Russen und Preußen, die dort vorüberzogen, heischten Quartier, und man brachte mit freudig begeistertem Herzen jedes Opfer, sie zu stärken und zu pflegen. Aber ihnen auf dem Fuße folgten die Franzosen, und diese hausten wie im Feindesland. Sie drangen bis Breslau vor und besetzten es. Düstere Sorge lag auf den Gemütern der Bewohner der Hauptstadt Schlesiens, von der aus vor wenigen Monaten Friedrich Wilhelm III. unter dem Jubel des Volkes seinen Aufruf zum Entscheidungskampfe erlassen hatte. Aber man verzagte nicht und zeigte dem Feinde ein trotziges Angesicht. Nur wenige, meist Frauen, flüchteten aus Breslau. Auch Frau von Dohlen mit ihrer Tochter verließ die Stadt. Ratlos hatte sie sich an Herrn von Berge gewandt und seine Hilfe erbeten, und dieser war auf den Einfall gekommen, seinen Neffen in Rosenburg um zeitweilige Aufnahme der beiden Damen zu ersuchen. Wie gern war der Freiherr bereit, sie aufzunehmen! Er nahm Rücksprache mit seiner Mutter, und diese versprach, den beiden hilflosen Damen in jeder Weise entgegenzukommen. Sah

sie doch, wie es den Sohn verlangte, für die Geliebte zu sorgen.

Für den Freiherrn kamen nun Tage, die er zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Alle die Sorge und Arbeit, welche ihm die schwere Zeit des Krieges auferlegte, schien er leichter zu tragen, seitdem Amaliens Sylphidengestalt die Schwelle seines Hauses überschritten hatte. Die inneren und äußeren Erfahrungen des letzten Jahres hatten ihn zum selbstbewußten Manne mit hohen idealen Zielen gemacht. In Amalie von Dohlen sah er das Ideal der edelsten Weiblichkeit, und dieses mit seiner starken Liebe nicht erreichen zu können, sich unnahbar ferngerückt zu sehen, hatte ihm wilden Schmerz verursacht. Seit er sie wiedergesehen, war ein Umschwung in seinen Anschauungen eingetreten. Sollte es recht sein, so fragte er sich, daß jene in krankhafter Erregung ausgestoßenen Worte des Vaters ihm die rauben sollten, welche nach seiner Meinung die schönste und beste der Frauen war? Hatte der Vater denn das Mädchen seiner Liebe gekannt, so gekannt, wie er sie kannte? Wäre es der Fall gewesen, diese Ansicht gewann mehr und mehr Raum in ihm, er würde sicherlich keinen Einwand gegen seine Verbindung mit ihr erhoben haben. Und dieses war bei ihm schon fast Überzeugung geworden, als sie in sein Haus einzog und sich unter seinen und seiner Mutter Schutz stellte.

Die alte Baronin von Rosen sah nicht mit den Augen der Liebe, wie ihr Stiefsohn, und darum auch schärfer. Ungeachtet Mutter und Tochter sich ihr von der besten Seite zeigten, konnten sie zuweilen doch nicht ganz den Mangel jenes feinfühlenden Edelsinnes verbergen, der Julius Stiefmutter zierte, und diese sah

nicht ohne Sorge für ihn in die Zukunft. Sollte sie ihn warnen? Wie hätte sie das tun können, wenn sie sah, wie er mit den Augen der Liebe sein eigenes Fühlen und Denken in ihr verkörpert wähnte! Wie sah sie ihn beglückt, wenn die junge Dame scheinbar so regen Anteil an allen den Sorgen und Mühen nahm, welche ihm die schwere Kriegszeit brachte! Als sodann nach banger Ungewißheit über das Schicksal Preußens die unvergeßlichen Augusttage kamen, in denen Bülow von Dennewitz und der greise Blücher ihre glänzenden Siege über die Franzosen davontrugen, da war sie mit ihm hingerissen von der Begeisterung, und die schönen Vaterlandsweisen der Sänger der Freiheitskriege schmetterten aus ihrem Munde durch die Räume des Rosenburger Schlosses.

So kamen die Oktobertage heran und mit ihnen die Schlacht bei Leipzig. Die französischen Heere, überall geschlagen, mußten aus Deutschland weichen, und Jubel erfüllte aller Herzen. Und als dann nach manchem blutigen Ringen der Friede einkehrte, heiß ersehnt von alt und jung, da stimmten auch die Bewohner von Rosenburg in die allgemeine Freude ein. Für sie gab es aber noch eine ganz besondere Überraschung. Denn mit der Verkündigung des Friedens wurde zugleich auch die offizielle Verlobung des jungen Paares gefeiert, der alsbald die eheliche Verbindung folgte. Amalie von Dohlen war Herrin in der Rosenburg, wie sie es gewollt hatte.

*

Anderthalb Jahrzehnte waren seit diesen Ereignissen verflossen. Die durch die gewaltigen Umwälzungen der Revolutionszeit in Frankreich und darnach in dem übrigen Europa gestürzten Mächte hatten sich in dieser Zeit be-

müht, die erschütterte Autorität und die alte Herrschaft wieder zu befestigen. In Frankreich war an Stelle des Kaiserreichs das absolute Königtum getreten, das seine Herrschaft auf Polizeimacht und jesuitisches Priestertum stützte. In Deutschland suchte der allmächtige Einfluß, der von Wien aus durch Metternich über Fürsten und Völker in fast unbeschränkter Weise mit allen Mitteln sich geltend machte, Absolutismus und ultramontane Priesterherrschaft auf feste Füße zu stellen. Da der Protestantismus aber die feste Burg war, von welcher aus auch in die dunkelsten Ecken des ultramontanen Machtgebietes immer einige, wenn auch noch so schwache Strahlen des verhaßten Lichtes fielen, so begann von dieser Zeit an der starke Vorstoß der Jesuiten gegen die protestantischen Länder, um in diesen zunächst dem römischen Katholizismus zu größerer Macht und zu bestimmendem Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse durch erfolgreiche Propaganda zu verhelfen.

Im Sommer des Jahres 1835 erhielt der Freiherr Julius von Rosen die Nachricht, daß die Pfarrstelle von Rosenburg, die seit einer langen Reihe von Jahren unbesetzt gewesen war, wieder durch einen Kaplan verwaltet werden sollte. Man hatte sich seitens des Fürstbischöflichen Stuhles erinnert, daß unter der protestantischen Bevölkerung des Kreises möglicherweise einige Katholiken sein könnten, die der Seelsorge entbehrten. Und ein solcher verlorener Posten war für die katholische Propaganda wie geschaffen.

Der Freiherr von Rosen war in dieser Zeit durch das Vertrauen der Regierung und der landschaftlichen Kreisstände zur Verwaltung des Kreises als Landrat berufen worden. Es mußte ihm dies Ehrenamt wohl zu=

fallen, da er seit den Befreiungskriegen durch seine Rührigkeit, seinen Scharfsinn, seine mit einem leutseligen Wesen verbundene Ritterlichkeit und alle die Eigenschaften, wie sie einem geraden und rechtschaffenen Charakter eigen sind, unter allen Ständen des Kreises sich einen hohen Grad von Achtung erworben hatte. Dazu kam, daß er seit dem Jahre 1825 einer der bedeutendsten Grundbesitzer Schlesiens geworden war. Denn es waren ihm in diesem Jahre von seinem Oheim, dem Freiherrn Karl Ernst von Rosen, welcher kinderlos starb, mehrere im Waldenburger Kreise gelegene Güter mit den dort befindlichen sehr ertragreichen Kohlengruben als reiches Erbe zugefallen.

Und doch war Julius von Rosen ein armer Mann! Alles, was er an Ehre und Reichtum sein nannte, war nicht imstande, ihm den Mangel an häuslichem Glück zu ersetzen, dessen er bedürftig war.

Seit dem Jahre 1816 war er mit der Frau, die seine erste und einzige Liebe gewesen, verheiratet. Aber nachdem Amalie von Dohlen Baronin von Rosenburg geworden war, hielt sie es nicht mehr für nötig, die Maske beizubehalten, die ihn, so lange er um sie warb, so unendlich bezaubert hatte. So bescheiden sie ihm früher entgegengetreten war, ohne alle Ansprüche, so anspruchsvoll, genußsüchtig zeigte sie sich jetzt; ja es schien, als ob sie die freudlosen Tage ihrer Jugend durch Glanz und geräuschvolles Leben aus dem Gedächtnis auszulöschen suchte. Während der vielbeschäftigte Gemahl mit Arbeit überhäuft war, hatte sie stets einen Kreis von Verehrern um sich, der sich zumeist aus Offizieren der nächstgelegenen Garnisonen und aus höher gestellten jungen Beamten zusammensetzte. Julius war im Laufe der Jahre

verhältnismäßig schnell gealtert, sie, fast um zwei Dezennien jünger, erhielt sich frisch und jugendlich und hatte sich zu einer üppigen Schönheit entwickelt, um die der ältere Gemahl von vielen ihrer Verehrer beneidet wurde. Sie zeigte nie Teilnahme für ihren Mann und sein Tun. Und doch, wenn dieser nach mühevoller Tagesbeschäftigung zu ihr eintrat, fühlte er ihr sein ganzes Herz entgegenschlagen, und wie ein Lechzender gedachte er oft der Zeit, wo sie ihn, damals noch Braut, mit süßen Kosewortten an ihre Seite gezogen hatte. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn sie es auch jetzt getan! Fühlte er doch, wie unaussprechlich er die liebte, die nichts mehr als dürftig kühle Worte für ihn hatte, über deren Lippen kein warmer Ton seelischen Empfindens mehr kam. Das eben machte ihn so unglücklich. War sie in lustiger Herrengesellschaft, und hatte der Champagnerschaum die schönen schwellenden Lippen geküßt, dann sprühten diese über, dann wußte sie zu scherzen und mit feiner Koketterie die älteren und jüngeren Herren an sich zu fesseln. Dann war sie Königin und herrschte, herrschte unumschränkt, und wie viele der jungen Offiziere hätten die größten Tollheiten begangen für die kleinste Gunst von ihr. Niemand aber konnte sich bis dahin rühmen, auch nur im geringsten von ihr bevorzugt worden zu sein.

Eines Morgens — am Abend zuvor hatte es wieder einmal ein glänzendes Fest im Schlosse gegeben — saß Amalie in ihrem geschmackvoll ausgestatteten Boudoir und ließ sich von der Kammerjungfer Lisette frisieren. Da klopfte es an die Tür, und der Freiherr trat ein. Er war etwas über Mittelgröße und ging leicht vornüber gebeugt. Seine kraftvollen Gesichtszüge waren gewiß nie schön zu nennen gewesen, und gegenwärtig hatten

Alter, Sorge und Arbeit bereits ihre deutlichen Spuren auf dem Gesicht eingegraben. Ein milder, fast wehmütiger Ernst lag beständig auf demselben. Wenn man aber in die wasserblauen Augen sah, die unter buschigen, halbergrauten Augenbrauen hervorblickten, dann leuchtete einem eine solche geistvolle Freundlichkeit entgegen, daß man sich unwillkürlich davon angezogen fühlte. Man konnte nicht anders, als von diesem Seelenspiegel auf ein reiches Innere voll hoher Ideale von Menschenwert und Menschentugend schließen.

Der Freiherr näherte sich seiner Gattin, begrüßte sie freundlich und küßte die ihm nachlässig dargebotene Hand. Lisette entfernte sich auf einen Wink aus dem Zimmer.

„Ich komme, liebe Amalie, um mich nach deinem Befinden zu erkundigen in der Hoffnung, daß du nach dem gestrigen Abend eine recht gute Nacht gehabt hast. Ist es so, Liebe?“

„Mein Gott, ja!“ erwiderte sie nachlässig. „Es war ein sehr animierter Abend, nach welchem die trostlose Langeweile der folgenden Tage doppelt empfindlich sein wird.“

Eine leichte Wolke zog über des Freiherrn Stirn.

„Ich habe heute Termin in der Stadt. Möchtest du mich nicht begleiten, um dich etwas zu zerstreuen?“

Sie schien eine Weile zu überlegen, dann sagte sie in demselben gleichgültigen Tone wie vorhin: „Ich hatte auch die Absicht auszufahren, wußte nur noch nicht wohin. Aber es ist am Ende gleichgültig, ob ich nach diesem oder jenem ennuianten Orte fahre. Darum werde ich mit dir fahren.“

„Ich danke dir, daß du mich begleiten willst, Amalie!" sagte er warm, indem er ihre Hand ergriff und sie in der seinigen hielt.

„Laß mich!" sagte sie, die Hand zurückziehend. „Denn wenn ich mitfahren will, habe ich noch zu tun, um meine Toilette zu vollenden und verschiedenes anzuordnen."

Der Freiherr trat mit leisem Seufzer zurück und wollte sich entfernen, als es wieder klopfte. Johann, der Diener, trat ein und meldete, der neue Kaplan, welcher am Tage vorher angekommen wäre, lasse anfragen, ob er die Ehre haben könne, dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau im Laufe des Tages seinen Besuch zu machen. Der Freiherr befahl sogleich, dem Kaplan mitzuteilen, daß er ihn heute nicht empfangen könne, dafür aber für den folgenden Tag um seinen Besuch bitte.

„Von meiner Seite wünsche ich dem Herrn Kaplan zu sagen, daß ich bereit bin, ihn um zwölf Uhr zu empfangen," sagte die Baronin in kühl befehlendem Tone zu dem Diener, der hierauf sich schweigend entfernte. Erstaunt sah der Freiherr seine Gattin an. „Aber, meine Liebe, du versprachst mir soeben, mit mir nach der Stadt zu fahren, und dann sind wir um zwölf Uhr nicht mehr hier."

„Ich habe mich anders besonnen und werde nun zu Hause bleiben," erwiderte sie.

„Ich freute mich darauf, mit dir fahren zu können," sagte er, nur mühsam seinen Unmut verbergend.

„Das bedaure ich, mein Lieber," erwiderte sie lachend, „aber du wirst einsehen, daß die Aussicht, einem katholischen Geistlichen, der noch dazu unser Kaplan wird,

eine Audienz geben zu können, ihrer Originalität wegen für mich viel zu verlockend ist, um ihr eine langweilige Fahrt durch sandige Felder und elende Dörfer, die ich bis zum Überdruß kenne, vorzuziehen. — Eifersüchtig wirst du wohl nicht sein!" spottete sie.

Der Freiherr wandte sich verstimmt ab und sah zum Fenster hinaus auf den Hof, wo der Kutscher im Begriff war, den Wagen zurechtzumachen, in dem er fortfahren wollte. Er öffnete das Fenster und rief dem Kutscher zu, er möge sich beeilen. Dann sagte er seiner Frau Lebewohl und ging. Bald rollte der Wagen über den Hof zum Tore hinaus. Die Baronin aber schellte ihrem Kammermädchen.

„Denk' dir, Lisette, ich gebe heute um zwölf Uhr unserm angekommenen Kaplan Audienz," redete sie das Mädchen an.

„Ach, das ist reizend!" beeilte sich diese zu antworten.

„Nicht wahr? Das ist doch einmal etwas Außergewöhnliches!" sagte die Baronin. „Hast du ihn schon gesehen?"

„Nein, gnädige Frau."

„Wie dumm von dir! Du bist doch sonst so neugierig!"

„Aber, gnädige Frau!" schmollte Lisette.

„Na, lassen wir das! Sage mir, welches Kleid werde ich zu diesem feierlichen Akte wohl anziehen?"

„Das blaue Kleid steht der gnädigen Frau sehr gut."

„Ach, geh weg, das ewige Blau."

„Dann ziehen gnädige Frau doch das schwarze Kleid an mit den weißen Spitzen, das paßt für den Kaplan am Ende besser!" sagte Lisette malitiös.

„Du bist furchtbar langweilig mit deinen Ratschlägen. Gib mir das rosafarbene; damit basta!"

Lisette tat, wie ihr befohlen wurde. Als die Baronin ihre Toilette vollendet hatte, ging sie zu einem Schmuckkästchen und holte ein großes goldenes Kreuz mit goldener Kette hervor. Sie betrachtete wohlgefällig den Schmuck, dann trat sie vor den Spiegel und legte ihn an. Und nun war sie bereit, dem Kaplan „Audienz" zu erteilen, wie sie sagte. —

Gegenüber der kleinen und unscheinbaren Kirche von Rosenburg stand das Pfarrhaus, damals ein kleines, ziemlich verfallen aussehendes Gebäude. Zwischen der Kirche und dem Pfarrhause lag die holprige Dorfstraße, die vom Schlosse kam. In dem vorderen Zimmer des Pfarrhauses, einem auf das einfachste möblierten Raume, befand sich ein junger Mann in Priestertracht. Seit gestern war er hier eingezogen, und heute am frühen Morgen hatte er die wenigen Habseligkeiten und die Bücher bereits geordnet und untergebracht. Sinnend stand er jetzt am Fenster und blickte hinüber zu der Kirche, in welcher er nächsten Sonntag die erste Messe lesen sollte. Wo war seine Gemeinde? Im ganzen Gutsbezirk gab es keinen Katholiken, nur in der Stadt und weit herum zerstreut lebten einige katholische Arbeiterfamilien, die aus Oberschlesien und dem benachbarten Polen hierher gekommen waren, ihr Brot zu suchen. Diese in der Diaspora Lebenden zu sammeln, damit sie der alleinseligmachenden Kirche nicht verloren gehen möchten, war, so lautete der ihm vom Fürstbischof persönlich gegebene Auftrag, des Kaplans nächste und wichtigste Aufgabe. Propaganda zu machen unter der evangelischen Bevölkerung war wohl der geheime Auftrag, dessen Ausführung ihm

nicht minder ans Herz gelegt worden war. Und zur Lösung dieser beiden Aufgaben hatte man einen so jungen Mann gewählt! Es mußte ein hohes Vertrauen sein, das man in ihn setzte. Ob er dessen wohl würdig war?

Da stand er und blickte hinüber zu der unscheinbaren Dorfkirche. Er war eine schlanke und hochgewachsene Gestalt mit dunklem Haar. Sein Gesicht hatte etwas Aristokratisches. Der ganze Kopf mit der hohen und breiten Stirn war wohlgeformt, wozu auch die stark hervorspringende adlerartige Nase vorzüglich paßte. Aus den graublauen Augen blickte es für gewöhnlich kalt und forschend. — Und so richtete sich auch jetzt der Blick auf den Wagen, der soeben mit dem Freiherrn vorüberfuhr.

„Schon ein alter Herr und ohne Leibeserben!“ murmelte er vor sich hin. „Wer wird da einst der Erbe dieser reichen Güter sein?“ —

Er hatte nicht Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn draußen wurden Schritte vernehmbar, und bald trat der langjährige Diener der Herrschaft, Johann, ein. Neugierig und etwas verwundert blickte er um sich und auf den jungen Priester, ehe er seinen Auftrag, den wir schon kennen, ausrichtete. Hoch aufgerichtet und ohne eine Miene zu verziehen, hörte der Kaplan an, was der Diener ihm sagte, und gab dann mit sonorer Stimme den Gegenauftrag, der dahin lautete, ihn der gnädigen Frau aufs beste zu empfehlen und ihr zu sagen, daß er sich die Ehre geben werde, pünktlich, wie sie befohlen, zu erscheinen.

Johann ging. „Hm!“ brummte er unterwegs. „Tut er doch, als ob er der Herrgott selber wäre! Aber was geht's mich an?“

Der Kaplan warf sich auf einen der hölzernen Stühle,

die am Tische standen, als Johann hinaus war, und ein Lächeln flog über sein Gesicht.

„Erst die gnädige Frau, dann der Herr!“ sagte er sich. „Das ist ein Fingerzeig, den ich nicht unbeachtet lassen darf.“

Etwa eine Stunde später ließ er sich durch Johann bei der Baronin melden. Sie saß, an einer Stickerei arbeitend, in einem Fauteuil. Eine rosa Atlasrobe umschloß die üppigen Formen, während Hals und Schultern nach der Mode frei waren, nur von einem durchsichtigen leichten Spitzentuche bedeckt. Als der Kaplan eintrat, erhob sie sich, um ihn in der ihr eigenen stolz herablassenden Weise zu empfangen. Dabei entglitt ihr die Stickerei, die sie in der Hand hielt. Mit raschem Griff bückte sich der Kaplan darnach, und überreichte sie mit tadellosem Anstand der Dame, die ihn verwundert anblickte. Da trafen sich die Augen, nur einen Moment, aber ein entscheidender Augenblick. Ihre Rolle als Patronin, welche sie sich vorher gut einstudiert hatte, fühlte sie durch den Feuerstrahl, der sie aus den Augen des Priesters traf, wie weggesengt. Sie begriff nicht, was es war, das in diesem Blick lag, aber sie empfand instinktiv sich einer dämonischen Natur gegenüber, und sie, die stolze und kalte Schönheit, die bis daher nur zu herrschen bestrebt gewesen war, fühlte nicht das Verlangen, sich der Macht, die ihr gegenüberstand, zu entziehen. Als er mit tiefer Verbeugung zurückgetreten war und ihre Anrede erwartete, schlug sie die Augen nieder und bat ihn, sich zu setzen. Einige der geläufigen Fragen, wie sie bei solcher Gelegenheit getan werden, beantwortete er in einer Weise, die ihr neu war. Hunderte Male hatte sie wohl schon dieselben oder ähnliche Fragen an

Herren gerichtet, aber noch nie, so schien es ihr, waren dieselben in so eigen interessanter Weise beantwortet worden, wie von diesem jungen Priester.

Bald war sie dann von ihm in ein Gespräch verwickelt, das sie anregte und fesselte, und bei dem er mit seltener Geschicklichkeit es so einzurichten wußte, daß sie immer wieder etwas zu fragen oder zu sagen hatte, worauf er eine Antwort geben oder eine Bemerkung machen mußte. Die Unterhaltung bekam dadurch den Anschein, als ob sie von ihr geführt würde, während in Wirklichkeit er es war, der sie lenkte nach seinem Gefallen. Es kam ihr vor, als ob sie noch nie so geistreich gewesen wäre. Der Kaplan dehnte seinen Besuch so lange aus, als dies schicklich war. Dann erhob er sich mit einer vornehm gelassenen Verbeugung, küßte der Baronin galant die Hand und empfahl sich.

Nachdem er gegangen war, blieb Amalie mit seltsam gemischten Empfindungen zurück. Wie ganz anders hatte sie sich den Empfang vorher gedacht! Sie vermutete einen jungen Kaplan mit bäurischen Manieren zu finden, wie sie hie und da wohl einem begegnet war, gedachte an dessen Verlegenheit sich zu ergötzen, und wollte durch einige kleine Züge von Koketterie ihn möglichst verwirren, um sich darüber lustig zu machen, wie ihr das schon so oft bei alten und jungen Herren ihres Standes gelungen war. Darum hatte sie auch die langweilige Fahrt mit dem ewig von Geschäften oder sonstigen ihr uninteressanten Dingen redenden Gatten abgelehnt. Und nun fand sie einen jungen Priester, der durch sein sicheres Auftreten und formgewandtes Benehmen sie in Erstaunen setzte. Wie hatte er verstanden, sie im Gespräch zu fesseln, und zwar in ganz anderer Weise, als sie dies bei

den jungen Offizieren, die immer nur von ihrem Sport sprachen, oder den anderen Herren, die ebenfalls ihre bestimmten Unterhaltungsphrasen hatten, bis dahin gehört hatte! Sie verlor sich in Gedanken über diese rätselhafte Erscheinung. —

Kaplan Franziskus stammte aus einer armen Familie. Sein Vater war Dorfschulmeister in Schlesien und reich mit Kindern gesegnet gewesen. Der talentvolle Knabe hatte schon früh gelernt, sich in alle Verhältnisse rasch zu finden und seinen Vorteil daraus zu ziehen. Als Spielkamerad der Kinder eines Grafen eignete er sich bald jenen Schliff und jene Geschmeidigkeit an, die ihn im späteren Leben nie in Verlegenheit kommen ließ, wenn er sich in aristokratischer Gesellschaft bewegte. Sein scharfer Verstand ließ ihn bald erkennen, wie leicht es für den Sohn des armen Mannes sei, sich in jenen Kreisen unentbehrlich zu machen und dadurch zu Einfluß zu gelangen; und seine eminente Auffassungsgabe erleichterte ihm dies, sobald er sich vornahm, in jene zu gelangen. Der Graf erkannte seine Talente und ließ ihn mit seinem Sohn von dessen Hofmeister, einem katholischen Theologen, unterrichten. Dieser letztere ermunterte den Schulmeisterssohn, sich dem geistlichen Stande zu widmen und empfahl ihn seinem Grafen zur ferneren Protektion. Der Graf unterstützte ihn, als er dann nach Breslau in die Schule und später in das bischöfliche Konvikt kam. Zugleich empfahl er ihn an einige hochadelige Häuser in Schlesiens Hauptstadt, und hier vollendete er seine weltmännische Bildung und eignete sich die feinen Umgangsformen an, während er in der Vorbereitung für seinen Beruf seinem von Natur zum Herrschen geneigten Sinn jene Reserve aufzuerlegen lernte,

hinter welcher der große Haufe tugendvolle Ruhe und göttlichen Seelenfrieden vermutet. Im Konvikt hatte er sich durch seinen Fleiß und durch die unbedingte Unterwürfigkeit, wie sie von dem Schüler einer solchen Anstalt gefordert wird, die Gunst seiner Oberen, der lehrenden Priester, erworben, und diese hatten nicht verfehlt, den Bischof auf ihn aufmerksam zu machen. Versprach er doch, ein brauchbares Werkzeug im Dienste der Kirche zu werden. In Rosenburg sollte er die erste Probe seines Könnens ablegen.

Es währte nicht lange, so war der Kaplan Franziskus in dem Schlosse zu Rosenburg täglicher Gast, zwar nicht des Freiherrn, der ihn nur selten sah, doch der Baronin Amalie, die ihn in allen ihren Angelegenheiten als gefälligen Berater bald schätzen lernte und sich, geblendet durch seine Erscheinung und die Sicherheit seines Auftretens, rückhaltlos seinem Einflusse hingab.

* *
*

Als der Landrat v. Rosen seine Frau Amalie kennen lernte, blendete ihn nicht allein deren bewundernswerte Schönheit, sondern auch die Anmut, ihr Geist, kurzum ihr ganzes Wesen, das sie so gefällig und anziehend zu geben wußte. Erst allmählich wurde es ihm zur Gewißheit, daß er sich einer Täuschung hingegeben hatte, und diese Entdeckung zehrte an ihm bis in das tiefste Mark seiner Seele. Aber er verlor nicht die Hoffnung auf Amaliens Einkehr und seelische Vervollkommnung. In mannhaft edlem Ringen suchte er von da ab, dem vollendet schönen Körper seines Weibes die Seele einzuhauchen, die er nicht gefunden hatte. Er gab aus seinem reichen Innern das

Beste und Edelste dazu, damit sie es in sich aufnehme, und in glaubensstarker Hoffnung schrieb er im zweiten Jahre seiner Verheiratung noch in sein Tagebuch:

„Ich minnte nicht dein Auge nur,
Dein Aug', so wunderbar;
Es zog mich nicht allein zu dir
Dein schwellend Lippenpaar:
Deine Seele sollte ganz mein eigen sein!

Erlöscht doch einst der Augenstern,
Die Lippen werden still! —
Um deine Seele minnte ich,
In der ich lesen will,
Ob der Liebe Züge dort gegraben ein.

Und soll ich werben noch so sehr
Um deiner Seelen Glut,
Ich zage nicht: Es gilt für mich
Erringen hohes Gut;
Soll doch deine Seele ganz mein eigen sein!"

Mit all der liebenden Gewalt seines Herzens hatte er seitdem Jahr für Jahr um ihre Seele gerungen, ohne sie gestaltend zu gewinnen. Da war denn mit dem zunehmenden Alter mehr und mehr die Resignation an die Stelle des hoffnungsvollen Glaubens getreten. Wohl trieb dieser noch hie und da einige Knospen, wenn er sah, wie gerne sie teilnahm an den Ehren und Auszeichnungen, die ihm in verdienter Weise zufielen, aber die Knospen kamen nicht zur Blüte, er sah sie immer wieder welken. — Hätte er Kinder gehabt! Dann würde in ihm die Vaterliebe erwachsen sein zu einem mächtigen Baume, unter dessen Schatten er sicher Zuflucht gesucht, wenn bei

der Herzensöde seines Weibes die Sehnsucht nach idealer Liebe wie glühender Sonnenbrand sein Lebensmark zu verzehren drohte. — Aber Kinder waren ihm versagt. — Das Glück hatte ihm alles gegeben, Reichtum und Ehre, nur das eine nicht: ein seiner würdiges Weib. Und der Mangel dieses einen war das Herzeleid, das er jedem zu verbergen suchte und für welches er nur Linderung fand in strengster Pflichterfüllung und in der Übernahme einer bis zur Erschöpfung gehenden Arbeitslast. In letztere vergrub er sich mehr und mehr; sie war ihm, was dem Kranken das Morphium ist: ein schmerzstillendes Mittel, das er in immer größeren Dosen gebrauchte, ohne zu bedenken, wie es schließlich auch die kräftigste Körperkonstitution untergraben und hinfällig machen mußte.

Es war gerade um die Zeit, als der Kaplan Franziskus nach Rosenburg kam, daß die Gesundheit des Freiherrn viel zu wünschen übrig ließ. Amalie bemerkte es nicht; und wie sollte sie es auch! Hatte sie doch ihrerseits immer genug zu tun, die gräßliche Langeweile durch Vergnügen und Festlichkeiten zu vertreiben. — Der Freiherr nahm selten an ihren Veranstaltungen teil, aber er ließ sie gewähren, so kostspielig jene auch zuweilen waren. Oft ging es in dem Schlosse zu Rosenburg hoch her, während er in der Stadt, unter Akten vergraben, auf seinem Amtszimmer saß. Wenn er dann, ermüdet von der Arbeit, abends nach Rosenburg fuhr, traf er dort meist eine sehr lustige Gesellschaft. Selten hielt er es aber lange in derselben aus; unter irgendeinem Vorwande zog er sich in sein Zimmer zurück, und weder die Gesellschaft, noch Amalie vermißten ihn.

Eines Tages saß er auf seiner Amtsstube, als ihm

ganz unvorbereitet Emma von Treskow gemeldet wurde. Seit seiner Verheiratung hatte er sie nur einmal flüchtig gesehen und gesprochen, denn sie war kurz nach derselben nach Pommern übergesiedelt, woselbst sie ausgedehnte Besitzungen hatte, und nur selten stattete sie ihren schlesischen Gütern, die durch einen Inspektor verwaltet wurden, einen Besuch ab, dann aber nicht länger, als unumgänglich nötig war, um die geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen. Besuche bei den Gutsnachbarn machte sie nie und empfing auch keine. Doch dieses Mal führte sie die Abwickelung eines Geschäftes auf das Landratsamt, und auf diese Weise zum ersten Male seit einer langen Reihe von Jahren mit Julius von Rosen zusammen.

Wie reiner Glockenton aus glücklicher Jugendzeit klang es ihm ans Ohr, als ihm Emma von Treskow gemeldet wurde. Er eilte ihr entgegen und reichte ihr beide Hände zum Gruß. — Wie waren sie beide verändert, seit sie sich nicht gesehen hatten! Er, ein alter Mann mit stark graumeliertem Haar; sie, eine Dame in mittleren Jahren mit frischen, fast jugendlichen Zügen, wenn auch der Ernst des Lebens seine Schatten leicht darüber gebreitet hatte. — Als er ihr in das Gesicht sah, leuchtete es in seinen Augen auf wie rechte Herzensfreude.

„Cousine Emma! Wie hätte ich mir heute ein solches Glück träumen lassen, von dir einen Besuch zu empfangen!" rief er aus und führte sie zu einem Sessel. Als sie darauf Platz genommen, setzte er sich ihr zur Seite.

„Wie freue ich mich, dich wiederzusehen nach so vielen Jahren," sagte er wiederholt.

„Du hast wohl recht, Vetter Julius, daß es viele Jahre sind, seitdem ich von der schlesischen Heimat fern

bin, und in diesen Jahren sind wir beide alt geworden," erwiderte sie.

„Alt?" fragte er scherzend. „Das gilt doch wohl, wenn ich bitten darf, nur mir. Was dich anbetrifft, liebe Emma, so siehst du so reizend frisch aus, ich möchte fast sagen, wie damals, als wir noch mit Heinrich und den kleineren Geschwistern im Park von Rosenburg Haschen spielten oder uns den Fangball zuwarfen."

„Ei, Herr Landrat!" drohte sie lächelnd. „Ist es Ihr Amt, das Sie zum Schmeichler den Damen gegenüber macht? Ich erinnere mich wenigstens, daß mein Vetter Julius, solange ich ihn kannte, oft bis zum Verzweifeln aufrichtig war."

„Bin es auch noch, liebe Emma," lachte er. „Wahrhaftig, du kannst es mir glauben; namentlich einer solchen alten lieben Freundin gegenüber," fügte er ernster hinzu.

„Sehr liebenswürdig. Doch verzeih, lieber Vetter, daß ich mich noch nicht nach deinem Befinden und vor allem nach dem deiner lieben Frau erkundigte. Wie geht es ihr?"

„Ich danke dir, Emma, sie befindet sich wohl."

Erschrocken blickte ihn die Dame an, als sie den Ton hörte, mit dem diese Worte gesprochen wurden. Wo war doch der seelenvolle Ausdruck hin, den sie noch soeben in seinem Auge wahrgenommen hatte? Plötzlich verlor es seinen Glanz, blickte müde und stumpf vor sich hin. Eine Ahnung durchflog ihr Herz; sie konnte sich nicht enthalten, nach seiner Hand zu fassen.

„Ich hoffe, du bist glücklich, Julius!" fragte sie.

„Glücklich!" wiederholte er mechanisch. Dann, sich gewaltsam zusammenraffend, bemühte er sich, heiter zu

erscheinen, indem er sagte: „Der Traum unserer Jugend von unnennbarem Glück ist oft schwerer zu verwirklichen, als man sich das gedacht hat; und mit der Zeit lernt man, sich mit dem begnügen, was jeder Tag bringt, wenn es unseren früheren Anforderungen an Glück auch nicht immer ganz entspricht. Doch was rede ich da von mir! Erzähle mir, liebe Emma, wie es dir ergangen ist, und wie du lebst."

„Davon ist wenig zu berichten, lieber Vetter!" erwiderte sie und zog die Hand, die er in der seinigen behalten, zurück.

„Nach dem Kriege hatte ich, wie alle adeligen Gutsbesitzer, jahrelang zu tun, meine Güter aufzubessern, um die unerschwinglichen Lasten, welche wir aus der Franzosenzeit her noch zu tragen hatten, abwälzen zu können. In den letzten Jahren ist es besser geworden. Wie ich lebe? fragst du. Im Sommer tummle ich mich tüchtig in Feld und Wald umher und schaue überall hin, wo es nötig ist. Im Winter prüfe ich die Eingaben, Rechnungen und Bücher meiner Verwalter und des Inspektors meiner schlesischen Güter, und das läßt mir Zeit genug übrig, um in den Hütten meiner Tagelöhner umherzukriechen und nachzusehen, ob ihre Kinder reinlich und warm angezogen sind, ob den Leuten etwas fehlt, wie dies eine rechtschaffene Gutsherrin von Rechts wegen zu tun verpflichtet ist."

„Bravo, Emma!" rief der Landrat und reichte ihr wiederum die Hand. „Aber sage mir, als alte Freundin, wie steht es denn mit dem anderen Glück, das du, wenn ich nicht irre, einst ersehntest? Aber verzeihe, wenn ich..."

Jetzt war die Reihe an ihr, wegzublicken, indem sie rasch erwiderte: „Ich fühle mich so glücklich, als

ich mich überhaupt fühlen kann und verlange vom Schicksal kein anderes zweifelhaftes Glück. Aber," fuhr sie ablenkend fort, „ich kam zu dir, Vetter Julius, um deinen Rat und deinen Beistand als Landrat des Kreises zu erbitten."

„Beides steht dir vor allen anderen zu Diensten," erwiderte er freundlich.

Und nun trug sie ihm ihre Angelegenheit vor; sie besprachen sie gemeinsam, bis sie zu einem vorläufigen Resultat kamen. Dann lud er sie zu einem Besuch an einem der folgenden Tage ein, und sie versprach zu kommen.

Am Abend desselben Tages saß Emma von Treskow in ihrem Zimmer allein und ließ das heute Erlebte an ihrem Geiste vorüberziehen.

„Armer, armer Julius!" sprach sie leise vor sich hin. „Wie unglücklich mußt du sein! Ob ich wohl erfahren werde, was zwischen den beiden Gatten steht?" . .

Emma von Treskow kam, zum ersten Male wieder seit vielen Jahren, nach Rosenburg. Wie die Rückkehr ins Vaterhaus schien es ihr, als sie die Schwelle des Schlosses betrat, dieses Schlosses, in dessen weitverzweigten Räumen sie sich wie ein Kind des Freiherrn herumgetummelt und im stillen dabei die Hoffnung genährt hatte, einst selbst über dieses Schloß gebieten zu können. Aber diese Hoffnung war hin, sie hatte sie längst begraben.

Emma fand eine Gesellschaft, wie sie nur zu oft in dem Schlosse von Rosenburg zu finden war. Was ihr aber am merkwürdigsten erschien inmitten dieser Gesellschaft, das war die schwarze Gestalt des katholischen Priesters, der in so gewandter Weise sich unter den lebenslustigen Offizieren, den ebenso lebenslustigen aber schwer-

fälligeren Beamten und Gutsbesitzern bewegte, und seitens der Hausfrau eine so eigenartige Beachtung fand, die vielleicht niemand bemerkte, außer Emma von Treskow. Was mochte das für ein Mann sein? Sie fand keine Antwort auf die Frage. Aber ein Gefühl stieg in ihr auf, das ihr selbst unerklärlich war, denn sie hatte es noch nicht beim Anblick eines Menschen empfunden: ein unbezwingbarer Widerwille, dem sich fast die Furcht beigesellte. Und doch konnte dieser Mann so wohlwollend blicken und so schön und sanft reden, und andererseits wieder in so geistreicher Weise die oft derben Scherze eines vorwitzigen Leutnants oder anmaßenden Referendars parieren. Der Landrat saß dabei, freute sich an dem Anblick seiner Cousine Emma, ließ sich von ihr erzählen, lauschte jedem ihrer Worte, und die übrige Gesellschaft schien für ihn wenig oder gar nicht da zu sein. Emma aber, so sehr sie auch von ihrem Vetter im Gespräch in Anspruch genommen wurde, beobachtete und prüfte, und ihr feiner weiblicher Instinkt ließ sie ahnen, was in der Seele des Jugendfreundes wie ein Wurm nagte, und wonach er lechzte.

Als sie am nächsten Tage wieder auf ihrem Gute war, kündigte sie ihrem Inspektor an, daß sie von jetzt ab längere Zeit, vielleicht den größten Teil des Jahres, hier zubringen werde. Und so geschah es auch; nur daß sie noch einige Wochen nach Pommern ging, dort die Verhältnisse so zu ordnen, daß sie längere Zeit abwesend sein konnte. Sobald sie dann auf ihr Gut in Schlesien zurückgekehrt war, entwickelte sich ein lebhafter Verkehr mit Rosenburg. Keiner war darüber mehr froh, als der Freiherr von Rosen. Da war doch eine Frau in seinen Kreis getreten, wie sie immer sein Ideal gewesen:

rein und keusch und mit so feinem Verständnis für geistige Interessen. Er träumte, der törichte Mann, daß, wie er selbst durch Emma angeregt wurde, diese auch einen wunderbaren Einfluß auf seine Frau ausüben müsse. Lernte er seine Jugendfreundin doch, je länger er mit ihr verkehrte, immer mehr als eine nicht im gewöhnlichen Sinne feingebildete und dabei kenntnisreiche Frau kennen, mit einem so klaren Verständnis für alles, was ihn selbst interessierte, ein Verständnis, das sie in so anspruchsloser Weise und mit so feinem weiblichen Takt kundgab. Wie froh war er, daß sich das alte Band der Jugendfreundschaft erneuert hatte und daß durch die Gemeinsamkeit geistiger Anschauungen und die ideale Auffassung aller Lebensverhältnisse sein Leben gleichsam eine Weihe erhielt.

Auf Amalie von Rosen übte der Umgang mit Emma von Treskow nicht den Einfluß, den ihr Gatte erhofft hatte; und das konnte dieser nicht begreifen, so natürlich es war. Denn das, was Amalie unter feiner Bildung verstand, lag auf der Oberfläche des aristokratischen Lebens. Sie wußte mit Geschick die pikanten Scherze lebenslustiger Männer zu parieren, konnte in geistreicher Weise über die zahllosen Nichtigkeiten sprechen, wie sie den Gegenstand der Unterhaltung bildeten in jener Gesellschaft, die sie umgab. Sie fand daher an den Unterhaltungen ihres Gatten mit seiner Freundin durchaus keinen Geschmack; und da sie zu lange gewöhnt war, ihren eigenen Weg zu gehen, so entzog sie sich der Gesellschaft Emmas so viel, als es nur anging. Der Kaplan trat immer mehr in den Vordergrund ihres Interesses. Und dieser entwarf mit raffinierter Schlauheit Zug um Zug seinen Plan, um diese Frau, die von dem abenteuernden Blute ihrer Mutter und ihres halbwilden Va-

ters in sich gerade genug vereinigte, unter seine Herrschaft zu bringen.

Er wußte ihr eine Menge Geschichten aus den Breslauer aristokratischen Kreisen zu erzählen, deren versteckter haut goût mit Begierde von ihr geschlürft wurde. Gaben jene Erzählungen ihr doch so manche Erinnerung an Selbsterlebtes! Und wie dieser Mann erzählen konnte! Mit jenem Schein moralischer Entrüstung, hinter welchem sich das eigene Behagen schlecht zu verbergen sucht, trug er ihr die skandalösesten Dinge vor, und es schien seine Hauptaufgabe zu sein, durch seine Verbindungen mit der Provinzialhauptstadt sich in dieser Beziehung immer auf dem Laufenden zu erhalten. Ihren Geschmack bezüglich ihrer Lektüre fand er bald heraus. Es waren jene französischen Romane, geschrieben für eine Gesellschaft, welche das „après nous le déluge!“*) zu ihrer Devise gemacht hatte. Er warnte sie vor den Stellen dieses oder jenes Romans, den er ihr auf ihr Verlangen verschaffte, in der Gewißheit, daß sie dann erst recht darauf aufmerksam und die Phantasie der ihre Schranken nicht kennenden Frau um so mehr angeregt würde. Oft mußte er ihr vorlesen, und wenn er mit dem jugendlich ernsten Gesicht vor ihr saß und die Worte über die etwas aufgeworfenen roten Lippen kamen, die von Liebe und Liebessehnsucht und von Treubruch oder dergleichen sprachen, dann hing ihr Auge an diesen Lippen; und er sah es, fühlte, was sie dachte, und aus seinem Auge schoß dann ein Blitz über den Rand des Buches, der sie traf, daß es sie kalt und heiß überlief.

So träufelte er Tropfen für Tropfen das Gift ein,

*) „Nach uns die Sintflut.“

welches das Gefühl für Standes- und Familienehre, das sie besaß, einschläferte und sie auf denselben Weg trieb, den einst ihre Mutter, die Frau Majorin von Dohlen, gegangen war. —

*

Die Zeit schlich träge dahin. Der alternde und kränkelnde Freiherr suchte oft in dem Hause seiner Freundin die Erholung und Aufrichtung, die er im eigenen Hause entbehrte. Immer mehr fühlte er, daß eine Scheidewand zwischen ihn und seine Gattin sich schob, aber er fand nicht die Mittel und Wege, wie er dieses Hindernis niederreißen konnte. Emma wußte längst, was in Rosenburg vorging, und tiefes, inniges Mitleid fühlte sie mit dem Manne, den sie so hoch verehrte, und — sie gestand es sich ohne Scheu und ohne Vorwurf — rein und aufrichtig wie eine treue Schwester liebte. Sie sann und sann, wie sie ihm wohl helfen könne, aber sie fand nichts.

Da wurde der Freiherr eines Tages ernstlich krank. Ein nervöses Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte den Fall für nicht unbedenklich, wenn auch nicht gerade lebensgefährlich, und ordnete, als der Freiherr das Bett wieder verlassen konnte, Ruhe für längere Zeit an. Emma von Treskow war in dieser Zeit öfter wieder in Rosenburg gewesen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Als sie ihn auf dem Wege der Besserung fand, machte sie ihm den Vorschlag, auf einem ihrer Güter, das dicht an der Küste unweit der Insel Rügen lag, eine Zeitlang zuzubringen und der Ruhe, unter Enthaltung von allem Geschäftlichen, zu pflegen.

Dr. Crucius, der Arzt, welcher zufällig gegenwärtig war, erklärte, daß er soeben im Begriff gewesen wäre,

dem Freiherrn einen längeren Aufenthalt an der Ostsee zu seiner Erholung und Stärkung zu empfehlen; jetzt beschränke er sich darauf, den Vorschlag des Fräuleins von Treskow auf das lebhafteste zu unterstützen. —

„Was meinst du dazu, meine Liebe, der Doktor und Cousine Emma wollen mich durchaus nach der pommerschen Küste schicken, und Emma hat mir den Aufenthalt in der Nähe von Stralsund angeboten," sagte der Landrat zu seiner Frau, welche nicht dabei gewesen war, als zwischen den dreien die Angelegenheit besprochen wurde.

„Ich meine, wenn der Arzt dir es angeraten hat, dann tust du wohl, ihm zu folgen," erwiderte sie.

„Und du, liebe Amalie, möchtest du mich begleiten? Es würde mir sehr angenehm sein, und ich denke mir, wenn wir zwei dort allein und fern von unserm Alltäglichen und Gewohnten sein könnten, das müßte doch hübsch werden," fügte er hinzu.

„Ich schwärme nicht für solche Idyllen," meinte sie trocken. „Emma wird an der sandigen Küste Pommerns sich jedenfalls angenehmer vergnügen, als mir dies vergönnt wäre, und wird dir auch wohl eine bessere Gesellschafterin sein. Ich rate dir, ihr den Vorschlag zu machen!"

„Amalie!" sagte er warm. „Du weißt, wie lieb mir deine Gesellschaft ist, und ich empfinde es schwer genug, daß so viel des Geschäftlichen und besonders des Konventionellen uns so selten allein zusammen sein läßt."

„Du scheinst durch deine Krankheit recht sentimental geworden zu sein," spottete sie leicht.

„Mag sein!" fuhr er fort. „Aber ich sage dir, ich würde mich glücklich fühlen, wenn ich von alledem, was

hier ist, eine Zeitlang nichts sähe und hörte, nur wir beide könnten am Meere dort eines für das andere leben, Wochen, Monate, solange du nur wolltest!"

„Bis wir, wenigstens ich, vor Langeweile gestorben sind," lachte sie frivol. „Und das, mein Herr Gemahl, denke ich mir als die schrecklichste Todesart. Du wirst mich daher wohl entschuldigen, wenn ich diese zu wählen gerade nicht willens bin. — Übrigens denke ich auch," fuhr sie in heuchlerischem Ernst fort, „ist es besser, du reisest allein, und ich bleibe hier. Was sollten denn unsere vielen Freunde und Bekannten anfangen, wenn Rosenburg ihnen für so lange Zeit verschlossen bliebe! Das geht doch nicht! — Ah! Da kommt der Leutnant von Zedlitz! Denke dir doch zum Beispiel, wenn ich dem armen Menschen auf Monate fehlen sollte, der mich immer seine gütige Fee nennt, die er anbetet!" Mit diesen Worten stand sie auf und begrüßte den Ankommenden, der ihr galant die Hand küßte. Nach den herkömmlichen Redensarten entschuldigte sich der Landrat, wenn er als Rekonvaleszent sich zurückzöge, und verschwand in sein Zimmer, wo er sich, tief verstimmt, auf dem Ruhebett niederließ. Von der Zeit an berührte er das Thema der Reise nicht mehr, sondern ergab sich darein, allein zu reisen. Es war eben eigentümlich, daß dieser Mann, so energisch in seinem Amts- und Geschäftsleben, seiner Frau gegenüber nie ein Wort des Tadels fand. —

Der Reisewagen, in dem der Freiherr seine Reise nach Pommern zurücklegen wollte, stand vor dem Schlosse. Der alte Diener Johann hatte noch viel zu ordnen und zu besorgen und trug aus des Freiherrn Zimmer rastlos alle die Sachen, die sein Herr mitnehmen wollte, zum Wagen.

„Na, gnädiger Herr, daß Sie mich aber nicht mitnehmen wollen, das kann ich halt doch gar nicht verwinden," sagte Johann zum Freiherrn, als er das letzte Stück Gepäck untergebracht hatte.

„Ich kann dich dort nicht gebrauchen, Johann."

„Aber, gnädiger Herr, wer soll Sie denn pflegen, wenn Sie mir nun wieder krank werden?"

„Ich soll ja dort recht gesund werden, Johann!" sagte der Freiherr lächelnd.

„Ja, gnädiger Herr, das soll ja wohl so sein; aber wenn Sie nun doch krank werden! Ich hab' den gnädigen Herrn in seiner Krankheit doch so gut gepflegt, als ich nur konnte, und Sie haben doch keine Klage über mich?"

„Bewahre, alter Kerl. Du hast mich gut und treu gepflegt. Aber mitnehmen kann ich dich deshalb doch nicht."

„Na, gnädiger Herr, ich bin ja auch schon zufrieden, aber lieber wäre ich doch bei Ihnen, wenn Ihnen was passiert."

„Mir wird nichts passieren, wofür ich deine Hilfe nötig hätte. Und dann, Johann," — der Freiherr reichte dem Diener die Hand, — „weiß ich, daß du, treue Seele, hier deine Augen überall haben wirst, damit alles in Ordnung bleibt; und das ist für mich eine Beruhigung."

„Ja, gnädiger Herr. Aber das sage ich Ihnen, wenn ich höre, daß Sie wieder krank geworden sind, dann komme ich doch und nehme mir von der gnädigen Frau Urlaub, um Sie zu pflegen."

Der Freiherr schwieg, denn sonst hätte Johann, der als alter Diener des Hauses gegen seinen Herrn gern redselig wurde, wohl noch manches zu bemerken

gehabt. Er mußte ihm den Reisemantel umlegen und begleitete seinen Herrn zum Wagen. An demselben hatten sich die Dienstleute, Knechte und Mägde eingefunden. Sie alle wollten ihrem Herrn, den sie wegen seiner Herzensgüte ehrten und liebten, noch einen Gruß sagen und hofften von ihm ein Abschiedswort. Ihnen galt die Reise, von der sie gehört hatten, daß sie bis ans Meer gehen sollte, wie ein großes Wagestück ihres Herrn. Auch der Pfarrer Franziskus, als solcher war er seit kurzem vom Bischof ernannt worden, fand sich am Wagen ein. Der Freiherr, welcher beim Anblick dieses Mannes stets etwas wie Widerwillen empfand, empfing seine Wünsche für eine glückliche Reise, die er in salbungsvollen Worten vorbrachte, wie man etwas hinnimmt, was man anstandshalber nicht gut ablehnen kann. Amalie von Rosen war noch in Morgentoilette und verfolgte von dem Fenster ihres Zimmers aus den Aufbruch. Der Freiherr schaute hinauf, grüßte mit der Hand, und dahin rollte der Wagen, begleitet von den Lebewohlrufen und den Segenswünschen der Leute. —

Einige Wochen später finden wir den Freiherrn von Rosen auf der Insel Rügen. Er hatte sich in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes hier bedeutend erholt, und heute befand er sich auf einem Ausflug nach dem Königstuhle. Es war noch früh am Morgen, als er daselbst ankam und im Schatten der mächtigen Buchen, die ihr hohes Laubgezelt schützend über die heiße Erde breiteten, dem Aussichtspunkte zuging. Ein wundervolles Panorama eröffnete sich vor seinen Blicken. Sinnend schaute er auf die zerklüfteten Kreidefelsen zu seinen Füßen und deren phantastische Formen und hinaus auf das weite Meer, das sich vor ihm in die endlose, Sehn=

sucht erweckende Ferne ausdehnte. Die Sonne war noch nicht weit aus dem Osten heraufgestiegen, und ihre Strahlen erzeugten auf der leicht bewegten ungeheuren Wasserfläche jenes unvergleichliche, stets wechselnde Farbenspiel, das man anzuschauen nicht müde wird.

Er war im Schauen und Lauschen versunken. Die glänzenden und berückenden Farbentöne warfen ihren zauberischen Schein auch in die geheimsten Falten seines Innern, dort alles Trübe und Traurige verklärend und umgestaltend in Freude und Friede und zu erhoffendes Glück. Der weiche, melodische Anschlag der Brandung flüsterte ihm Zauberworte der beseligendsten Liebe ins Herz, wie er sie immer ersehnt hatte, und aus den leichten Rosenwolken am Horizonte sah er weibliche Gestalten aufsteigen, in denen er bald Amaliens, bald Emmas Züge zu erkennen glaubte.

Lange saß er so da und träumte, bis sich die Abendschatten niedersenkten und das laute Plätschern der Wogen allmählich in einen melancholischen dumpfen Schlummergesang verebbte. Dann stand er auf und ging heim.

Als er nach Hause kam, überreichte ihm der Verwalter einen zierlichen Brief mit dem Poststempel Waldburg. Die Aufschrift zeigte die Hand seiner Frau. Hastig öffnete er das Schreiben und las. Sie teilte ihm verschiedene Umstände aus der Verwaltung der Güter mit, die er zu wissen begehrt hatte, und ermahnte ihn zum Schluß, seinen Aufenthalt um seiner Gesundheit willen so lange als möglich auszudehnen. Zum Schluß einen flüchtigen Gruß. Enttäuscht blickte er auf und sah den Verwalter noch vor sich stehen, der ihm lächelnd einen zweiten Brief überreichte, der weniger zierlich als der

erste und von derbem Papier war. Der Freiherr nahm ihn und las die in wunderlicher Orthographie verfaßte Aufschrift: „An meinen gnädigen Herrn Landrat, Herrn Freiherrn von Rosen, welcher jetzt auf dem Gute des gnädigen Fräuleins von Treskow ist, was bei Stralsund liegt." Der Freiherr mußte lächeln, als er sah, daß sein alter Johann in seiner Sorge um ihn sich dennoch zu einem Briefe emporgeschwungen hatte. Es war ein wunderlicher Stil und eine noch wunderlichere Orthographie, die aus diesem Briefe sprachen, und man merkte es den Zeilen deutlich an, daß sie dem Schreiber viel sauren Schweiß gekostet hatten. In wirrem Durcheinander erzählte Johann, daß die gnädige Frau wohlauf und des Freiherrn Stiefbruder Karl dagewesen, aber bald wieder abgereist sei; und daß der Pfarrer Franziskus alle Tage zum Vorlesen zur gnädigen Frau komme; und daß dem Herrn Karl von Rosen sein Johann zu ihm gesagt hätte, wenn er, Herrn Karls Johann, an seiner, des gnädigen Herrn Johann, Stelle wäre, dann schlüge er dem Pfarrer die Beine kaput, daß er nicht mehr ins Schloß kommen könnte; und wie dann er, des gnädigen Herrn Johann, zu Herrn Karls Johann gesagt hätte, er solle sich um sich und seines Herrn Sachen kümmern, und wer ins Rosenburger Schloß käme, der ginge Herrn Karls Johann gar nichts an. Und sein gnädiger Herr, der Herr von Rosen, würde schon selber wissen, wer ins Schloß kommen dürfe und wer nicht, und der gnädige Herr solle nur erst ganz gesund werden, das wäre die Hauptsache, und drum wolle er ihm auch mitteilen, daß die braune Stute gestern ein schönes Fohlen bekommen hätte.

Der Freiherr steckte beide Briefe ein und ging zum

Abendessen. Seine Gedanken weilten während der Mahlzeit fern in dem Hause seiner Väter, in der Rosenburg. Er sah seine Frau sitzen in ihrem reizenden Boudoir, sah sie, wie sie mit glühenden Augen dem Pfarrer zuhörte, und zum ersten Male kam ein Gefühl wie Eifersucht über ihn. Könnte er, so sagte er sich, der hier müßig die Zeit verbrachte, nun schon seit mehreren Wochen, und, seiner Meinung nach, die Seeluft gar nicht einmal so nötig hatte, könnte er nicht lieber die Muße, die ihm sein Urlaub noch ließ, benutzen, um zu Hause bei seiner Frau zu sein, und statt des verhaßten Priesters ihr vorlesen oder sonst tun, was sie nur begehrte? War er auch durchaus kein Freund der französischen Romanlektüre jener Zeit, ihr zuliebe konnte er seinen Widerwillen schon bezwingen. Und nun folgte Gedanke auf Gedanke, und zuletzt machte er sich herbe Vorwürfe, daß er sie nicht mehr umworben habe, solange er mit ihr verbunden war. Als er auf das Zimmer, wo sein großer Koffer stand, zum Schlafen ging, da war es ihm, als ob dieser ihn mahne, die Sachen zu packen und nach Hause zu reisen. Der Name Rosenburg, der darauf stand, packte ihn wie mit Zangen, und lange, lange lag er heute nacht und konnte kein Auge schließen. Am anderen Morgen aber stand er früh auf und — bereitete sich für die Reise vor. Und während er dies tat, wurde es ihm leichter, ja — sonderbar — der Gedanke, zu seiner Frau zurückzukehren, sie zu überraschen, hatte etwas ungemein Beglückendes für ihn. Alles Weh, alles Leid, was sie ihm je angetan hatte, war weggewischt von dem einen Gedanken, wieder bei ihr zu sein. Die Liebe zu ihr in ihrer wunderbaren Allgewalt ergriff den sonst so klardenkenden Mann und drängte alles von dem Bilde der

Frau zurück, was dieses trüben und beflecken konnte. Es stand vor seiner Seele in dem Lichte, in welchem er seine Frau nun einmal sehen wollte. —

Wie langsam rollte ihm der Wagen durch den pommerschen Sand, als er der Heimat zufuhr; wie trieb er den Kutscher, die Pferde ausgreifen zu lassen, sobald es die schlechten Wege nur irgend zuließen! Endlich, endlich hatte er Waldburg gegen Abend erreicht. Die Pferde waren müde und konnten die Strecke bis Rosenburg, ohne längere Rast gemacht zu haben, nicht mehr zurücklegen. Er nahm daher ein Pferd, um dahin zu reiten.

Seine Brust hob sich, als er auf dem Pferde dahinflog, der Stätte zu, wo er geboren worden war und eine glückliche Jugend verlebt hatte, jene Stätte, an welche ihn tausend Bande knüpften. Bald bog er in die hohe Pappelallee ein, die länger als eine Stunde durch die Rosenburger Flur führte. Er ließ das Pferd etwas langsamer gehen. Der Abend war schon vorgerückt. An der linken Seite des Weges grüßte ihn im Scheine des eben aufgegangenen Mondes die erste Steinsäule mit dem Bilde des Ritters Georg, des Drachentöters. In seiner Kindheit hatte er so oft das Bild angeschaut, wie der Ritter mit erhobenem Speer dastand, das Untier zu töten, und in kindischer Meinung hatte der Knabe sich immer gewundert, daß auf jeder der vielen folgenden Säulen, bis zur letzten vor Rosenburg, der Ritter nur immer wieder mit erhobener Lanze abgebildet dastand und der scheußliche Drache unter ihm immer mit aufgesperrtem Rachen, bereit, den Ritter zu verschlingen; er hätte so gern gesehen, daß auf einer Säule wenigstens der Drache getötet daläge und über ihm der Ritter Georg als Sie-

ger triumphierend die Lanze schwänge. Er lächelte, als er an die naiven Anschauungen seiner Kindheit dachte.

Immer näher kam er dem Dorfe Rosenburg, und er verlangsamte die Schritte seines Gaules, als er in die sandige Dorfstraße einbog. Gleich rechts stand das Haus des Krügers, und in der Schenkstube brannte noch die qualmende Öllampe. Er ritt zum Fenster und klopfte an. Der Krüger fuhr aus seinem Halbschlummer am Tisch empor, kam langsam zum Fenster und öffnete.

„Guten Abend, Gottlieb!" grüßte der Freiherr.

„Herrje, der gnädige Herr!" rief der Krüger fast erschrocken.

„Komm heraus, Gottlieb, und nimm mir das Pferd ab. Es ist der Braune des Kronenwirts in Waldburg. Du könntest ihn in deinen Stall für die Nacht nehmen, und morgen früh, da fährst du ja doch zu Markt, nimmst du den Gaul wieder mit zurück und lieferst ihn ab. — Verstanden?"

„Jawohl, gnädiger Herr! Ich werde halt schon alles gut besorgen," versprach der Krüger und war auch alsbald draußen, half dem Herrn beim Absteigen und nahm das Tier in Empfang.

„Gib ihm ein Mäßchen Hafer und ein Bund Heu!" befahl der Freiherr. „Morgen kannst du dir vom Verwalter so viel wiedergeben lassen. Und für deine Mühe nimm das!"

Bei den letzten Worten schob er dem Krüger eine Münze in die Hand; dieser dankte und versprach nochmals, alles gut zu besorgen, worauf der Freiherr freundlich grüßte und die Dorfstraße hinabging, dem Schlosse zu. Alles atmete Ruhe und Stille, denn die Leute im Dorfe waren nach ihrer Gewohnheit bei einbrechender

Dunkelheit schlafen gegangen. Auch das Pfarrhaus lag im Dunkel, die eine Seite matt vom Monde beschienen. Von dem Schloßgarten her kam der Duft des Jasmin, und er sog ihn begierig ein.

Das Tor des Schloßhofes, aus dem er vor einigen Wochen gefahren, war verschlossen, und er konnte nur vom Park aus in das Gebäude gelangen, da er den Schlüssel zur Parktür und zu einer vom Park aus in das Schloß führenden Pforte immer bei sich trug. Er ging den Weg um das Schloß herum und tauchte in den Schatten der hohen Eichen und Ahorne, die hier bis dicht an das Gebäude heran standen. Bald war er am Hause. Ein Blick auf die Hinterfront desselben zeigte ihm die erleuchteten Zimmer seiner Frau. Fast hätte er aufjubeln mögen.

„Sie ist noch wach!" sagte er sich. „So kann ich sie überraschen."

Er fand die Tür unverschlossen und stieg unhörbar die mit Teppichen belegte Stiege hinauf. Um nicht etwa im Vorzimmer seine Frau oder das Kammermädchen zu treffen, durchschritt er einen kleinen Gang und trat in ein Zimmer, von welchem aus eine Tapetentür zu dem Boudoir seiner Frau führte. Unbemerkt gelangte er auf dem weichen Teppich bis zu der bewußten Tür. Vorsichtig öffnete er, um zunächst einen Blick hineinzuwerfen und zu sehen, ob sie noch darin wäre oder bereits schlafen gegangen sei. Kaum aber hatte er den Kopf durch die halbgeöffnete Tür in das hellerleuchtete Zimmer gesteckt, als ihm ein unartikulierter Schrei entfuhr. Er riß die Tür auf, tat zwei Schritte vorwärts im Boudoir, dann stand er wie angewurzelt. Die Hände weit vorgestreckt, wollte er sprechen, doch die Zunge schien starr ge-

worden, und plötzlich fiel er nieder, vom Schlage getroffen. An ihm vorbei floh eine schwarze Gestalt zu der geöffneten Tür hinaus und warf sie rasch hinter sich zu. Die Freifrau aber stand und sah starrenden Blickes auf den daliegenden Gatten. —

Es war eine schwere Nacht, die Johann am Lager seines Herrn verlebte. Das heftige Klingeln der Baronin hatte ihn aus dem Souterrain heraufeilen lassen. Als er eintrat und seinen Herrn am Boden liegen sah, stieß er einen Schrei des Schreckens aus. Der Schrei schien den am Boden Liegenden aus seiner Betäubung zu wecken. Er hob etwas den Kopf und seine Augen richteten sich mit unbeschreiblichem Ausdruck auf seine Frau. Die erstarrte Zunge löste sich zu einem einzigen, schrecklichen Worte, bei dem sie erbleichte, während Johann ihn entsetzt anblickte. Sie aber befahl dem Diener: „Schaffe deinen Herrn in seine Stube! Er ist wahnsinnig geworden!"

Johann beugte sich über den Freiherrn, der die Augen wieder geschlossen hatte und wie tot dalag.

„Mein guter, lieber, gnädiger Herr! Muß ich alter Mann denn das noch erleben?!" jammerte Johann.

„Tue, was dir befohlen ist!" rief sie fast kreischend.

Der Diener sah zu ihr auf, jetzt kam ihm die Erinnerung an das gehörte Wort, und er ahnte, daß hier vorher wohl ein entsetzliches Drama sich abgespielt habe, von dem er nur die Schlußszene sah. Er raffte sich zusammen, und mit einer Kraft, die man ihm kaum zugetraut hätte, hob er seinen Herrn vom Boden auf und trug ihn wie ein Kind hinaus.

Lisette, das Kammermädchen, war unten im Souterrain noch wach gewesen, hatte das Hinaufgehen Johanns

bemerkt und war nach einiger Zeit, als dieser nicht sogleich wiederkam, auch hinaufgegangen, neugierig zu sehen, was Johann sollte. Sie war eben in das Vorzimmer getreten, ein Licht in der Hand, als Johann aus dem Zimmer kam.

„Leuchte, Lisette, bis zur Stube des Herrn!“ befahl Johann, keuchend unter der Last des schweren Mannes. Das Mädchen ging, zitternd ob des Anblickes, der sich ihr bot, voraus. Der Diener bettete seinen Herrn auf das Sofa seines Arbeitszimmers, und Lisette mußte ihm behilflich sein. Als sie damit fertig waren, schickte Johann das Mädchen nach dem Reitknecht, damit dieser aufstünde und nach der Stadt jage, um den dortigen Arzt zu holen. — — —

Der Kreisarzt, Doktor Crucius, war an demselben Abend in lustiger Gesellschaft. Ein neuer Kreisrichter war jüngst nach Waldburg gekommen. Mooß, so hieß derselbe, war ein gar fideles Haus, und ein Gesellschafter, wie er im Buche steht. Das sprudelte nur immer von Witz und drolligen Einfällen, wenn er in der Krone mit den anderen Herren beim Glase Wein saß.

„Ein Teufelskerl, dieser Mooß!“ sagte der Kreisarzt mit schwerer Zunge zum Oberamtmann von Kiesewetter, als sie beide aus der Krone gegen Mitternacht heraustraten. „Man könnte ihm die ganze Nacht zuhören.“

„Ja,“ entgegnete dieser lachend. „Meine Frau hat mir aber auch noch nie so viel Gardinenpredigten gehalten, wie in der letzten Zeit.“

„Haha!“ lachte Doktor Crucius und hielt sich dabei an der stämmigen Gestalt des Oberamtmanns fest, da er durch das Lachen in einige Schwankung geriet.

„Na, na, Doktor!“ rief der Oberamtmann. „Fallen Sie nur nicht vom Stengel. Ich glaube, wenn jetzt ein Kranker zu Ihnen schickte, Sie wären kapabel und verschrieben ihm Rattengift statt Cremor tartari.“

Der Arzt wollte eben etwas darauf erwidern, als die beiden einen Reiter die Straße heransprengen hörten. Bald hielt er vor dem Hause, sprang vom Pferde und kam näher. Er fragte den Oberamtmann, der zunächst stand, ob er wohl den Doktor Crucius in der Krone fände. Zu Hause sei er nicht, da habe er schon gefragt.

„Hier ist er selber,“ sagte der Arzt. „Was gibt's?“

„Herr Doktor, Sie möchten doch gleich nach Rosenburg hinausfahren. Der gnädige Herr ist unerwartet zurückgekommen und plötzlich schwer krank geworden.

„Wo fehlt's ihm denn?“ fragte der Oberamtmann dazwischen.

„Ach Gott, Herr Oberamtmann, die Lisette, als sie mir den Befehl brachte, den Herrn Kreisphysikus zu holen, sagte ja gar, er rede allerhand dummes Zeug, als wenn's bei ihm nicht mehr richtig wäre, und stehen könnte er auch nicht mehr.“

„Donnerwetter!“ rief der Amtmann. „Was mag denn mit dem Freiherrn sein?“

Der Arzt, an den diese Frage gerichtet war, gab keine Antwort und bemühte sich zunächst, einen festen Standpunkt zu gewinnen. Als dies einigermaßen geschehen war, befahl er dem Reitknecht, nach seinem, des Doktors Hause zu reiten, die Nachtklingel zu ziehen und dem Öffnenden zu sagen, daß der Kutscher geweckt und sein Wagen angespannt werden sollte; dieser möge ihn dann von hier aus abholen.

„Warum habt Ihr denn nicht gleich Euren Wagen geschickt?“ fuhr der Arzt den Reitknecht an.

„Ja, Herr Doktor, ich weiß auch nicht. Ich bin fortgeschickt, Sie zu holen.“

Der Arzt brummte etwas in den Bart, sagte dem Oberamtmann gute Nacht und trat wieder in die Gaststube ein, wo er zunächst mit lautem Halloh empfangen wurde. Er erzählte, daß er nach Rosenburg zu fahren habe, und ließ sich Limonade geben, da es mit Wein doch nicht mehr ging. —

Der Morgen war bereits angebrochen, als der Freiherr aus dem ohnmachtähnlichen Zustande, in dem er mehrere Stunden gelegen, zum ersten Male erwachte. Er schaute um sich und auf den alten Diener, der an seinem Lager saß, und angsterfüllt den Herrn betrachtete, ohne daß dieser ihn erkannte. Da schien plötzlich Entsetzliches vor seine Seele zu treten. Er machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte, doch die Glieder versagten den Dienst. Seine Züge verzerrten sich, der Mund schien sprechen zu wollen, doch nur unartikulierte Laute kamen hervor. Johann kniete am Sofa nieder, faßte die Hand des Kranken und küßte sie, während ihm eine Träne über die gefurchte Wange rollte und auf die Hand seines Herrn fiel.

„Mein lieber, guter Herr!“ schluchzte Johann. Da bekam er von derselben Hand einen Schlag ins Gesicht, daß er erschreckt zurückfuhr und eine lallende Stimme — „Im Leben vergeß ich den Ton nicht!“ sagte Johann später — sprach Worte, unter denen der Diener nur solche wie: Schuft — Räuber — Büchse holen — heraushörte.

In derselben Zeit fuhr vor dem Schlosse der Wagen des Arztes vor. Der Freiherr mußte es gehört haben, denn er verwob es mit den Bildern, die ihn quälten. „Fortfahren!“ vernahm Johann. Dieser ging hin, die Rouleaux aufzuziehen. Die ersten Lichtstrahlen des Tages beschienen ein fahles, totenähnliches Gesicht; die Haare, gestern nur stark grau meliert, waren über Nacht weiß geworden.

Da klopfte es, und der Kreisphysikus, Doktor Crucius, trat herein.

Der Freiherr schlug die Augen auf, und als er den Arzt erblickte, lallte er: „Hinaus! Hinaus!“ Als jener ungeachtet dessen an das Bett trat, schien der Kranke die größte Pein zu empfinden; denn unter Stöhnen hörte man immer wieder das Wort: Hinaus. Als nun Doktor Crucius den Kranken untersuchte, machte dieser die größten Anstrengungen, die Berührungen des Arztes abzuwehren, natürlich vergeblich. „Verd . . . . . . Kurpfuscher, laß mich los!“ lallte der Freiherr, und eine unsägliche Qual schien sich in diesen Worten auszusprechen.

Doktor Crucius war heut morgen kein besonders scharfer Beobachter. Der starke Weingenuß des vergangenen Abends übte seine Wirkung. Crucius zog, als der Kranke jene Worte ausgesprochen, den Diener vom Lager weg und examinierte ihn über das, was sich seit der Ankunft des Herrn zugetragen hatte. Johann erzählte, wie die gnädige Frau plötzlich spät in der Nacht geschellt habe, und als er hinaufgekommen sei, habe er den Herrn am Boden liegend gefunden, und die gnädige Frau habe gemeint, es sei hier oben, Johann zeigte auf die Stirn, nicht mehr richtig.

Crucius trat wieder an das Lager und betrachtete

mit umflorten Augen den Freiherrn. Dann wandte er sich und ging hinaus. Johann begleitete ihn. Draußen aber fragte er, was der Herr Doktor wohl zu seinem gnädigen Herrn meine.

Der Arzt zuckte die Achsel. „Ein Schlagfluß, der das Gehirn mit zerrüttet hat, wird wahrscheinlich unheilbarer Wahnsinn werden,“ sagte er kühl.

Johann schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich, während der Arzt dem eben hinzukommenden Kammermädchen den Wunsch aussprach, die gnädige Frau zu sprechen. Lisette ging, ihn zu melden, und Doktor Crucius, sehr ermüdet, machte es sich in einem Sessel des Speisesaales, wohin ihn das Mädchen geführt hatte, bequem. Er mußte lange warten, bis die Baronin erschien, und hatte große Mühe, sich wach zu erhalten. Endlich trat sie ein. Sie war in feinster Morgentoilette und sah sehr bleich aus. Der Arzt sprang auf und beeilte sich, sein Bedauern über die Veranlassung seines Hierseins auszusprechen, was sie, ohne ein Wort zu erwidern, anhörte. Dann gab er geschäftsmäßig sein Gutachten über den Fall ab. Es sei, so meinte er, ein Schlaganfall, der die Gliedmaßen, besonders die Beine, stark getroffen; aber auch eine solche Gehirnaffektion bewirkt habe, daß die geistige Tätigkeit des Patienten wohl für immer gestört sei.

„Ich habe das vorausgesehen,“ log sie. „Denn in der letzten Zeit vor seiner Reise nach Pommern kam mir sein Zustand bedenklich vor. Aber es ist doch wohl Heilung möglich?“

„Bei dem Alter Ihres Herrn Gemahls,“ erklärte der Arzt, „und bei seiner Konstitution ist schwerlich solche zu hoffen. Doch versucht muß sie natürlich werden, und

das beste wäre jedenfalls, er käme so bald als möglich in eine Heilanstalt, denn auch die beste Privatpflege kann das nicht leisten, was bei derartigen Krankheiten notwendig ist."

„O, dann müßte dies doch so schnell wie möglich geschehen," erwiderte sie. „Lieber Doktor, ich bitte Sie, helfen Sie mir! Wohin meinen Sie, daß wir ihn am schnellsten bringen könnten?"

Der Arzt sann eine Weile nach, dann sagte er: „Ich bin mit dem Direktor der Irrenheilanstalt in L. befreundet. Schicken Sie sogleich eine Estafette nach dort, gnädige Frau, ich werde einige Zeilen mitgeben. Dann lassen Sie Extrapost besorgen, und schon heut abend kann Ihr Herr Gemahl dort sein."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Wollen Sie die Güte haben, nach Ihrer Rückkunft in Waldburg von dort aus die Estafette auf meine Kosten abgehen zu lassen?"

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte er verbindlich, während er innerlich den Auftrag verwünschte.

„Und dann helfen Sie wohl, bester Herr Doktor, daß der Freiherr dort auch gut untergebracht wird!?"

„Ich stehe vollständig zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau."

„O, wie dankbar bin ich Ihnen!" sagte sie und reichte ihm die feine weiße Hand, die er galant an seine Lippen führte. „Ich werde stets in Ihrer Schuld bleiben." — —

„Es ist doch ein berückend schönes Weib!" sagte Crucius zu sich, als er wieder im Wagen saß, um nach Waldburg zurückzufahren. „Aber glücklich scheint sie mit dem Freiherrn durchaus nicht gewesen zu sein. Sie schien große Eile zu haben, ihren Herrn Gemahl so bald als möglich los zu werden. Wer wird die schöne Hand, die

sie mir heut zum ersten Male zum Kusse reichte, nach dem voraussichtlich baldigen Ableben des Freiherrn erobern? — —“ Weiter kam er nicht in seinem Monologe; die Müdigkeit übermannte ihn, so daß er ungeachtet des holprigen Weges einschlief.

Im Zimmer des Freiherrn saß Johann wieder an dem Lager des Kranken. Regungslos lag dieser da; nur von Zeit zu Zeit entrang sich seiner Brust ein schweres Stöhnen. Plötzlich schlug er die Augen groß auf, und als er Johann erblickte, rief er leise dessen Namen. Johann beugte sich vor und fragte, ob der Herr etwas wünsche. Mit kaum vernehmbarer Stimme lallte er:

„Johann! Ich — sterbe. — Doch nicht — hier. — Fort — zu Bruder Heinrich! — Extrapost — vorfahren! — Schnell! — Schnell!“

Johann stand zögernd auf, als der Freiherr aufhörte zu sprechen und die Augen, ermattet durch die Anstrengung des Sprechens, wieder schloß. Er ging hinaus und überlegte, was er tun sollte. Da kam Lisette, um sich im Auftrage der Baronin zu erkundigen, wie es mit dem Kranken stünde.

„Er hat mir befohlen, Extrapost zu bestellen, um zum Herrn Heinrich nach Glogau gebracht zu werden,“ berichtete Johann.

Lisette ging, der Baronin dies mitzuteilen. Ein Strahl unruhiger Befriedigung lief über ihr Gesicht. Dann setzte sie sich hin und schrieb in flüchtiger Hast ein Billett, kuvertierte und versiegelte es und schickte dasselbe in das Pfarrhaus. Es währte nicht lange, so ging der Pfarrer denselben Weg, den der Freiherr gestern abend genommen hatte, in das Schloß. Längere Zeit währte die Konferenz, zu welcher der Pfarrer von der

Baronin beschieden worden war. Dann klingelte sie nach dem Kammermädchen und befahl ihr, Johann heraufzuholen. Bald darauf erschien der Genannte in der Tür. Die Freifrau eröffnete ihm, wie sie sich durch die plötzlich ausgebrochene Geisteskrankheit ihres Gemahls so angegriffen fühle, daß sie eines Beistandes und Vertreters bedürfe, und so habe sie denn dem Herrn Pfarrer Franziskus Vollmacht gegeben, für sie zu handeln und befehle ihm hiermit, allen Anordnungen dieses Herrn nachzukommen. Sie erwarte von dem Dienstpersonal, daß dies ebenso pünktlich geschehe, als ob sie selbst es angeordnet habe. Damit winkte sie, und Johann war entlassen. Mit ihm ging auch der Pfarrer nach tiefer Verbeugung vor der Herrin hinaus.

Im Vorzimmer hielt er den Diener an.

„Sie haben gehört," redete er diesen an, „was die gnädige Frau Ihnen soeben gesagt hat."

„Jawohl, Herr Pfarrer."

„Dann hören Sie zu," fuhr er mit scharfer Stimme fort, „was ich Ihnen sage, und führen Sie genau aus, was ich anordne, es könnten sonst Unannehmlichkeiten für Sie entstehen."

Der Diener horchte verwundert auf. Eine solche Sprache hatte er noch nicht gehört, nicht von dem alten seligen Herrn, noch weniger von dem kranken da unten.

„Herr Pfarrer!" begann der Diener. „Ich bin nun bald fünfundvierzig Jahre hier im Hause und..."

„Schweigen Sie! Das gehört nicht hierher!" fuhr der Pfarrer den alten Mann an. „Es wird nicht lange währen, so fährt die Extrapost vor, welche der Arzt auf Befehl der gnädigen Frau bestellt hat. Machen Sie sich fertig, den Herrn zu begleiten! Sie rufen, wenn es Zeit

ist, den Friedrich, tragen mit ihm den Kranken in den Wagen, packen ihn gut in Betten ein, setzen sich dann zu ihm und begleiten ihn an Ort und Stelle. In Waldburg wird der Maurer Worczeck auf den Bock steigen und unterwegs alles besorgen, damit Sie immer bei dem Herrn im Wagen bleiben können. Sie haben nur für den Herrn zu sorgen und sind als alter Diener des Hauses verpflichtet, niemandem unterwegs etwas von dem Zustande des Herrn zu offenbaren, auch bei ihrer Rückkehr nicht. Der Herr wird in eine Anstalt gebracht, wo er wahrscheinlich bald geheilt werden wird. Diese Anstalt ist in L. Wenn Sie ihn mit Hilfe Worczecks dort untergebracht haben, kehren Sie schleunigst zurück, mir Bericht zu erstatten! Haben Sie verstanden?"

„Ja, Herr Pfarrer!"

„Dann gehen Sie!"

Johann ging kopfschüttelnd hinweg. Wie hatte doch eine Nacht alles verändert in dem Schlosse zu Rosenburg!

Als der Postwagen vorgefahren war, ging Johann, den Reitknecht Friedrich zu holen, wie ihm befohlen war.

„Friedrich, du sollst den Herrn mit mir in den Wagen tragen."

„Den Herrn? Soll er denn fort, weil er krank ist?"

„Ja freilich! Gott mag wissen, wie alles geworden ist. Mir steht beinah' der Verstand stille," seufzte Johann.

„Ja, aber wer hat denn das befohlen?"

„Der Pfarrer."

„Was?" brauste Friedrich auf. „Der? — dann will ich dir etwas sagen, Johann. Ich bin Reitknecht bei dem gnädigen Herrn Landrat und bei keinem Pfaffen. Verstehst du mich?"

„I, das hilft ja nicht, Friedrich. Die gnädige Frau hat mir ja selbst befohlen, wir sollen seinen Anordnungen nachkommen."

„Na, dann schlag' doch gleich ein Himmeldonnerwetter ganz Rosenburg zugrunde," fluchte Friedrich, „wenn der Herr aus dem Hause soll, und soll hier das Pfaffenregiment losgehen! Dann bin ich am längsten hier Reitknecht gewesen."

„Das hilft alles nicht!" sagte Johann. „Aber komm nur, sonst muß ich den Herrn allein tragen, und das kann ich heute nicht, es liegt mir wie Blei in den Gliedern."

Friedrich ging nun mit, und die beiden Diener trugen den Herrn in den Wagen. Niemand von dem Hofgesinde durfte sich auf dem Hofe zeigen, es war strenger Befehl gegeben worden. Doch hie und da lugte ein Auge durch die Türritze des Stalles oder der Scheune oder sonstwo, und vergoß unbemerkt eine Träne, als der Wagen fortfuhr; denn die Nachricht von der schweren Erkrankung des Herrn war von Mund zu Mund gegangen und hatte alle auf das tiefste erschreckt. Hinter einer Gardine im oberen Stock stand die Baronin und sah dem Wagen nach; ihr zur Seite war der Pfarrer.

„Glückliche Reise und hoffentlich auf Nimmerwiedersehen!" sagte sie höhnisch und wandte sich zum Pfarrer. Dieser nickte ihr süßlächelnd zu, bot ihr den Arm und führte sie vom Fenster weg in ihr Zimmer. —

Am nächsten Tage verbreitete sich das Gerücht von der Überführung des Freiherrn in die Irrenanstalt zu L. und erregte überall Aufregung, Verwunderung und Bedauern.

„Dieser Mann soll wahnsinnig geworden sein?" fragte man sich überall zweifelnd. Doch Doktor Crucius

behauptete es und erzählte einem jeden, wie er den Freiherrn gefunden habe. Da mußte es doch wohl wahr sein, wenn man auch nicht begreifen konnte, wie ein so kräftiger und geistig reger Mann so gleichsam über Nacht geisteskrank hatte werden können. Nur wenige, welche die häuslichen Verhältnisse des Rosenschen Ehepaares besser kannten, ahnten wohl, daß in diesen vielleicht die Ursache zu der Katastrophe zu finden sei, doch der Wahrheit in ihrem ganzen Umfange kam niemand auf die Spur.

Die vertrautesten Freunde der Familie fuhren in den nächsten Tagen nach Rosenburg, der Baronin ihre Teilnahme auszudrücken. Doch niemand wurde vorgelassen. Sie ließ sich entschuldigen, daß sie zu angegriffen sei, um Besuche zu empfangen. Aber manche Nachricht von dem, was unter den Dorfleuten über die Baronin und den Pfarrer umging, brachten jene mit nach Hause. Daß letzterer tagtäglich im Schlosse verkehrte und von der Baronin zu ihrem Bevollmächtigten ernannt worden war, blieb in weiteren Kreisen bald kein Geheimnis mehr. Auch von seiner Art und Weise des Auftretens kursierten bald sonderbare Geschichten. Die Dienstleute wurden durch dasselbe zur Erbitterung gereizt, mußten aber als arme Leute um des lieben Brotes willen sich alles gefallen lassen, um nicht etwa weggejagt zu werden, wie ihnen dies bei der geringsten Kleinigkeit angedroht wurde. —

*

Emma von Treskow hatte soeben ihr Frühstück beendet und schickte sich an, eine Rundfahrt durch die Felder zu unternehmen, auf welchen die Kornernte be-

gann. An dem äußersten Ende der Besitzung hatte die Ernte begonnen, und dorthin lenkte der Kutscher den Wagen. Als er dort ankam, eilte der Verwalter diensteifrig herbei und berichtete der Herrin auf ihre Fragen über den Stand der Ernte auf diesem Felde und alle die hundert Einzelheiten, die sich daran knüpfen und dem Landmanne von Wichtigkeit sind.

„Wenn wir nur mehr Hände jetzt hätten, gnädiges Fräulein!" sagte der Verwalter schließlich, „damit wir dies schöne Erntewetter recht ausnützen könnten!"

„Ihr Wunsch scheint sich erfüllen zu können," antwortete Emma von Treskow, indem sie vom Wagen aus nach einem Feldwege deutete, der zwischen dem noch aufrecht stehenden Getreide hinlief und direkt auf den Ort zuführte, wo der Wagen hielt, „dort kommen zwei Leute."

„Ach, gnädiges Fräulein, um die jetzige Zeit braucht selten jemand Arbeit zu suchen, wer rechtschaffen arbeiten will und kann, und die Leute, welche müßig gehen, sind nicht viel nütze."

Die beiden Leute, von denen die Rede war, kamen inzwischen näher, und als sie am Schnittacker angelangt waren, blieben sie in einiger Entfernung stehen und zogen respektvoll vor der Herrin im Wagen die Mützen. Der Verwalter ging zu ihnen, um zu fragen, was sie hier wollten. Sie erwiderten, daß sie Arbeit suchten. „Woher seid Ihr?" — „Von dem Rosenburger Gute." — „Warum seid Ihr von da weg?" — Die beiden noch jungen Leute sahen sich verlegen an, und einer schien den anderen zum Sprechen auffordern zu wollen, doch keiner machte den Anfang.

„Ich merke schon, man hat Euch weggejagt. Dann kann ich Euch auch nicht brauchen, und Ihr könnt nur

wieder gehen, wo Ihr hergekommen seid. Dort führt der Weg!" rief der Verwalter barsch und zeigte auf den Fußweg, den die beiden gekommen waren.

„Herr!" nahm da der eine das Wort, „hören Sie uns an, und dann sagen Sie selbst, was recht ist. Weggejagt sind wir worden, das ist wahr. Aber wenn unser gnädiger Herr von Rosen doch nun einmal verrückt geworden ist, und die gnädige Frau hat ihn ins Irrenhaus nach L. bringen lassen, müssen wir uns dann von dem katholischen Pfarrer in Rosenburg befehlen lassen, der uns doch gar nichts angeht? Sagen Sie mal, Herr!"

Der Verwalter hatte erstaunt zugehört, dann fragte er: „Wer ist verrückt geworden?"

„Ja nun, der Herr von Rosen," erwiderte der Sprecher von vorhin. „Und der alte Johann, der ihn mit hingebracht hat nach L., hat gesagt, unterwegs hätte er nichts Verrücktes mehr gesprochen; und der Reitknecht Friedrich hat zu meiner Mutter Bruder gesagt, der katholische Pfarrer würde nun das Regiment im Schloß führen, und er wäre am längsten da Reitknecht gewesen. Das mag ja nun alles sein, und es geht uns ja auch nichts an. Aber wenn so ein Pfarrer über unsere Arbeit schimpfen will, wo doch unser Verwalter Hörnig immer mit uns zufrieden gewesen ist, da kann einem doch auch mal die Galle überlaufen."

Emma von Treskow hatte erst nur halb auf die Reden der Leute hingehört. Dann aber, durch ihre Worte neugierig gemacht, näherte sie sich ihnen.

„Wie könnt Ihr Euch unterstehen, hier solche Märchen zu erzählen!" herrschte sie die Leute an. „Mein Vetter, der Freiherr von Rosen, ist auf meinem Gute Griepenhof in Pommern."

„Halten zu Gnaden, gnädiges Fräulein, das haben wir auch gehört, daß er dort gewesen ist," sagte der Sprecher von vorhin wieder, „aber vergangenen Donnerstag ist er abends plötzlich zurückgekommen und hat noch das Pferd, worauf er von Waldburg bis Rosenburg geritten ist, beim Krüger Gottlieb eingestellt, und am andern Morgen ist der Doktor von Waldburg gekommen und hat gesagt, der Herr wäre vom Schlag getroffen, das heißt im Kopf, und dann hat die gnädige Frau Extrapost holen und ihn nach dem Irrenhaus schaffen lassen, und Johann und der polnische Maurermeister in Waldburg haben ihn hingebracht und gestern früh ist Johann wiedergekommen, ich hab' ihn selbst gesprochen, und gleich darauf sind wir fortgeschickt worden."

Die Erzählung des Mannes geschah in einem solch treuherzigen Tone, daß Emma über die Wahrheit nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Die ganze Wahrheit? Die wußten die Leute nicht, sie aber ahnte sie, und es überlief sie eiskalt. Sie stieg wieder in den Wagen und befahl, nach Hause zu fahren. Auf ihrem Zimmer angekommen, warf sie sich auf einen Sessel, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

* *
*

Der Pfarrer von Rosenburg saß eifrig schreibend in seinem Amtszimmer. Es war ein umfangreiches Schriftstück, das er, als er die Feder endlich niederlegte, in die Hand nahm, um es noch einmal durchzulesen. Nachdem das geschehen, faltete er es, hüllte es in einen Umschlag, den er versiegelte und mit der Adresse des Bischofs versah. Dann kleidete er sich an und ging

zum Schlosse. Dort befahl er den Reitknecht zu sich und gab ihm den Auftrag, unverzüglich nach Waldburg zu reiten und den Brief daselbst gegen Empfangsbescheinigung zur Post zu geben. Nun erst begab er sich zur Baronin Amalie. Er fand sie in ihrem Boudoir auf dem Sofa liegend, den neuesten Roman von Eugen Sue in den Händen.

„Endlich kommst du, Franz!" rief sie, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, und streckte ihm beide Hände entgegen. „Mein Himmel, wo bliebst du so lange?"

„Verzeihung, gnädige Frau!" erwiderte er, schnell herzutretend und die dargebotenen Hände ergreifend und küssend.

„O, gehe weg!" rief sie schmollend. „Ich mag diesen förmlichen Ton nicht. Du sollst mich nicht gnädige Frau, sondern Amalie nennen."

„Du vergißt, angebetete Amalie," sagte er leise, „daß die Wände Ohren haben, und vor der Welt dürfen wir uns nichts anderes sein, als du meine Herrin und ich — dein treuer Sklave."

„Ach ja, so sagst du immer!" erwiderte sie. „Du weißt dich zu beherrschen, aber ich — ich mag das nicht. Was kümmert mich die Welt! Mag sie sagen, ich bin dein Lieb! Mir ist es einerlei. Nur du sollst meine Welt sein."

„So nicht, teure Amalie!" sagte er eindringlich, und seine graublauen Augen hefteten sich mit einem Ausdruck auf sie, daß sie unter ihrem Bann gleich einem gescholtenen Kinde die Augen senkte. „So nicht!" wiederholte er. „Wenn die Frau allein ihrer Liebe leben darf, ist es des Mannes erste Pflicht, auf der Wacht zu sein, daß sie ihm auch für die Zukunft erhalten bleibt. Aber

damit Sie sehen, gnädige Frau," fuhr er lauter fort, „wie eifrig ich jedem Ihrer Wünsche mich unterzuordnen bereit bin, gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich soeben ein Schreiben an die oberste Kirchenbehörde gesandt habe, in welchem ich bat, mir einen Vikar zu bestellen, der mir meine pfarramtlichen Funktionen abnimmt. Zugleich habe ich Mitteilung gemacht von der Stiftung, von der Sie neulich sprachen, zugunsten eines katholischen Krankenhauses im Falle des Todes des Freiherrn von Rosen. Sie sehen, meine Gnädige, wie ich mich dem Dienste der Frau widme, die ich mit Stolz meine Herrin heiße."

„O," sagte sie leidenschaftlich, „wirf dies Kleid ab und gehöre mir ganz an!"

„Wenn ich ein Millionär wäre, wie der Freiherr, wie gern würde ich meine Millionen Ihnen zu Füßen legen! Aber, gnädige Frau," er trat einen Schritt zurück, „wir dürfen nicht vergessen, daß ich ein armer Priester bin, der Ihnen nichts bieten kann, als das innige Verlangen, Sie so glücklich zu machen, als es in seinen Kräften steht, und der sich selbst hoch beglückt fühlt, wenn Sie ihn auf Stunden vergessen lassen, daß er ein Gewand trägt, welches er um Ihretwillen gern und zu jeder Zeit mit jedem andern Kleide vertauschen möchte, das Sie ihm anzulegen befehlen wollten, wenn — es in seiner Macht stände. Mein ganzes Leben gehört ja nur Ihnen, Sie wissen es, auch wenn Sie früher oder später fern von hier und von mir weilen."

„Fern von hier? Was soll das heißen? Sprich!" rief sie und erhob sich vom Sofa.

„Sie vergessen, teure gnädige Frau, daß, wenn der Irrsinnige sterben sollte, was vielleicht bald geschehen

kann, sofern die Ärzte recht behalten, ein Testament von ihm bei dem Gerichte existiert und geöffnet wird, nach welchem wahrscheinlicherweise ein Bruder, heiße er nun Heinrich oder Karl von Rosen, zum Erben dieser Güter eingesetzt werden wird. Der Erbe wird dann hier auf Rosenburg wohnen, und Sie, meine teure Gnädige, werden sich einen anderen Wohnsitz erwählen müssen, wohin ich Ihnen nicht folgen kann. Dann heißt es für mich: Entsagen!"

„O," rief sie, „nie und nimmer!"

„Verzeihen Sie, wenn ich dies unglückselige Thema weiterspinne und Sie daran erinnere, daß die freiherrlichen Geschwister mit Neid auf die gegenwärtige Herrin von Rosenburg sehen, der sie es nicht verzeihen können, daß sie an Schönheit und savoir vivre so hoch über ihnen steht."

„O, ich kann sie alle nicht ausstehen, diese Rosens!" rief sie.

„Sehr natürlich und wohl begreiflich," sprach er salbungsvoll. „Aber das ändert die Sache nicht. Die Geschwister werden die Witwe ihres Bruders, die kein Vermögen in dessen Ehe brachte, in unbarmherziger Weise verkürzen und sie auf das notdürftigste beschränken, genug vielleicht, um in einer kleinen Stadt bescheiden leben zu können!"

„Ha!" rief sie, und in ihren Augen flammte es auf. Vor ihrem Geiste erstand das kleine Häuschen am Magdalenenplatze in Breslau und die Frau in dem abgetragenen Seidenkleide, das zu jeder Gesellschaft, in die man gehen wollte, immer ausgebessert werden mußte.

„O, dies Testament! Dies abscheuliche Testament! Wenn man es doch vernichten könnte!" rief sie.

„Das ist wohl unmöglich!" sagte er kühl.

„Unmöglich!" wiederholte sie in verzweifeltem Tone. „Aber ich will nicht von der Gnade der Rosenschen abhängig sein! Ich will hier in diesem Schlosse bleiben, Herrin der Güter, solange ich lebe. Und nun erst recht, da ich dich habe!"

„Teures, geliebtes Weib!" sagte er leise. „Wie gern möchte ich dir helfen!"

„Franz!" sagte sie schmeichelnd und legte ihren Arm um seinen Nacken, „du bist ein so kluger Mann; kannst du uns denn das Testament nicht verschaffen?"

„Um Einsicht in dasselbe zu nehmen," erwiderte er zögernd, „vielleicht! Doch nicht etwa um es zu vernichten. Denn ein Testament muß sich vorfinden, wenn in L. der glimmende Funke des irren Geistes verlöscht. Wir müssen es daher, falls wir es bekommen, nach genommener Einsicht zurückgeben." Die letzten Worte sprach er langsam und sah sie bedeutungsvoll an, und sie — verstand ihn.

„Goldener Mann!" rief sie, „wie glücklich, daß wir uns fanden!" — — —

Einige Tage später fuhr Kreisrichter Mooß nach Rosenburg. Er hatte seit jenem Abende, an welchem wir ihn in lustiger Gesellschaft in Waldburg fanden, den Pfarrer schon einige Male besucht. Sie waren beide übrigens alte Bekannte, deren Bekanntschaft bis in die Studienzeit in Breslau zurückreichte. Als Mooß zum ersten Male seinen Besuch in Rosenburg machte, hatte er im Schlosse den Pfarrer getroffen und war von diesem dann mit ins Pfarrhaus genommen worden. Dort hatten sie ihre alte Bekanntschaft bei der einen und anderen Flasche des besten Weines aus dem Schloßkeller erneuert und waren sich dabei ein

gut Stück nähergetreten. Auch heute hatte ihn der Pfarrer eingeladen, und sie saßen zusammen beim Sekt, aber nicht in der Pfarrwohnung, sondern in einem Zimmer im Schlosse, das dem Pfarrer, der Baronin erklärtem Bevollmächtigten und Berater, eingeräumt worden war, und in welchem er es sich behaglicher eingerichtet hatte, als drüben in seiner Amtswohnung. Man sah auf den ersten Blick, daß hier weibliche Fürsorge waltete.

„Teufel nicht noch einmal, Franziskus," sagte Mooß bei der zweiten Flasche, „du scheinst hier Hahn im Korbe geworden zu sein bei der schönen Baronin."

„Ich bin Priester," erwiderte der Pfarrer kühl. „Meine Pflicht ist, zu helfen, wo ich kann."

„Auch bei schönen Frauen?" fragte Mooß lachend.

„Du bist Weltmann, Kreisrichter, und ich zweifle nicht, daß du an meiner Stelle nicht verfehlen würdest, der schönen Baronin, wie du sie nennst, den Hof zu machen."

„Wahrhaftig, Pfarrer, da hast du recht. Ein schönes Weib, wenn sie auch einige Jahre älter ist, als ich, dazu mit einem respektablen Vermögen, ist mein Ideal."

„Dann heirate irgendeine reiche Witwe!"

„Donnerwetter, Fränzchen, da hast du recht. Aber die *reichen* Witwen sind auch rar. Hol's der Teufel! Wenn deine Baronin frei wäre, das wäre etwas! Ich würde alle Segel aufspannen, um sie mit ihrem Vermögen zu fischen."

Ein höhnischer Zug lief über des Pfarrers Gesicht. Er betrachtete den vom Wein erhitzten Kreisrichter. Nach einer Weile beugte er sich zu ihm, so daß sein Mund nahe an das Ohr desselben kam.

„Mooß,“ sagte er, „wenn die Ärzte recht behalten, wird es nicht lange dauern, dann ist die Baronin Witwe.“

Der Kreisrichter fuhr wie elektrisiert auf. „Wahrhaftig?“ rief er.

„Ich bin kein Arzt,“ sagte der Pfarrer kühl. „Ich wiederhole nur, was die Ärzte behaupten. Doch wer ihre Gunst erwerben will, wird sich beizeiten bemühen müssen, denn der Bewerber werden vielleicht bald zahllose sein.“

„Mensch, wie hätte ich das von dir erwartet! Hier meine Hand, wir sind Freunde, und es soll dein Schade nicht sein.“

Der Pfarrer lächelte. „Wir Priester brauchen nichts. Doch wenn du später,“ sagte er mit einem Aufschlag der Augen zur Decke, „von deinem kolossalen Reichtum, der sich nach meiner Schätzung auf Millionen belaufen wird, unserer heiligen Kirche, deren geringster Diener ich bin, einige Vermächtnisse machen wolltest, würde ich mich um so mehr freuen, dir geholfen zu haben.“

„Topp! das soll ein Wort sein, so wahr ich Mooß heiße!“ rief der Kreisrichter lachend. „Aber vorläufig habe ich selber noch viel für mich nötig.“

„Wenn dir mit einem kleinen Betrage gedient ist, dann sprich es aus. Ich habe gerade eine kleine Summe liegen.“

„Ach, liebster Mensch, ich würde sie von dir mit Vergnügen annehmen, aber nur in Voraussicht ...“

„Laß das!“ fiel ihm der Pfarrer ins Wort. „Du gibst sie mir wieder, wenn du kannst — doch — à propos, da fällt mir etwas ein, was dich der Baronin näherbringen könnte.“

„Sprich!“ rief der Kreisrichter eifrig.

„Der irrsinnige Freiherr,“ sagte der Pfarrer zögernd und dämpfte seine Stimme, „hat, wie die Baronin mir sagte, ein Testament beim Gericht in Waldburg hinterlegt. Es liegt ihr viel daran, den Inhalt des Testamentes zu kennen, und du kannst dir auch wohl denken, warum. Denn es fragt sich doch, ob sie nach des Freiherrn Ableben die Güter erbt, oder ob sie an einen oder mehrere von des Freiherrn Brüder kommen und sie dann mit einem Legat oder dergleichen abgefunden wird. Das letztere wäre weniger günstig für den, der einst um ihre Hand wirbt. Aber bis zum Tode des Freiherrn ließe sich dann noch manches hübsche Sümmchen aus dem reichen Ertrage der Güter und namentlich aus dem der Kohlengruben auf unseren Gütern ziehen und für sie beiseite legen. Könntest du sie nicht einen Einblick in das Testament tun lassen?“

„Aber, lieber Pfarrer, das ist ja nicht möglich. Das Testament, ich habe es ja schon in den Händen gehabt, ist mit des Freiherrn Petschaft versiegelt, und die Aufschrift ist jedenfalls auch von seiner Hand. Ich kann die Siegel nicht brechen, um Einsicht zu nehmen,“ sagte Mooß, betreten über des Pfarrers Vorschlag.

„Das wird auch niemand von dir verlangen. Aber siehe, wenn du das Testament genau so versiegelt wieder bekommst, wie du es gegeben hast, dann läufst du keine Gefahr und hast durch die Befriedigung der Neugierde eines schönen Weibes dir eine Brücke zu ihrem Herzen gebaut.“

„Teufel nicht noch einmal, Pfarrer, du weißt nicht, was du mir zumutest!“ rief Mooß, und seine schon vom Wein erhitzten Wangen glühten noch stärker. „Jedoch —

gib mir dein Ehrenwort, daß aus der Geschichte keine Verlegenheiten für mich entstehen können, dann will ich es tun."

„Du kannst ohne Sorge sein. Ich gebe dir mein Wort als Priester der Kirche, daß niemand etwas erfährt, der Frau Baronin aber wird es nicht einfallen, darüber zu reden, bis sie — deine Frau geworden. Ich weiß übrigens, daß sie schweigen kann, wenn sie es verspricht."

Der Kreisrichter leerte nach diesem Gespräch noch ein und das andere Glas. Dann trennten sich die beiden, und jener fuhr mit schwerem Kopf nach Waldburg zurück.

Es verging länger als eine Woche, ehe der Kreisrichter wieder nach Rosenburg kam. Wir wissen nicht, ob er in der Zwischenzeit mit seinem Gewissen im Kampf gelegen hat oder nicht. Genug, er hielt sein gegebenes Versprechen.

Ein triumphierender Zug überflog leicht des Pfarrers Gesicht, als er das Testament in seinen Händen hielt.

„Wie lange erlaubst du, daß ich, respektive die gnädige Frau, es behält?" fragte er ruhig, als ob es sich um die ehrlichste Sache handle.

„Nicht länger als drei, höchstens vier Tage darf es fehlen."

„Ich werde es dir selbst nach dieser Zeit unversehrt zurückgeben," erklärte der Pfarrer. „Doch nun komm, die Frau Baronin wird dich mit Vergnügen willkommen heißen."

Als der Kreisrichter bald darauf mit seinem Freunde bei ihr zu Tische saß, entfaltete sie jenem gegenüber ihre ganze Liebenswürdigkeit. Diese, sowie das splendide Souper und die ausgesuchtesten Weine bezauberten den Gast in einer Weise, daß die etwaigen Skrupel, welche

er wegen seiner Handlungsweise noch zu empfinden imstande gewesen wäre, vollständig mit jedem weiteren Glase hinweggeschwemmt wurden. Als er dann abends mit dem Pfarrer aufbrach und zu dessen Wohnung ging, floß er über von Worten des Entzückens über die reizende Frau.

„Du hast wohl recht, lieber Kreisrichter," sagte der Pfarrer zu ihm. „Ich verstehe mich zu wenig auf Frauen. Aber eine Bemerkung möchte ich mir doch erlauben. Gehe mit deinen Umwerbungen sehr vorsichtig zu Werke. Sie ist durch das Unglück, das sie betroffen hat, etwas scheu geworden und will zart erobert sein!"

„Nun sage mir einer, daß du kein Weiberkenner bist, Franziskus!" rief der Kreisrichter. „Doch sei ohne Sorge, ich werde sie so zart behandeln, wie ich mir ihre ausgezeichneten Weine munden lasse."

„Ich wünsche dir alles Glück!" sagte der Pfarrer.

Am nächsten Nachmittage erschien der Maurer Worczeck in dem Pfarrhause. Als er in das Arbeitszimmer des Pfarrers trat, ging er mit dem üblichen Gruße demütig auf diesen zu und küßte ihm die Hand.

„Setzt Euch, Worczeck!" befahl der Pfarrer, und jener nahm Platz.

„Wie geht es Euch in Waldburg?" fragte der Pfarrer leicht.

„Sie wissen ja, Herr Pfarrer," erwiderte der Maurer, „es dauert lange, ehe die Leute zu einem Fremden Vertrauen fassen, und dazu kommt, daß ich Pole bin und Katholik. Der Verdienst ist sehr schwach."

„Ich habe Euch kommen lassen," sagte der Geistliche, „um einen Dienst von Euch zu begehren."

„Hochwürdiger Herr! Ich bin Ihnen so vielen Dank

schuldig. Befehlen Sie nur, ich bin zu jeder Zeit zu Ihren Diensten."

„Ich rechne auch darauf," sagte der Pfarrer, „daß Ihr ein dankbarer Sohn unserer heiligen Kirche sein und bleiben werdet, die Euch in ihre besondere Obhut nahm, als es galt, Euch wieder eine ehrenhafte Stellung vor der Welt zu verschaffen, da Ihr durch Eure Unvorsichtigkeit Euch um eine solche in Warschau gebracht hattet."

Der Maurer senkte den Blick.

„Ich möchte heute Euer Talent, das Euch früher einmal so verhängnisvoll geworden ist, erproben, ohne daß Ihr Gefahr lauft, wie damals, ins Gefängnis zu kommen."

„Hochwürdiger Herr!" rief der Maurer und erblaßte.

„Seid ruhig!" fiel der Pfarrer rasch ein. „Was ich von Euch verlange, ist eine leichte Sache, wie Ihr gleich hören werdet."

„Die Frau Baronin von Rosen hat die sonderbare Idee gefaßt, ein Schriftstück mit den Zügen ihres erkrankten Gemahls in Händen zu haben, so als ob es dieser selbst geschrieben habe. Es ist nämlich die Abschrift des von dem Freiherrn zugunsten seiner Frau, der gnädigen Baronin, gemachte Testament, das er seinerzeit verfaßte und das in Waldburg bei dem Gericht liegt. Diese Abschrift, die die gnädige Frau von ihm damals bekommen hat, die er aber nicht selbst schrieb, möchte sie mit *seinen* Schriftzügen haben, um sich der Täuschung hingeben zu können, als habe er es eigenhändig geschrieben. Sie kam auf diesen Gedanken, als ich ihr erzählte, ich kenne einen Mann, der jede Schrift täuschend nachmachen könne. Dieser Mann seid Ihr, Worczeck, und ich frage Euch nun, ob Ihr der gnädigen Frau diese Gefälligkeit, die sie *sehr*

gut belohnen wird, erweisen wollt. Ich habe bereits das Versprechen im voraus gegeben, daß Ihr es tun würdet. Habe ich unrecht gesagt?"

„Hochwürdiger Herr, Sie wissen wohl, wie dies unglückselige Talent mich schon . . ."

„Ich weiß alles. Doch ich verlange ja selbstverständlich nicht die mißbräuchliche Anwendung Eures Talentes. Hier handelt es sich einmal darum, es zum Nutzen und zur Freude anderer verwerten zu können. Seid Ihr also bereit, den Wunsch der gnädigen Frau zu erfüllen?"

„Ihnen darf ich ja nichts abschlagen, Hochwürdiger Herr."

„Gut, dann nehme ich Euch für die gnädige Frau in Dienst, die Eure Mühe, wie ich schon sagte, gut belohnen wird. Da Ihr aber dabei einen Einblick in die Familienverhältnisse der Baronin bekommt, so habt Ihr mir, als Eurem Beichtvater, zunächst anzugeloben, gegen niemand ein Wort über die ganze Angelegenheit zu reden."

„Ich gelobe es, Hochwürdiger!" sprach der Maurer feierlich und legte seine Hand in die dargebotene des Pfarrers.

„So, nun kommt." Mit diesen Worten verließ der letztere das Zimmer, um hinüber in das Schloß zu gehen. Der Maurer folgte ihm.

* *
*

Auf einem von Weinreben umkränzten Hügel erheben sich, weithin sichtbar, die prächtigen Gebäude des alten Klosters L. Zu Füßen des Hügels fließt der breite Oderstrom dahin, auf dessen Rücken schwerbeladene Kähne

und mächtige Flöße schwimmen, die alle der großen Handelsstadt an der Flußmündung zustreben. Jenseits des Flusses erstreckt sich weithin der große Oderwald mit seinen mächtigen Buchen und Eichen, und von dem Kloster aus überblickt man das weite, wellige Hügelland mit seinem historisch-denkwürdigen Boden, das in wildem Laufe von der Katzbach durcheilt wird, welche unweit L. sich in die Mutterarme der ruhigen Oder wirft.

Fromme Chorgesänge ertönten einst aus den Klosterräumen über das breite Wasser hinüber bis zum anderen Ufer des Stromes; und der vorbeifahrende Schiffer und der polnische Flößer entblößten das Haupt und schlugen fromm das Kreuz, wenn das Aveglöcklein des Klosterturmes zum Gebet rief. — Und nun, welch ein verändertes Bild!

In den Zellen des Klosters, wo sonst heilige Einfalt sich abmühte, der Welt abzusterben und mit Gebets- und Andachtsübungen sich den Himmel zu verdienen, widerhallen jetzt an den alten, ehrwürdigen Mauern herzzerreißendes Klagen und Stöhnen zerrütteter, von Wahnvorstellungen gemarterter Geister, oder auch wirres Geschwätz und Gelächter.

In einer dieser Zellen finden wir den Freiherrn von Rosen wieder. In den ersten Wochen seines Hierseins hatte der Arzt sein Leben in höchster Gefahr erklärt und nach Rosenburg berichtet, daß menschlichem Ermessen nach das Ende bald herbeikommen werde. Wilde Phantasien von Pfaffen- und Weibertrug, von Entehrung, Rache und Mord hatten ihn gepeinigt, und laut hatte er bald nach seinen Brüdern um Hilfe und nach Waffen geschrien, den schwarzen Räuber, der seiner Phantasie vorschwebte, zu töten. Aber nach und nach waren die Stürme, die ihn

zu vernichten drohten, schwächer und er selbst ruhiger geworden. Nur zuweilen stöhnte, seufzte und klagte er noch. Doch diese „schlimmen Stunden", wie sie der Arzt bezeichnete, wurden seltener und seltener. Niemand hatte ihm bis jetzt nahen dürfen außer dem Arzte, und Besuche hatte letzterer streng untersagt, da er von jeder Berührung mit Familiengliedern oder Bekannten schlimmen Ausgang fürchtete.

Da kam eines Tages eine schwarzgekleidete und tiefverschleierte Dame und ließ sich bei dem Direktor der Anstalt melden. Es war Emma von Treskow. Sie suchte um die Erlaubnis nach, den Kranken sehen zu dürfen, was ihr auch von dem Direktor bereitwilligst zugesagt wurde. Er führte sie zu dem Zimmer des Kranken und hieß sie einen Augenblick vor der Tür warten, bis er sie rufen werde. — In freundlicher Weise begrüßte er den Freiherrn und fragte, ob er nicht geneigt wäre, bald einen Besuch zu empfangen. Dieser schüttelte energisch abwehrend den Kopf. Doch schon war Emma inzwischen leise eingetreten, stand am Kopfende des Lagers und sah auf die verfallene Gestalt ihres einstigen Jugendgespielen. Ein Beben durchlief ihren Körper bei dem Anblick. Nach einiger Zeit, während welcher der Arzt noch diese und jene Frage an ihn gerichtet hatte, trat sie, ohne die Erlaubnis dazu abzuwarten, an des Arztes Seite und sagte leise:

„Julius, ich bin da, deine alte Emma."

Da durchzuckte es den Kranken leicht, er schlug die Augen auf, blickte seine Cousine lange an; endlich streckte er zögernd die magere Hand aus, ergriff die Emmas und zog sie an seine Lippen.

„Habe Dank, Emma," flüsterte er kaum hörbar.

Und als ob diese Worte ihn große Anstrengung gekostet hätten, schloß er die Augen wieder, ohne jedoch Emmas Hand loszulassen.

Der Arzt beobachtete ihn aufmerksam und schien zufrieden mit dem Resultate dieses Wiedersehens.

„Nicht zu lange!" bat er die Dame und entfernte sich. Emma ergriff einen Stuhl und setzte sich an das Krankenlager. Kein Wort sprach sie zu ihm, doch ließ sie ihre Hand in der seinigen. Öfter schlug er die Augen auf und führte dann jedesmal ihre Hand an seine Lippen. Doch schien er sie nicht lange ansehen zu können, wie einer, der in Finsternis gesessen hat und nun plötzlich an das Licht kommt.

Lange weilte sie bei ihm. So hatten sie beide wohl als Kinder nebeneinander gesessen, wenn er, der ältere, dem kleinen Mädchen ein Märchen oder eine recht schreckliche Geschichte erzählte, bei der es ihr gruselig zu Mute wurde.

Sinnend betrachtete sie ihn, wenn er nach kurzem Aufblick wieder mit geschlossenen Augen dalag. Er, mit einem Herzen so reich an Güte und Liebe, mit einem Kopfe sonst so voll klaren Urteils, mit einer so außergewöhnlichen Willenskraft — gebrochen, geistig und körperlich eine Ruine! Und die tief in ihrem Herzen wurzelnde Liebe, die sie in langen Jahren mutig und in stiller Entsagung vor aller Welt sorgsam verborgen, regte sich wie ehemals in ihrer Brust und forderte ihr gutes Recht. Sie hatte ihm fliehen müssen, als er einst eine andere gewählt. Jetzt war er verraten und verlassen von der, die er mit ganzer Seele geliebt, war einsam und elend. Wer mochte ihr wehren, wenn sie die letzten Tage seines Lebens sich ihm in treuer Liebe opferte und in dies zer-

störte Dasein soviel Licht und Wärme fallen ließ, als es davon ertragen konnte! Und das wollte sie, so gelobte sie sich heute in der Zelle des Verlassenen im Kloster zu L.

Wochen und Monate waren seit diesem ersten Besuche Emmas vergangen. Sie war von ihrem schlesischen Gute fortgezogen und hatte in L. eine kleine, bescheidene Wohnung für sich gemietet, in welcher sie zurückgezogen von allem gesellschaftlichen Verkehr lebte. Tag für Tag verbrachte sie stundenlang bei dem Kranken. Und es schien wirklich, als ob ihre Gegenwart und die zarte Sorge, mit welcher sie ihn umgab, beruhigend auf ihn einwirkte. Die hochgradigen Erregungen legten sich, sobald sie bei ihm war und seine Hand hielt, und die wilden Phantasien gaben öfter freundlicheren Bildern Raum.

Der Arzt sah es mit Befriedigung und ließ sie gewähren, und als der Kranke eines Tages ruhiger war, als bisher, sagte jener: „Ich glaube, mein gnädiges Fräulein, Sie vermögen bei unserem kranken Freiherrn mehr, als alle ärztliche Kunst."

„Wollte Gott," rief sie aus, „ich könnte meinem Vetter zur Genesung verhelfen."

„Bei solchem Leiden," sagte der Arzt, „läßt sich nichts mit Bestimmtheit voraussagen, aber mir scheint, daß der Geist sich wieder emporarbeiten wird, allerdings auf Kosten des Körpers. Je früher er geistig klar wird, um so früher wird er enden."

„O Gott!" seufzte Emma. „Was soll man da wünschen! Ist es vielleicht nicht noch größere Qual für ihn, wenn er zur Geistesklarheit kommt, und die Erinnerung an die Vergangenheit stellt sich in ihrer

ganzen Größe vor ihn hin? Gott, mache es gnädig mit ihm!"

Der Arzt schien recht zu haben. Als sie an einem der folgenden Tage an des Kranken Lager trat, glitt ein mildes Lächeln über sein Gesicht.

„Wie geht es dir, lieber Vetter?" fragte sie und beugte sich zu ihm.

„Habe Dank, liebe Emma," flüsterte er. „Es geht mir — ich weiß selber nicht — mir ist hier" — er fuhr mit der Hand über die Stirn — „heute leichter; — ich weiß nicht, wie — grad' so, als ob die glühenden Eisen weggenommen wären, mit denen man mich gebrannt hat. — Warum tat man das? — Es tat so weh, so — weh — ich weiß nicht — wie."

Emma antwortete nicht, ihre feine weiche Hand strich ihm Schläfen und Stirn.

„O, das ist schön!" sagte er. „Das tut wohl." Und er schloß die Augen. Nach einer Weile öffnete er sie wieder, sah seine Freundin eine Zeitlang an, dann fragte er:

„Sage mir, liebe Emma, ich bin wohl sehr lange krank gewesen?"

„Ja, lieber Julius," erwiderte sie leise, „sehr lange. Aber nun hoffen wir, daß du bald gesund werden wirst."

Er schien sich besinnen zu wollen, ohne daß es ihm gelang.

„Ich habe gar keine Erinnerung," sagte er endlich. „Sage mir doch, wie lange ich krank war?"

„Es ist wohl ein Jahr," antwortete sie beklommen, und um ihn abzulenken fuhr sie fort: „Sieh, lieber Vetter, ich habe dir ein Bukett Rosen mitgebracht; es sind die schönsten, die ich finden konnte."

Sein Gesicht erhellte sich bei dem Anblick der Blumen. „Wie danke ich dir!“ sagte er. „Gute, liebe Emma!“ Dann nahm er die Rosen, legte sie vor sich auf die Bettdecke und sah sie lange an.

Der Arzt trat ein, um seinen Besuch zu machen. Er fand in dem Befinden des Kranken den Anfang zur Besserung.

„Doch hüten wir ihn vor Aufregung!“ schloß er seine Bemerkungen gegen Emma, „damit der Heilungsprozeß nicht gestört werde; und es ist dann noch alles Gute zu hoffen!“

Voll von freudigem Gefühl und ängstlicher Besorgnis zu gleicher Zeit verließ Emma heute ihren lieben Kranken. Sie mochte noch nicht zurückkehren in die engen Wände ihrer Wohnung und betrat daher einen Weg, der außerhalb der Stadt der Oder entlang führte. Sie wandelte gern diesen Weg, denn er war einsam, und kein Neugieriger sah ihr hier nach, wie in den Straßen des kleinen Städtchens. Hin und wieder kam wohl ein langer tiefgehender Oderkahn ernst und schwer mit dem Strome geschwommen, oder ein leichter Nachen flog keck über die Wellen, um an irgendeiner der entfernt liegenden Fischerhütten zu landen.

Sie war noch nicht weit gegangen, als sie auf einem am Wege liegenden großen Steine einen Mann in Livree gekleidet in gebückter Stellung sitzen sah. Neugierig — zumal ihr die Livree bekannt erschien — näherte sie sich dem Sitzenden. Dieser erhob sich plötzlich und zog ehrerbietig seine Mütze. Sie aber erkannte nun in dem Alten, mit dem schneeweißen Haar, Johann, den lieben guten Rosenburger Johann.

„Um Gotteswillen, Johann, wie kommt Ihr hierher?" fragte sie, indem sie schnell auf ihn zutrat.

„Ja, gnädiges Fräulein, wie komme ich hierher!" erwiderte Johann. „Ich bin doch schon einmal dagewesen, und ich kenne den Weg. Es ist ja nun schon ein Jahr, daß ich den gnädigen Herrn herbringen mußte. Du lieber Gott, in einem Jahr kann sich viel ändern. Und bei uns in Rosenburg, da ist ja auch alles anders geworden. Und weil die gnädige Frau mich doch nun einmal entlassen hat, da ist mir's auch nun ganz egal, was aus mir noch wird, und wie ich vorhin dasaß, da hatte ich ja ganz dumme Gedanken, aber die sind nun vorbei. Doch was rede ich denn nur zu Ihnen, gnädiges Fräulein! Nehmen Sie's mir nicht übel, ich bin ein altes unbrauchbares Möbel geworden."

„Ihr seid entlassen worden?" fragte Emma, ohne recht zu wissen, was sie sagen sollte.

„Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein, das ist ja so! Ich war an den gnädigen Herrn gewöhnt und wußte auch, wie er alles haben wollte, und er war ja auch immer gut mit mir. Aber in die neuen Einrichtungen, wie sie jetzt in Rosenburg sind, da konnte ich mich nicht hineinfinden, und in den Herrn Pfarrer, der dort jetzt alles anders haben will, als ich's gewöhnt bin, erst recht nicht. Und dann, sagen Sie selbst, gnädiges Fräulein, wenn man so alt geworden ist im Dienst bei solchem gnädigen Herrn, wie dem unsrigen, dann fällt es einem schwer, wenn man sich von solch einem Herrn kommandieren lassen soll. Ich bin eben zu alt dazu; gucken Sie doch meine weißen Haare! Und da hat mich die gnädige Frau entlassen. Und nun wollte ich ja zu meinem Schwestersohne, der in Liegnitz wohnt, und es geht ihm

ja ziemlich gut. Zu ernähren braucht er mich ja nicht, denn ich habe mir ein paar Taler erspart. Aber sehen Sie, gnädiges Fräulein, man hängt doch so an seinem Herrn, bei dem man sozusagen von Kindesbeinen an gewesen ist. Und den gnädigen Herrn, Gott, wie oft habe ich ihn auf diesen Armen getragen, wie er noch ein kleiner Knabe war; und ich hätte ja nimmer geglaubt, daß ich ihn als alter Mann noch einmal tragen müßte, wissen Sie, gnädiges Fräulein, vorm Jahre, wie er den Unfall kriegte. Und nun bin ich hierhergekommen und wollt' ihn doch so gern noch einmal sehen und dann Abschied von ihm nehmen, wenn's möglich sein könnte."

Bei den letzten Worten blickte der alte Mann die Dame fragend an, wie um Auskunft zu erbitten. Emma wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Kommt mit mir, Johann. Heute könnt Ihr den Herrn doch nicht sehen und sprechen, wenn dies überhaupt möglich sein wird."

„Ach, gnädiges Fräulein," klagte er. „So ist das; ich habe mir's ja bald gedacht, daß ich die Reise vergeblich machen würde; aber ich wollte es doch versuchen, ihn noch einmal zu sehen! — In Rosenburg hat ja der Pfarrer gesagt," erzählte Johann weiter, als er mit Emma von Treskow der Stadt zuging, „daß es mit dem gnädigen Herrn gar bald aus sein würde. Und es wird ja auch alles geändert, als ob er schon tot wäre, und die gnädige Frau tut alles, wie es der Pfarrer anordnet."

„Erzählt mir das nachher, Johann, wenn wir zu Hause sein werden!" fiel ihm Emma in die Rede.

Inzwischen waren sie an der Wohnung angekommen und traten ein. Emma befahl ihrem Mädchen, der einzigen Bedienung, die sie hier hatte, für die Unterkunft

des alten Dieners Sorge zu tragen, und bald war er in einem Raume des Hauses untergebracht. Nachdem er sich an Speise und Trank erquickt hatte, lud die Herrin den Diener zu sich in ihr Zimmer ein, zur höchsten Verwunderung ihrer Dienerin. Der Alte mußte es sich auf einem Sessel bequem machen, und sie setzte sich ihm gegenüber auf das Sofa. Es wurde dem treuen Diener ganz weich zu Mute, als er so freundlich behandelt wurde, und das Herz lief ihm über. Er erzählte, wie sein Herr damals aus Pommern zurückgekommen war, und was sich ereignet hatte, und jetzt erst erfuhr Emma alle näheren Umstände beim Eintritt der furchtbaren Katastrophe, bis auf den einen nicht, den Johann nicht sagen konnte, den sie aber erriet.

„Ja, gnädiges Fräulein," plauderte Johann, „und der Pfarrer war ja an demselbigen Abend auch bei der gnädigen Frau. Aber wie die gnädige Frau schellte und ich hinaufkam, war er nicht mehr da, und Lisette erzählte nachher, sie hätte ihn kurz vorher aus dem Schlosse gehen sehen. Und der Herr Ernst Friedrich von Rosen, der jetzt in Görlitz wohnt, war auch bald darauf da, aber die gnädige Frau hat ihn nicht angenommen, und ich mußte sie entschuldigen, da sie krank wäre. Da hat er denn auch den Pfarrer gesprochen, und Herr Ernst Friedrich soll sehr heftig gegen ihn gewesen sein, daß der Pfarrer ganz bleich aus der Stube herausgekommen ist; und mit dem Krüger Gottlieb hat der Herr Baron auch gesprochen, und der hat ihm erzählt, wie der gnädige Herr gekommen ist und hat sein Pferd bei ihm eingestellt, das er vom Kronenwirt geborgt hatte, und wie er ganz vernünftig gesprochen und ganz heiter gewesen ist, wie ihn Krüger Gottlieb selten gesehen, und auch bei anderen Leuten vom Hofe hat Herr Ernst Friedrich

vorgesprochen, und da hat er denn so manches erfahren, was man nicht gern weitersagt. Und nun denken Sie nur, gnädiges Fräulein, dem Krüger Gottlieb ist die Pacht gekündigt worden, und es hat doch schon sein Vater den Krug in Pacht gehabt. Was kann denn Gottlieb dafür, wenn ihn der Herr Baron ausgefragt hat; er ist doch sonst ein ordentlicher Kerl. Und alle die Leute, die dem Herrn Ernst Friedrich erzählt haben, sind fortgeschickt worden. Statt der alten Arbeiter zieht nun der Pfarrer so allerhand halbpolnisches Volk her, das manchmal nicht ordentlich deutsch kann, aber alle sind sie gut katholisch; und der Krug soll ja auch an einen Oberschlesier verpachtet sein. Ja, gnädiges Fräulein, zuletzt wird ganz Rosenburg wohl noch katholisch werden. Wenn das mein alter seliger Herr sehen könnte, ich glaube, er drehte sich im Grabe um. Ich hab' ja nichts gegen die Katholischen, aber müssen denn unsere alten Leute, die, man möchte sagen, auf dem Rosenburger Gute groß geworden sind, um ihretwillen vertrieben werden? Aber der Fritz Hubmann, das ist doch ein Geriebener; denken Sie nur, der geht alle Sonntage in die Messe, und sie sagen, er will katholisch werden. Und als ihn der Schmied Junghans in Neustadt gefragt hat, ob es denn wahr sei, da hat er geantwortet: Meister Junghans, warum sollte ich nicht? Zum Evangelischbleiben habe ich gar keinen Grund, aber zum Katholischwerden hätte ich jetzt acht verschiedene Ursachen; die erste ist meine kränkliche Frau, und die anderen sind meine sieben Kinder, von denen noch keins Brot verdienen kann. — Unser Reitknecht Friedrich ist ja auch längst fort, und er hat es ja auch wohl ein bißchen zu arg gemacht. Kommt da der Pfarrer mal in seine Kammer, ich weiß nicht, was er ihm befohlen hat,

und da hat Friedrich sich vergessen und hat nach der Reitpeitsche gegriffen und hat gesagt, er wollt' ihn windelweich hauen. Und dann kam Friedrich zu mir und sagte, ich sollt' ihn bei der gnädigen Frau melden; aber ich sagte ihm: Friedrich, das kann und darf ich nicht. Du weißt, was die gnädige Frau befohlen hat, daß alle Angelegenheiten vor den Pfarrer gebracht werden sollen und sie mit keinem von ihren Leuten persönlich verkehrt. Na, sagt Friedrich, dann ist mir's auch egal, dann sag' man der gnädigen Frau, sie solle sich durch den Pfarrer einen anderen Reitknecht besorgen lassen; ich gehe meiner Wege. Und richtig, am anderen Tage ging er. Der jetzige Reitknecht, Josef nennt er sich, mit dem ist das nicht ganz so; aber jeden Sonntag ist er in der Messe, und wenn er dem Pfarrer nahe kommt, springt er immer auf ihn zu und küßt ihm den Rockzipfel."

Noch mancherlei Mitteilungen ähnlicher Art gab der redselige Johann, und Fräulein von Treskow ließ ihn sich nach Herzenslust aussprechen, ohne ein Wort zu sagen. Doch alle diese kleinen Züge ließen sie die gewaltige Energie jenes Mannes erkennen, der rücksichtslos und ohne Wahl der Mittel einen bestimmten Plan verfolgte und das gesteckte Ziel in kürzester Frist zu erreichen strebte.

Bevor Johann sich zur Ruhe begab, fragte er noch einmal, ob es möglich wäre, den Freiherrn am folgenden Tage sehen und ihm Lebewohl sagen zu können.

„Johann," erwiderte Emma. „Ihr müßt bedenken, daß er schwer krank ist. Ihr werdet ihn vielleicht sehen können, aber er darf *Euch* nicht sehen."

„Ach, gnädiges Fräulein, er wird gewiß nicht vor seinem alten Johann erschrecken."

„Doch, Johann, ist das zu fürchten. Ihr erinnert ihn an die Vergangenheit, und die Erinnerung wird ihn aufregen. Jede Aufregung aber, auch die kleinste, könnte üble Folgen für ihn haben.“

Als Emma am nächsten Tage wieder zu dem Kranken kam, fand sie ihn sehr angegriffen und unruhig. Sie fragte ihn, wie es ihm gehe, und erst nach längerem Besinnen erhielt sie die Antwort.

„Ich habe einen bösen Traum gehabt, Emma,“ sagte er.

„O, laß die bösen Träume!“ bat sie. „Siehe, lieber Vetter, ich habe diese Nacht recht gut geträumt. Ich sah dich wieder gesund und frisch; wir waren zusammen am Strande der Ostsee. Wir stiegen in einen Kahn und fuhren hinaus auf die leichtbewegte See. Du warst sehr heiter, und ich sang dir dein Lieblingslied von früher, als ich noch ein Backfisch war; weißt du noch? das Lied: „Schaukle Schifflein, auf den Wellen!“ — Da wurdest du so lustig, daß du allerhand Scherz triebest, worüber ich so lachen mußte.“

„Ein schöner Traum!“ sagte er, und ein mattes Lächeln flog über seine Züge.

„Und ich hoffe,“ sagte sie, „daß er bald in Erfüllung gehen wird mit Ausnahme dessen, daß ich dir etwas vorsinge. Denn was ich als Backfisch getan, vermag ich heute nicht mehr; es würde wenigstens nicht schön klingen.“

So suchte sie ihn durch diesen und noch durch manch' anderen freundlichen Zuspruch von den düsteren Bildern hinwegzudrängen, die ihn von Zeit zu Zeit peinigten, und es schien ihr fast zu gelingen.

Gern wäre der alte Diener um seinen Herrn gewesen,

aber weder der Arzt, noch Emma hielten es für ratsam, seinen Wunsch zu erfüllen. Doch um ihm wenigstens den Anblick seines Herrn zu verschaffen, verfiel Emma darauf, ihn durch ein, mit einem leichten Vorhang versehenes, kleines Fenster, das von dem Krankenzimmer in einen Nebenraum führte, blicken zu lassen. Vorher mußte er aber das Versprechen geben, sich unter allen Umständen ruhig zu verhalten, damit der Kranke nichts von seiner Anwesenheit merke. Johann versprach alles und folgte zur bestimmten Stunde der Dame bei ihrem Gange in das Kloster. Sie postierte ihn am Fenster und zeigte ihm, wie er durch den Vorhang blicken müsse, um das Angesicht des Herrn zu sehen; dann ging sie zu diesem. Er schien heute etwas aufgeräumter zu sein, als sonst. Mit ihrer Hilfe setzte er sich aufrecht im Bett, und Johann konnte von draußen nun den vollen Anblick des Kranken haben. Sie hatte ein Buch leichter Lektüre mitgebracht und begann sogleich, ihm etwas vorzulesen. Dankbar, wie ein hilfloses Kind, blickte er zu ihr auf, als sie zu lesen begann. Johann stand draußen und sah und hörte alles. Ja, das war sein Herr, aber kein anderer hätte in dem Kranken seinen ehemaligen Herrn erkannt. Die Stirn so schmal, die Augen so tief in den Höhlen; der Zug um den Mund war noch da, aber viel markierter, tiefer; und das Kinn stand viel weiter vor als sonst. Ja, was war aus dem Herrn geworden! Vor Johanns Geiste stieg Bild um Bild auf: Das Rosenburger Schloß, wo ein blühender Knabe seine Spiele trieb und an dem jungen Diener in seiner überschäumenden Jugendkraft zuweilen Mutwillen übte — der hoffnungsvolle Jüngling, auf welchen der selige Freiherr von Rosen so stolz war — der kräftige, selbstbewußte

Mann, der im Fluge sich die Herzen zu erobern wußte, und dem alle Liebe und Verehrung zollten. Und die Erinnerung an all das, was er selbst mit gesehen, gehört und erlebt, stimmte Johann angesichts dieser Leidensgestalt so traurig, daß er es in seiner Kehle aufsteigen fühlte, wie beengenden Schmerz. Wenn Johann aber solche Regungen hatte, dann kam ihm, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, das Räuspern an bei dem Bemühen, den Schmerz des Mitgefühls zu unterdrücken und ruhig zu bleiben.

Emma hatte kaum ein wenig gelesen, als sie zu ihrem Schrecken das ihr bekannte Räuspern hörte. Des Freiherrn Augen aber wurden größer, und er schien zu lauschen. Da kam wieder ein Räuspern und da noch eins. Der Kranke schloß die Augen und legte sich zurück. Emma aber legte das Buch beiseite, ging zur Tür hinaus, und da der Wärter gerade vorbeiging, bat sie diesen, den Mann im Nebenzimmer schleunigst vom Fenster wegzuführen. Als sie wieder an das Bett des Kranken trat, schien dieser heftig bewegt. Mit unsicherem Blick fragte er Emma: „Wo ist Johann?" Und ohne die Antwort abzuwarten, befahl er barsch: „Soll im Vorzimmer bleiben! Nicht hereinkommen!"

„Gott, was habe ich getan!" sagte sie zu sich selbst in bitterer Reue darüber, daß sie dem Wunsche Johanns nachgegeben, als sie sah, wie es in dem Kranken arbeitete und er immer aufgeregter wurde. Er sprach nicht mehr zu ihr, auch nicht, als sie von ihm Abschied nahm. Der Arzt, den sie bat, zu dem Kranken zu kommen, zuckte die Achseln über dessen Zustand. —

Und es kamen nun viele, viele Tage, in welchen der Geist sich loszuringen suchte aus der Nacht, die ihn

von neuem mit ihren düsteren Schatten umspannte und ihn festzuhalten suchte; und es schien nicht Licht werden zu wollen; Tage der Sorge und fast der Hoffnungslosigkeit für die treue Pflegerin. Als der Arzt seinen vierteljährlichen Bericht nach Rosenburg sandte, teilte er mit, daß nach der scheinbaren Besserung in dem Seelenleiden des Herrn sich ein Rückschlag bemerkbar gemacht, der die körperlichen Kräfte sehr mitnehme, so daß man auf eine Auflösung derselben gefaßt sein müsse.

Als diese Nachricht nach Rosenburg kam, brachte sie in dem Schlosse daselbst durchaus keine Bestürzung hervor, denn sie enthielt, was man längst gewünscht und erwartet hatte. Eins aber erfuhr man nicht, daß nämlich an der Seite des Ausgestoßenen eine treue Pflegerin saß, die ihn mit alledem umgab, was Liebe erdenken kann, um Leiden zu mildern. Emma von Treskow hatte den Arzt gebeten, ihrer mit keinem Worte in seinen Berichten zu gedenken, und er hatte es, die Umstände durchschauend, gern getan.

* *
*

In dem Schlosse von Rosenburg hatte sich, wie wir schon durch Johann erfuhren, viel verändert. Die lustige Gesellschaft von früher, die sich aus den lebenslustigen Gutsbesitzern der Umgegend, Offizieren der benachbarten Garnisonen und manchen anderen Persönlichkeiten mit hochadeligen Namen zusammensetzte, war verschwunden. Ungeachtet des Schleiers, der um die Vorgänge von Rosenburg lag, war doch hie und da etwas durchgedrungen, was die Gesellschaft stutzig machte, und konnte man auch nichts Positives aus all den Gerüchten, die

umherliefen, herausgreifen, so war es doch jedenfalls gut, wenn man sich in der Reserve hielt und tat, als ob Rosenburg überhaupt in der Welt nicht mehr existierte. Das Widerwärtigste aber erschien der aristokratischen Gesellschaft, daß jener katholische Pfarrer, den man um der Baronin von Rosen willen als unvermeidlich geduldet hatte, jetzt im Schlosse die Honneurs machte, wenn jemand aus irgendeinem Grunde die Baronin sprechen wollte, und daß er, wie man sagte, über Zulassung oder Abweisung entschied.

Die Baronin von Rosen schien sich über das Fernbleiben ihrer früheren Freunde und Verehrer keinen Kummer zu machen. Sie war trotzdem nicht ohne Gesellschaft, nur daß dieselbe weniger vornehme Namen aufzeigte. Der Kreisrichter Mooß, der Kreisarzt Dr. Crucius und manche andere lustigen Herren bildeten den Umgang der Baronin und ihres Administrators, des Pfarrers, der zu aller Zeit neben ihr die erste Rolle spielte. Seine Amtsgeschäfte ließ er durch den Kaplan besorgen, den er sich hielt, und der gegenwärtig die Pfarrwohnung inne hatte. Er wohnte im Schlosse und widmete sich ganz dem Dienst der Herrin, wie er sagte, arbeitete sich aber auch in die Verwaltung der Güter ein, welche in ihrer Ausdehnung schon damals einen fast fürstlichen Ertrag gaben.

Man mußte ihm zugestehen, daß er die Verhältnisse schnell übersehen lernte, und die von Rosenschen Beamten, die auf den Landgütern nicht minder als die in den reichen Kohlenbergwerken, erfuhren dies bald. Letzteren besonders widmete Franziskus seine ganze Aufmerksamkeit. Er ließ ein im Gebirge gelegenes Schloß zum zeitweiligen Aufenthalt für sich und die Baronin ausbauen und entsprechend ausstatten und brachte öfter längere

Zeit mit ihr dort zu. Alles, was er begonnen, war somit mit Erfolg gekrönt worden, und er schien der Zukunft sicher zu sein und ging stolz einher. Was kümmerte es ihn, wenn sein Tun und Treiben scharfer Verurteilung begegnete von solchen, die sich von Erfolgen nicht blenden lassen, sondern auf die Art und Weise und die Mittel schauen, wie und durch welche seine Erfolge erzielt werden. Für seine Katholisierungsbestrebungen aber war er gewiß, dort Anerkennung zu finden, wo sie als Verdienst angerechnet werden.

Durch Heranziehung oberschlesischer Arbeiter katholischer Konfession an Stelle der fortgeschickten Protestanten hatte sich in kurzem eine kleine Gemeinde gebildet, die in fortwährendem Wachsen war.

Zum ersten Male seit vielen Jahrzehnten war es möglich, daß der Bischof in dem Sprengel des rührigen Pfarrers die Firmelung vornehmen konnte. Mit allem Pomp, der bei solchen Gelegenheiten entfaltet wird, zog er in Rosenburg ein und nahm mit sichtlicher Freude die Huldigungen der Bewohner entgegen, die ihm auf Veranstaltung des Pfarrers gebracht wurden. Es war ein verhältnismäßig kleiner Sieg, den die ultramontane Propaganda hier feierte, aber solcher Siege wurden damals viele gefeiert, denn seit dem Jahre 1840 ging sie und geht, wie bekannt, noch überall in Deutschland mit aller Energie vor. Viele kleine Siege, so sagten sich die ultramontanen Führer, sind oft besser als mehrere große. Die Freude des Bischofes wurde aber jedenfalls noch erhöht durch die Überraschungen, die der Pfarrer in petto hatte. Auf seinen Vorschlag hatte die Baronin eine namhafte Summe angewiesen zur Errichtung einer eigenen katholischen Schule in Rosenburg, andere nicht minder

große Summen für katholische Stiftungen. Während der Amtshandlungen des Bischofes war die Baronin auch in der Kirche gegenwärtig und nahm den Herrensitz ein. Als dann der Bischof in seiner Ansprache an die Gemeinde auch hervorhob, daß durch die Fürsorge und Güte der Herrin dieser Besitzungen das heutige Fest verschönt worden sei, und daß sich die Geberin würdig gemacht hat, in die Gebete der katholischen Gemeinde eingeschlossen zu werden, da kam keine Schamröte in das Antlitz der Gefeierten. Und als er ferner des Wirkens des Pfarrers in anerkennenden Worten gedachte, der, wie er sagte, dies verödete Kirchlein wieder mit einer Schar gläubig katholischer Christen bevölkert habe, und ihn väterlich ermahnte, fortzufahren in seinem Eifer für die Ausbreitung der katholischen Sache in der Diaspora, da blickte jenes schamlose Weib lächelnd auf den Pfarrer, der mit gekreuzten Armen und gesenktem Auge dastand, ein Bild unterwürfiger Demut. —

Kehren wir zurück nach dem Kloster zu L.

Noch einmal wurde die Nacht des Geistes durchbrochen, welche den Kranken nach jenem verhängnisvollen Tage, von dem wir eben erzählten, wie es fast schien, für immer eingehüllt hatte. Die körperliche Schwäche hatte nach der Voraussage des Arztes zugenommen, und kaum mehr vermochte er, sich vom Lager aufzurichten. Auch schien er teilnahmslos für alle Worte der Liebe zu sein, die ihm Emma sagte, wenn die wilden Phantasien ihn peinigten und wirre Worte in fieberhafter Hast über seine Lippen jagten.

Da kam der Weihnachtsabend des Jahres 1840. Emma hatte einen prächtigen Tannenbaum besorgen lassen, und als es dämmerig geworden war, ließ sie ihn durch

Johann in die Heilanstalt befördern und dort durch den Wärter in das Zimmer des Kranken. Hier fing sie an, den Baum zu schmücken, und ordnete mit leiser Hand alles an zur Bescherung. Der Freiherr bemerkte nichts davon, er lag und schlief. Als sie mit allem fertig war, setzte sie sich an das Lager des Kranken, um sein Erwachen zu erwarten und dann die Kerzen anzuzünden. Er schlummerte so ruhig, wie er seit langer Zeit nicht geschlafen hatte, und sie nahm dies für ein hoffnungsvolles Zeichen, daß die Weihnachtsfeier ihm nicht durch quälende Bilder der Seele gestört werden würde.

Sie mochte wohl eine Viertelstunde gesessen haben in Gedanken an ihre Jugendtage auf Schloß Rosenburg, als sie zusammen mit Julius und den andern Kindern unter dem Weihnachtsbaum gestanden hatte, da weckte sie plötzlich der leise Ruf ihres Namens aus der Träumerei. Sie blickte auf und gewahrte die Hand des Vetters, die sich ihr entgegenstreckte.

„Emma, liebe Emma!" wiederholte er leise und innig.

„O, Julius, wie geht es dir?" Mit diesen Worten erhob sie sich und beugte sich über ihn, indem sie gleichzeitig den Schirm der kleinen Lampe, die zu seinen Häupten brannte, etwas zurückschob, um besser in sein Gesicht sehen zu können.

„Ich danke dir, liebe Emma, ich glaube, es geht mir gut."

Sie hätte aufjubeln mögen; denn so ruhig gesprochene Worte hatte sie noch nicht von ihm gehört, seit sie hier war.

„Gott sei tausend Dank!" rief sie und führte seine Hand an die Lippen. Er schloß für einige Minuten die Augen, auf seinem Gesicht aber lag ein freundliches

Lächeln, und als er den Blick wieder auf sie richtete, flüsterte er leise: „Was für ein Tag ist heute?"

„Es ist Weihnachtsabend, lieber Julius," antwortete sie.

„Weihnachten!" sagte er leise.

„Ja, lieber Julius," sprach sie mit bebenden Lippen.

Er blickte sie lange an, dann sagte er, indem er lächelnd ihre Hand an seine Lippen führte und sie innig küßte:

„Ich weiß nicht, wie mir ist: so leicht und frei fühle ich mich. — Mir ist, als ob ich seit meiner Kindheit einen bösen Traum geträumt, und plötzlich bin ich erwacht und fühle wieder, daß ich noch Kind bin."

„O, wie danke ich dem Herrn aller Herren für ein solches Erwachen!" sagte Emma. „Aber nun erlaube auch, lieber Julius, daß ich den Christbaum anzünde, der dort auf dem Tische steht!"

„Tue das!" erwiderte er, und Emma zündete mit vor Freude bebendem Herzen die Kerzen des Baumes an. Als dies geschehen war, bat er, ihn ein wenig aufrecht zu setzen. Sie tat es.

„So, nun gib mir deine Hand, liebe Emma!"

Er nahm die dargebotene in seine beiden Hände, faltete diese und blickte lange unverwandt in die Lichter des Christbaumes, ohne ein Wort zu sagen. Doch zuletzt kamen leise die Worte über seine Lippen:

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

„Amen!" sprach sie, umfaßte und küßte ihn auf die bleiche Stirn.

So saßen sie lange nebeneinander, ohne zu sprechen. Von seinen Lippen kam nur zuweilen der leise Ausruf:

„Wie schön!“ und oft traf ein innig dankbarer Blick die treue Freundin an seiner Seite.

Doch endlich mußte geschieden sein. Er wurde müde, und sie mahnte ihn, ruhig zu schlafen. Noch ehe sie ging, war er bereits entschlummert, und sie rief den Wärter, die Nachtwache bei ihm anzutreten. Mit raschen Schritten eilte sie ihrer Wohnung zu, denn auch dort hatte sie eine Bescherung, sie galt dem alten Johann und ihrer Dienerin.

Als auch diese vorüber war, konnte sie, allen Zwanges ledig, sich ungestört ihren Empfindungen überlassen. Mit heißen Tränen warf sie sich in überwallender schmerzlicher Freude auf ihre Knie und dankte Gott, daß er sie noch einmal den Wohllaut seiner Stimme in vernünftiger Rede vernehmen ließ.

Die folgenden Tage des Festes brachten keinen Rückschlag in des Freiherrn Befinden. Emma weilte von frühmorgens bis zum späten Abend bei ihm, und es war gewiß ein seltenes Fest, welches die beiden in der Zelle des Klosters feierten. Matt zum Sterben fühlte sich der Freiherr, aber sein Geist war frei geworden. Klar lag die Vergangenheit vor ihm bis zu seiner Überführung in das Irrenhaus. Aber es war nicht mehr, so schien es ihm, *seine* Vergangenheit, *sein* Erlebtes, das vor seinem Geiste da lag, sondern alles gehörte einer Person an, die mit ihm nichts anderes gemein hatte, als daß sie seinen Namen trug. Alles, was seine Seele gequält und beängstigt hatte, erschien ihm mit einem Male losgelöst von sich und nach außen gestellt, ohne jeglichen Einfluß auf sein gegenwärtiges Sein. Die Betrachtung davon machte ihm keinen Schmerz, ungeachtet er Personen und Begebenheiten scharf ins Auge zu fassen vermochte. Er

war eben g e n e s e n, von allem, auch von der Qual der Erinnerung.

Über seinen Zustand war er sich vollkommen klar. Er fühlte, daß er seiner baldigen Auflösung entgegenging, aber ihm bangte nicht im geringsten davor.

„Weißt du, liebe Emma, wie mir eigentlich zumute ist?" fragte er an einem der folgenden Tage, und ohne ihre Antwort abzuwarten fuhr er fort: „Mir ist, als ob ich gar nicht mehr hier auf dem Lager läge; ich fühle nichts unter mir. Es ist, als ob ich frei in der Luft schwebe auf leichten, weichen Luftwellen, die mich emporheben, immer höher in den reinen Äther."

„O, du wirst mir doch nicht davonfliegen wollen, und ich schwere Person muß hier unten bleiben?" versuchte sie zu scherzen.

„O, du Gute," lächelte er, „d i r möchte ich nicht davonfliegen. Bin ich doch so glücklich, daß du bei mir bist. Auch wenn du fortgegangen bist, spreche ich mit dir, und manchmal frage ich dich, ohne die Antwort zu erhalten. Es geht mir häufiger so: Als ich wohl noch schwer krank war, kam es mir vor, als ob mein alter Johann hereinkäme und an mein Bett träte. Ich wollte ihn nicht sehen und befahl ihm, hinauszugehen. Er aber blieb stehen und tat, als ob er sprechen wollte, brachte aber nichts heraus, sondern räusperte, so wie er es immer machte, wenn er in Verlegenheit war. Vielleicht erinnerst du dich dieser seiner Eigentümlichkeit. Aber nun sage mir, habe ich geträumt, oder war er wirklich da?"

„Lieber Julius, es war halb Traum, halb Wirklichkeit. Gesehen hast du ihn im Traum, aber sein Räuspern hast du zu meinem Schrecken damals mit den leiblichen Ohren vernommen." Und nun erzählte sie ihm, wie

Johann nach L. gekommen, um ihn zu besuchen, wie sie ihn gefunden und bei sich aufgenommen, und was dann weiter geschehen war. Von der Entlassung des alten Dieners aus Rosenburg sprach sie nicht.

Der Freiherr schwieg längere Zeit, dann sagte er: „Liebe Emma, du sprichst mir nicht davon, daß Johann seinen Dienst verlassen hat, denn sonst hätte er nicht herkommen können."

Verlegen schwieg Emma; sie wußte nicht gleich, was sie ihm antworten sollte. Er lächelte und reichte ihr die Hand. „Mein lieber, treuer Schutzengel!" sagte er, „es ist nicht nötig, daß du mir noch etwas verschweigst, ich fühle, daß ich stark genug bin, um jede Mitteilung entgegennehmen zu können. Aber sage mir nur das eine: Wo ist der alte Mann geblieben?"

„Ich habe ihn in meinen Dienst genommen," entgegnete sie. „Es wird ihm nicht schwer bei mir werden."

Ein inniger Dankesblick lohnte ihre Barmherzigkeit. Emma bat, ihm etwas vorlesen zu dürfen, und er willigte ein. Sie hatte noch nicht lange gelesen, als er sie unterbrach.

„Ich bin ein undankbarer Zuhörer heute, liebe Emma. Bitte, laß uns ein wenig plaudern." Emma legte das Buch beiseite, während er fortfuhr: „Ich habe dir in der kurzen Spanne Zeit, die ich vielleicht noch leben werde, wenn unser Herrgott will, dir, meiner einzigen lieben Menschenseele, noch manches zu vertrauen. Denn bin ich auch losgelöst von allem Irdischen, und habe ich nur die eine Hoffnung noch auf das, was jenseits des Grabes ist, so möchte ich doch auch vom Herzen alles heruntersprechen, was ich getan und nicht getan, damit du ein klares Bild von mir bekommst. Du sollst mich ganz

kennen lernen, und wenn du es für gut hältst, auch meinen Geschwistern über mich berichten."

Der Freiherr machte eine Pause, dann begann er wieder: „Du weißt, liebe Emma, daß mein Vater gegen meine Verbindung mit Amalie von Dohlen war."

„O Gott, Julius, wozu das jetzt?" fragte sie erschrocken, als er den verhängnisvollen Namen aussprach.

„Sei ruhig, Teure!" erwiderte er. „Der Name Amalie tut mir nichts mehr; ich kann ihn aussprechen ohne Erregung. — Ich war meinem Vater ungehorsam in einem Punkte, und Gott hat mich schwer dafür gestraft. All mein Ringen, sie für mich zu gewinnen, war umsonst, denn es fehlte der Segen des Himmels. Ich habe mich nicht zu beklagen. — Und ich habe den Unsegen, der auf meiner Verbindung mit Amalie ruhte, schon in den ersten Jahren meiner Ehe gefühlt. Dieses Gefühl machte mich machtlos gegenüber ihren Extravaganzen. Ich rang um ihre Seele, um sie durch die Macht der Liebe zu der idealen Lebensanschauung zu führen, in der allein wahres Glück zu finden ist, aber ich rang ohne die glaubensstarke Hoffnung, mein Ringen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Denn immer und immer wieder traten die Worte des sterbenden Vaters vor meine Seele. So ist es mit mir geschehen, wie es nicht anders kommen konnte, und ich habe mich in den Willen dessen zu ergeben, der mich die Folgen meiner Schuld tragen läßt. Noch danke ich ihm dafür, daß er mir Kinder versagt hat, in denen sich Schuld und Strafe fortpflanzen könnten."

Erschüttert hörte Emma die strenge Selbstanklage des zum klaren Bewußtsein wiedererwachten Mannes. Er, der in seinem Leben Liebe mit vollem Herzen gegeben, dessen Streben dem Reinsten und Edelsten galt,

was das Menschenherz bewegt, dieser Mann bekannte demutsvoll, daß er in dem Einen gefehlt, den Willen seines Vaters mißachtet zu haben, und nahm ein furchtbares Geschick mit stiller Ergebung in Gottes Willen hin! Er kam ihr vor wie ein Heiliger. Sie hätte auf ihre Knie sinken mögen vor ihm und ihm die Hände küssen und ihm sagen, daß er der beste, edelste Mensch sei, der auf Gottes Erdboden lebe. Sie schwieg, aber sie vermochte nicht, die Tränen zu unterdrücken, und wandte sich ab, um es ihn nicht merken zu lassen. Als sie nach einer Weile wieder an seinem Bette saß, fuhr er fort: „Wenn ich in dem einen Punkte gegen den Willen meines Vaters gesündigt habe, so habe ich mich bemüht, in allem anderen, namentlich bezüglich des Erbteiles, das er mir, als dem ältesten seiner Söhne, hinterließ, getreulich nach seinem Willen zu handeln. Du weißt, liebe Emma, daß alle meine Geschwister meine Heirat als eine verfehlte betrachteten, und sie haben sich alle, eins mehr als das andere, mir entfremdet. Es war kein Wunder. So oft eines von ihnen nach Rosenburg kam, fanden sie an der Schwägerin immer neue Ursachen zum Mißbehagen; und Ernst Friedrich kam in den letzten Jahren überhaupt nicht mehr. Nur Bruder Karl kam öfter, seine unglücklichen Verhältnisse ließen ihn bei mir Rat und Beistand suchen, und ich half ihm nach Kräften. — Mein seliger Vater machte es mir zur Pflicht, unseren Besitz, den er in schweren Zeiten des Krieges ebenso wie mein Großvater mit großer Anstrengung erhalten, zu bessern und zu vermehren und ihn in der Rosenschen Familie forterben zu lassen. Mein Besitz hat sich seit seinem Tode um ein beträchtliches vermehrt. Die unsicheren Verhältnisse der Kriegsjahre von 1806 an ließen den Vater die

Bestimmung treffen, daß im Falle ich durch unglückliche Ereignisse ohne meine Schuld gezwungen würde, die Güter zu verkaufen, meine Geschwister und ich zu gleichen Teilen uns in den Erlös teilen sollten. Diese Bestimmung findet sich in seinem Testamente neben der Mahnung, nach seinem Ableben für meine Geschwister wie ein Vater zu sorgen. Ich habe in Erfüllung dieses Willens für den Fall meines Todes bereits in meinem, zwei Jahre nach meiner Verheiratung verfaßten Testamente und in den Kodizillen dazu das nötige angeordnet und hoffe, daß auch unter den jetzigen betrübten Umständen mein Wille respektiert werden wird. Nach meinem Tode soll der älteste Sohn meines ältesten Bruders die Rosenschen Güter zu einem mäßigen Preise erhalten. Die übrigen Güter sollen verkauft und der Erlös zu gleichen Teilen unter die Geschwister und meine Frau so geteilt werden, daß diese Kindesteil erhält. Nur die Kohlenbergwerke sollen nicht verkauft werden, da sie einen von Jahr zu Jahr steigenden Ertrag liefern, sondern sollen von dem Besitzer von Rosenburg für Rechnung der Geschwister verwaltet werden. Auch hiervon bekommt Amalie einen Kindesteil. Ich glaube, sonach dem Willen meines seligen Vaters entsprechend gehandelt zu haben."

Der Freiherr hatte dies alles, wie es schien, ohne große Anstrengung gesprochen. Es war ein Abglanz der Energie des Geistes aus früherer Zeit, die nie Rücksicht nahm auf die körperliche Ermüdung. Nun aber lehnte er sich zurück, um für einige Augenblicke die Augen zu schließen und zu ruhen. Bald war er eingeschlafen. Als er wieder erwachte, reichte er Emma die Hand hin und sagte: „Ich habe gut geschlafen. Ich weiß noch alles, was ich dir vorhin gesagt habe. Bitte, liebe Emma, schreibe

es auf, und wenn ich dann nicht mehr bin, dann teile meinem lieben Bruder Ernst Friedrich mit, was ich dir vertraute. Er wird daraus sehen, daß mir Gott gnädig war in meinen letzten Lebenstagen und mich geistig gesunden ließ. Er wird sich darüber freuen."

Emma versprach, es zu tun. — —

* *

*

Das Frühjahr des Jahres 1841 war im vollen Gange. In dem Parke zu Rosenburg hatten die Buchen ihre zarten Blättchen schon weit herausgeschoben und fingen an, ihr lichtgrünes Laubdach zu bilden; der Schlehdorn prangte in seinem weißen Blütenkleide und spendete würzigen Duft; an den Wegen und unter den Bäumen hatten die kleineren Frühlingskinder ihre ganze Anmut entfaltet: Anemone mit ihren zartrosa Glöcklein, gelbe Primeln und blaue Veilchen; und an dem träge durch den Park dahinschleichenden Wasser stritten sich der stets kampfbereite Hahnenfuß und die behäbige dicke Dotterblume um den Vorrang. Nur die hundertjährigen Eichen, die Generation auf Generation aus dem alten Geschlechte derer von Rosen hatten entstehen und vergehen sehen, schauten mit ihren knorrigen noch unbelaubten Ästen mürrisch auf das erwachte Leben unter und neben sich und schienen durchaus keine Lust zu haben, ihren Blätterschmuck anzulegen.

Morgen aber sollte hier ein großes Fest gefeiert werden. Der polnische Gärtner, welcher die Wege säuberte, fluchte bald polnisch, bald deutsch über die Arbeit, die heute noch zu tun wäre, und griff öfter als sonst nach der Schnapsflasche, seinen Ärger hinunterzuspülen; und als

eben ein Marienkäferchen wonnig taumelnd im Frühlingssonnenschein ihm auf die Hand flog, schlug er es unbarmherzig tot; als dann aber gleich darauf der Pfarrer des Weges kam, eilte er auf ihn zu, grüßte ihn unterwürfig und küßte den Zipfel des langen schwarzen Priesterrockes.

„Wie geht es mit der Arbeit, Josef?" fragte der Pfarrer.

„O, hochwürdiger Herr, serr gut. Werde ick haben fertik mit der Park, daß morgen alle Weg wie geleckt, wenn gnädik Herr und gnädik Dam kommen zu spazieren gehen."

Der Pfarrer lächelte und entfernte sich. Auf einem Platze zwischen grünen Taxushecken stand ein weißer Tisch, davor einige Gartenstühle. Hier setzte er sich. Er zog ein Buch aus der Tasche und begann zu lesen. Doch nicht lange tat er dies, dann legte er das Buch aufgeschlagen auf den Tisch und schaute ins Weite. Dort schimmerte das Schloß durch die schwach belaubten Bäume und Sträucher. Sinnend vergrub er sich in den Anblick des herrlichen alten Gebäudes, und ein triumphierendes Gefühl sprach aus seinen harten eckigen Zügen. Wahrlich, er hatte Grund auf seine Leistungen stolz zu sein. Außerdem war der nächste Tag der Jahrestag seiner Priesterweihe. Dieser Tag und sein Geburtstag wurden regelmäßig durch ein solennes Mahl gefeiert, seitdem er „Generalbevollmächtigter" auf Rosenburg geworden war; der eine und andere katholische Pfarrer und Kaplan nebst anderen „Befreundeten", der Kreisrichter und der Doktor, waren dann die Gäste.

Das Diner am folgenden Tage hatte einen fröhlichen Verlauf. Die Baronin, die demselben beigewohnt hatte, zog sich in ihre Zimmer zurück, auch die übrigen geistlichen

Herren hatten sich entfernt, nur der Pfarrer saß noch mit dem Kreisrichter und dem Doktor beisammen, die fleißig den vortrefflichen Weinen aus dem Schloßkeller zusprachen.

„A propos, lieber Pfarrer!" begann plötzlich Doktor Crucius. „Sie haben mir noch nicht von dem Inhalt des letzten Berichtes erzählt, der von L. über den kranken Freiherrn eingelaufen ist. Als Sie mit mir neulich darüber sprechen wollten, wurden wir gestört."

„Der Bericht lautet," erwiderte der Pfarrer ohne Zögern, „daß nach jener scheinbaren Besserung in seinem Geisteszustande, davon ich Ihnen seinerzeit erzählte, er einen um so schlimmeren Rückfall bekommen hat und ohne Hoffnung auf Besserung in seinem Zustande des Paroxysmus verbleibt, auch wenig oder gar keine Heilung mehr zu erwarten ist."

Der Doktor nickte und sprach: „Was ich Ihnen damals sagte, lieber Pfarrer, die Hoffnung auf eine Besserung war eine trügerische. Nach meinem Urteil konnte eine Änderung seines Zustandes nur insofern eintreten, als er aus der Extasis in den des unheilbaren apathischen Blödsinns überging, ein Zustand, der immerhin als eine Erleichterung zu betrachten ist. Nun aber ein so anhaltender Rückfall in dem Paroxismus eingetreten ist, geht mit demselben eine rapide Abnahme der körperlichen Kräfte vor sich, bis der Tod unmerklich eintritt."

„Unter diesen Umständen ist es gewiß keine Sünde, zu wünschen, daß ihm der Tag der Befreiung von seinem Leiden bald kommen möge. Meinst du nicht, Pfarrer?" fragte Mooß.

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Man soll niemand den Tod wünschen!" sagte er.

„Aber hör' mal, Pfarrer, das ist zu große Sentimentalität!" rief der angetrunkene Kreisrichter. „Denkst du denn gar nicht an die Frau? Was hat sie denn jetzt? Sie ist doch wahrhaftig noch in den Jahren, um Ansprüche an die Welt machen zu können."

„Ich glaube kaum, daß die Frau Baronin mehr Ansprüche nach dem Tode ihres Gatten an die Welt machen wird, als dies jetzt der Fall ist," bemerkte der Pfarrer kühl mit einem ironischen Blick auf den erhitzten Kreisrichter.

„Ach!" rief dieser. „Wollen doch sehen, mein lieber Pfarrer, wollen doch sehen, wenn sie erst freie Hand hat, was sie dann tun wird!"

„Das Gescheiteste, was sie tun könnte," fiel Doktor Crucius ein, „wäre unstreitig, sie behielte uns alle drei als Hausfreunde bis an ihr noch fernes Lebensende, und dann setzte sie uns als Universalerben ein."

Bei diesen Worten stand der Doktor auf und verabschiedete sich, denn er wurde soeben zu einem Kranken geholt. Kaum war er fort, als Mooß des Pfarrers Arm nahm und ihn ein wenig beiseite zog.

„Höre, lieber Freund, du mußt mir aus peinlicher Verlegenheit helfen. Ich brauche notwendig zweihundert Taler. Willst du mir . . ."

„Kein Wort mehr darüber, lieber Mooß! Du hast sie," fiel ihm der Pfarrer ins Wort.

„Ich danke dir, alter treuer Freund!" rief Mooß. — „Donnerwetter! — Wenn doch die Frau erst befreit wäre von diesem irrsinnigen Geschöpf, damit man sich offiziell um sie bewerben könnte! Ich glaube, meiner Sache bei ihr sicher zu sein."

„W e n n sie nach ihres Mannes Tode wieder hei-

ratet, dann scheinst du allerdings die besten Chancen zu haben," sagte der Pfarrer lächelnd, „denn sie bevorzugt dich augenscheinlich."

„Wenn! Warum betonst du das Wenn so sehr?" fragte Mooß.

„Lieber Kreisrichter!" sagte der Pfarrer in vertraulichem Tone, „man muß nie seine ganze Hoffnung auf eine Karte setzen, namentlich nicht bei einem Weibe! Es könnte doch auch möglich sein, daß sie nicht wieder heiratet."

„Bah!" sagte Mooß. „Ich glaube nicht, daß sie keusche Witwe bleibt."

Der Pfarrer verzog das Gesicht bei diesen Worten. Nach einer Weile sagte er: „Höre, Mooß! Bleibe vor allen Dingen ihr treuer Freund, wie ich es ihr auch bleiben werde. Ob du dann einmal Millionen in die Hände bekommst oder nicht, das müssen wir dem Schicksal überlassen. So lange sie lebt, wird es dir nicht fehlen, alle die kleinen finanziellen Kalamitäten, in die du etwa noch geraten könntest, auszugleichen, dafür laß mich sorgen. Du hast der Frau Baronin Gefälligkeiten erwiesen, die sie zu schätzen weiß und nie vergessen wird, und sollte es je geschehen, so darfst du versichert sein, in mir einen Freund zu haben, der sie daran erinnert. Und nun komm, daß ich dir das Geld einhändige."

Arm in Arm gingen die beiden Freunde in das Schloß, und bald darauf fuhr auch der lustige Kreisrichter nach Hause. Der Pfarrer begab sich in sein Arbeitszimmer. Auf seinem Tische fand er Briefe, die inzwischen angekommen waren, darunter einer mit dem Poststempel „L". Er war von der Direktion der Irrenanstalt daselbst, wie er sogleich an dem Siegel sah. Die

Baronin hatte dem Pfarrer ein für allemal die Weisung gegeben, alle von dort anlangenden Briefe zu erbrechen und betreffs des Inhaltes ihr keine Mitteilung zu machen, es sei denn in ganz besonderem Falle, das hieß mit anderen Worten, wenn das Drama dort ausgespielt wäre. Der Pfarrer nahm den Brief in die Hand. Enthielt er vielleicht die Todesnachricht? zuckte es dem Pfarrer durch den Kopf. Rasch erbrach er das Schreiben und las. Der Bericht enthielt nichts weiter, als die kurze Mitteilung von der Genesung des Freiherrn und beiläufig die Bemerkung, daß derselbe noch so lange in der Anstalt zu verbleiben gedenke, bis die eintretende wärmere Jahreszeit die Reise in ein anderes Klima gestatte, von welchem man eine Aufbesserung seines körperlichen Befindens hoffe.

Das Schreiben zitterte in des Pfarrers Hand, als er die Worte las.

„Genesung!" zischte er hervor und warf das Papier auf den Tisch. — „Genesung!" — Mit großen Schritten durchmaß er den Raum seines Zimmers. Schwül und heiß wurde es ihm zumute. Joseph, der Gärtner, wankte vorbei, offenbar schwer betrunken; er hatte das Fest des Pfarrers in seiner Weise gefeiert. Der Priester warf das Fenster mit einer Verwünschung wieder zu und lief ruhelos auf und ab. Sein Schatten, von der Lampe lang auf die Wand geworfen, huschte hin und her über die Ölgemälde und Porträts. Er hielt es nicht mehr aus im Zimmer, nahm den Hut und eilte ins Freie, in den Park. Mit langen Schritten durchmaß er die Wege des Parkes bis zu den entlegensten Punkten. Was mochte in seinem Inneren vorgehen? — Alles war bis dahin glücklich gelungen, was er angefangen

hatte. Dem Manne hatte er die Frau entrissen und ihn lebendig begraben; die Verwaltung der Güter des wegen seiner Geisteskrankheit unter Vormundschaft gestellten Freiherrn war von Gerichts wegen der Frau übertragen worden, und diese hatte sie in seine Hände gelegt. Für den Fall des Todes des Irrsinnigen hatte er durch „die Kenntnisnahme des Testaments" des Freiherrn dafür gesorgt, daß die Güter der Frau anheimfielen und diese dadurch für ihre ganze Lebenszeit an sich gekettet, und er lebte der starken Zuversicht, daß jene auch nach ihrem Tode in keines Rosen Hände fallen würden. — Und nun mit einem Male sollte ihm ein Strich durch seine Zukunftsrechnung gemacht werden? —

Mit der Wiedererlangung seiner Gesundheit erhielt der Freiherr auch die Dispositionsfähigkeit von Rechtswegen. Er konnte und — so schloß der Pfarrer — würde Verfügung treffen, daß seinem untreuen Weibe die Verwaltung entzogen, und falls er die Güter nicht mehr selbst verwalten könne oder wolle, einem seiner Brüder oder Neffen übertragen werde. Und sie, die Frau? Mußte sie nicht dann, mit Schimpf bedeckt, von hier fort? Dann war auch seines Bleibens hier nicht länger. — Was sollte werden? — Noch spät am Abend ließ sich der Pfarrer bei der Baronin melden. Als er in ihr Boudoir eintrat, eilte ihm diese bereits mit fliegender Hast entgegen, bleich, wie eine Marmorstatue. Ihr rabenschwarzes Haar hing lose um den Nacken, und aus den unergründlich schwarzen Augen sprühten Blitze. Sie hielt einen zierlichen Brief in der Hand.

„Da, lesen Sie!" rief sie mit vibrierender Stimme, ohne ihm Zeit zum Gruß zu lassen. Der Pfarrer nahm, scheinbar ohne Erregung, den Brief und las.

Es war Emma von Treskow, welche an die Baronin geschrieben hatte. In ergreifender Weise schilderte sie das Erwachen des Freiherrn aus langer Geistesnacht. Mit keinem Worte gedachte sie des Anteils, den sie daran hatte. Sie schrieb nur, daß der zwar geistig genesene, aber körperlich leidende und sehr schwache Mann den einen Wunsch habe, in Frieden die wenigen Tage seines Lebens zuzubringen, in Frieden die Augen — nach menschlicher Voraussicht leider nur zu bald — schließen zu können. Fern von der Heimat, in einem stillen Asyl der Alpen am Vierwaldstätter See wolle er leben, ohne Berührung mit den alten Verhältnissen, da eine solche für ihn leicht verhängnisvoll werden und seine Tage kürzen könne. Da er nun einer mit seinen Gewohnheiten vertrauten Pflegerin bedürfe, so wolle sie, die Schreiberin, ihn begleiten und bei ihm bleiben. Julius wünsche dies so sehr, damit er wenigstens eine Vertraute aus seiner Verwandtschaft bei sich habe. In rührenden Worten bat sie die Baronin, ihm die Erfüllung seines Wunsches nicht schwer zu machen und ihr nicht zu zürnen, daß sie so bereitwillig auf seinen Wunsch eingehe, in den letzten Tagen seines Lebens bei ihm zu bleiben, sei sie doch durch die liebevolle Aufnahme, die sie in der Familie Rosen gefunden hat, gewissermaßen verpflichtet, dem Manne hilfreich zur Seite zu stehen, der stets wie ein Bruder gegen sie gewesen sei.

Der Pfarrer las Satz für Satz langsam durch, während die Baronin mit Spannung seine Züge studierte. Als er fertig war, gab er den Brief zurück und sah ruhig zu ihr auf.

„Nun?“ fragte sie ungeduldig.

„Von der Genesung Ihres Herrn Gemahls habe ich schon Kenntnis erhalten durch den Bericht, der mir

heute nachmittag zuging," sagte er langsam. „Ich habe auch über einen Plan nachgedacht, wie der gnädige Herr nach Rosenburg übergeführt werden könne, ohne an seiner geistigen Gesundheit von neuem Schiffbruch zu leiden." Er hielt inne und sah sie fest an.

„Um des Himmelswillen!" rief sie erregt. „Faseln Sie? Hier nach Rosenburg wollen Sie ihn bringen? Ich soll ihn wiedersehen?"

„Ja, gnädige Frau!" erwiderte er bestimmt. „Aber der Brief des Fräuleins von Treskow ändert die Sachlage ein wenig und damit auch meinen Plan. Ich sehe und durchschaue eine Intrige, die gegen Sie gesponnen wird, gnädige Frau, aber ich hoffe, ihr zu begegnen, wenn Sie gütigst meinem Rate folgen wollen. Noch ist Ihr Herr Gemahl unter Kuratel und daher unfähig zu einer rechtsgültigen Handlung; noch sind Sie die Herrin. Ich zweifle aber nicht, daß auf Grund des Zeugnisses der Direktion der Irrenanstalt die gerichtliche Bevormundung aufgehoben werden wird, damit erlangt der Freiherr sein volles Verfügungsrecht, gleichviel, wo er sich aufhält. Die erste Folge davon wird sein, daß Ihnen, gnädige Frau, die Verwaltung der Güter genommen wird. Was Ihr Herr Gemahl dann weiter unter dem Beistande des Fräuleins von Treskow tun wird, läßt sich zwar nicht genau, aber doch annähernd bestimmen. Ich kalkuliere, daß eines Tages sein Herr Bruder, heiße er nun Ernst Friedrich oder Karl, hier mit einer Vollmacht erscheinen wird, von Ihnen Rechenschaft fordern über die Verwaltung und Sie dann in aller verwandtschaftlichen Höflichkeit bitten, zunächst Ihren Wohnsitz anderswo zu nehmen. Was man dann weiter gegen Sie tun wird, läßt sich voraussehen."

Der Pfarrer machte wieder eine Pause. Die Baronin war bei den letzten Worten in einen Fauteuil gesunken und zerknitterte in höchster Aufregung den empfangenen Brief.

„Ha! Diese Brüder! Die ganze Familie! Wie ich sie hasse!" zischte sie zwischen den bleichgewordenen Lippen hervor.

„Ich glaube es Ihnen, gnädige Frau," erwiderte er ruhig.

„Aber hassen ist unchristlich, lassen Sie uns dagegen handeln, um die Ihnen hassenswert erscheinende Familie nicht statt Ihrer in Rosenburg herrschen zu lassen."

„Sprechen Sie! Was soll geschehen?" fragte sie rasch, erhob sich und trat ihm näher.

„Das nächste und notwendigste für Sie, gnädige Frau, ist, sich nach L. zu begeben und Ihren Herrn Gemahl aus den Händen des Fräuleins von Treskow zu befreien," sagte er, jedes Wort betonend.

„Ich?" rief die Baronin zurücktretend. „Ich soll das tun? — Nimmermehr! — Warum kann das nicht ein anderer, können Sie das nicht?"

„Sie vergessen, gnädige Frau, daß ich dazu kein Recht besitze. Sie sind die einzige, die Ihren Gemahl reklamieren können, reklamieren müssen, um Ihrer selbst willen."

„Wie soll ich das zustande bringen?" fragte sie verzweifelt.

„Sie werden es tun," erwiderte er mit abgewandtem Gesicht. „Sie werden es tun, indem Sie sich ihm zu Füßen werfen und ihn um Verzeihung bitten für die Schuld, die gegen ihn begangen worden ist."

„Teufel!“ rief sie außer sich. „Und das raten Sie mir? Sie?“

Er wandte ihr das Gesicht wieder ganz zu und sah sie ruhig und fest an.

„Gnädige Frau, vergessen Sie für jetzt, was ich Ihnen war, und sehen Sie in mir nur den treuen Ratgeber und — den Priester!“

„Ha!“ lachte sie kurz auf. Er ließ sich dadurch nicht beirren und fuhr fort: „Ja, den Priester, gnädige Frau, der verurteilt, was er als Mensch in seiner Leidenschaft gefehlt, und der nun bestrebt ist, sühnen zu helfen, damit Sie, gnädige Frau, auf der Höhe bleiben, wohin Sie nach Ihrem Range und — ich wage es kaum auszusprechen — nach Ihrer Schönheit gehören. Und so bitte ich Sie denn, gnädige Frau, zu Ihrem Herrn Gemahl als eine Büßende und um Verzeihung Bittende zu kommen. Ich bin überzeugt, als büßende Magdalena wird Ihre hinreißende Schönheit ihn mit dem alten Zauber umgeben, mit dem Sie jeden zu Ihren Füßen zwingen, wer er auch sei; und der Freiherr wird vergeben und vergessen.“

„Niemals! Niemals werde ich das tun!“ rief sie, und ihre Augen flammten im höchsten Zorn über die ihr gemachte Zumutung. Wie eine zürnende Juno stand sie, hoch aufgerichtet, schön und stolz. Der Mann vor ihr betrachtete sie, und ungeachtet der Beherrschung, deren er fähig war, brach aus seinen Augen die sinnliche Begehrlichkeit. Sie bemerkte es.

„Verlassen Sie mich, ich bitte!“ sagte sie fast verächtlich.

Er machte eine tiefe Verbeugung, und ruhig und gemessen ging er hinaus, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Sie sah ihm nach; ihre Augen brannten; und als er die Tür schloß, hätte sie ihm nachrufen mögen, daß er bleibe. Die heiße Leidenschaft, die sie von den Eltern geerbt, und die so lange bei ihr geschlummert hatte, bis er kam, war, so spät erwacht, mit um so elementarerer Gewalt durch alle Schranken gebrochen, die sich ihr in den Weg stellten. Er hatte eine dämonische Gewalt über sie gewonnen; sie war ganz in seinen Händen. Wohl kamen Stunden, wo sie ihn fürchtete, wenn sein berechnendes Wesen ihr in seiner Schroffheit entgegentrat. Dann kam ein Zittern über sie bei dem Gedanken, was dieser Mann zu tun vermöchte, wenn sie ihm nicht mehr genüge. War sie doch um mehr als ein Dezennium älter als er; und sie fühlte instinktiv, daß der Zeitpunkt kommen würde, wo ein auf verbrecherische sinnliche Leidenschaft basiertes Verhältnis bräche. Was war sie aber ohne ihn? Sie vermochte dies nicht auszudenken.

Sie legte sich in ihr Fauteuil zurück und verdeckte mit der Hand die Augen, als ob sie sich gegen das Licht schützen wollte. Das Gefühl gänzlichen Verlassenseins kam über sie, und unter dem Drucke einer zunehmenden Angst rang sie nach Atem. Die Worte des Pfarrers schwirrten ihr in abgerissenen Sätzen durch den Sinn. Wie hatte er gesagt? Sie werde von der Familie hinausgetrieben werden aus Rosenburg?

„Nimmermehr!" rief sie in wieder aufsteigendem Grimm, sprang auf, ballte die feinen weißen Hände und blickte um sich. Diese Räume, reich und behaglich ausgestattet, sollte sie verlassen? Alles? Ihr Blick streifte die Wände, über die Gemälde und blieb an dem Bilde einer Frau haften. Rasch trat sie einige Schritte darauf zu. Das Bild ihrer Mutter! Sie kreuzte die Arme

über die vor Erregung wallende Brust und sah unverwandt nach dem Bilde. Die Tochter kannte die ganze Geschichte der längst im Grabe Ruhenden. Einige Briefe, welche diese vergessen hatte zu vernichten, hatten ihr den Roman derselben und damit auch das Geheimnis ihrer Geburt enthüllt. Sie wußte alles; wußte, wie die Mutter um ihrer Verirrung halber verstoßen worden war, in Not und Elend geraten und sich und ihr Kind kümmerlich von ihrer Hände Arbeit hatte nähren müssen; wußte auch, wie sie durch die Güte der Frau von Berge endlich über Wasser gehalten und zuletzt sogar wieder in die feineren Gesellschaftskreise eingeführt worden war, soweit der Bergesche Einfluß reichte. Und welche Reue- und Kummertränen hatte die Mutter oft geweint! Und das kleine Mädchen vor ihr hatte sich darüber gewundert und sie vergebens um die Ursache gefragt. — Alles dies ging im Fluge an dem Geiste der Baronin vorüber. — Stand sie, die Tochter, nicht im Begriff, das gleiche Schicksal, wie das der Mutter, zu erleben? — Denn hatte sie nicht in gleicher Weise sich versündigt wie jene? — Wenn sie nun hinausgetrieben würde? Wohin? — Sie wandte sich vom Bilde weg und ging händeringend im Zimmer auf und ab. Sie wollte ein Tuch nehmen und zu ihm gehen, zu — ihrem Verführer; aber sie warf dasselbe wieder hin, als sie es eben ergriffen hatte. „Sie werden sich ihm zu Füßen werfen und ihn um Verzeihung bitten für die Schuld, die gegen ihn begangen ist.“ „Teufel!“ hatte sie ihm darauf geantwortet. Nein, sie konnte nicht zu ihm gehen, jetzt wenigstens nicht, denn jetzt haßte sie, verachtete sie ihn, wie sie glaubte. — Das Bild ihres Mannes stieg vor ihr auf mit dem freundlich ernsten Gesicht, des Mannes, der jeden ihrer

Wünsche erfüllte, der sie aufrichtig geliebt und für sie gelebt, und der dort — dort war die Stelle — niedergesunken war, als sie ...

Wiederum bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, und keine Träne kam doch aus ihren brennenden Augen, nicht eine Träne der — Reue.

Spät war es, als sie ihr Lager suchte; der Schlaf aber floh von ihren Augen. Am Morgen stand sie ungewöhnlich früh auf und befahl dem Diener, den Pfarrer zu ihr zu bitten.

Bald darauf trat dieser in tadelloser Toilette in ihr Zimmer und begrüßte sie zeremoniell. Sie trat ihm entgegen.

„Ich werde reisen," sprach sie beklommen und sah ihn erwartungsvoll an.

„Ich danke Ihnen für Ihren Entschluß," und faszinierend traf sie sein Blick.

„Sie danken mir?" rief sie verwundert. „Und was werden Sie tun, wenn — ich hier nichts mehr zu sagen haben werde?" Ihre Stimme zitterte.

„Meine Person, gnädige Frau, ist gleichgültig. Genug für mich, wenn es mir gelingt, meine Herrin auf ihrer Höhe zu erhalten." Bei diesen Worten ergriff er ihre Hand und führte sie an seine Lippen. — Da war sie wieder in seinem Bann, haltlos, machtlos.

„Ordnen Sie alles an, und bestimmen Sie, wann ich reisen soll," bat sie nach einer Weile. Er versprach es und ging hinaus. — —

* *
*

Der Freiherr von Rosen saß am offenen Fenster seiner Krankenzelle, weich und warm im Lehnstuhl ge-

bettet, ihm gegenüber Emma von Treskow. Milde Frühlingsluft wehte herein, erquickend und belebend. Er schaute hinaus auf die Bäume und Sträucher des ehemaligen Klostergartens und dann auf die Oder, die mit ihrem breiten, vom geschmolzenen Schnee hoch angeschwollenen Rücken Floß auf Floß, Kahn auf Kahn flußabwärts trug.

„Es ist doch eigentümlich," sagte der Freiherr, „wie unser Seelenleben von der Natur beeinflußt wird! Da draußen ist es Frühling geworden, und alles ist zu neuem Leben erwacht. Da meint man nun, auch unsere Kräfte müßten zunehmen, und dieser Gedanke läßt auch den Schwerkranken die körperliche Schwäche weniger fühlen. Es ist, als ob alles Aufblühen und Wachsen uns mit emporziehen wolle zu neuem Leben. Und doch sind Tausende und aber Tausende, die sich während des langen Winters mit der Hoffnung auf den Frühling trugen, und die der Tod mit bleiernen Armen umschließt."

„Gewiß, lieber Julius, hast du recht. Aber du vergißt doch, wie es scheint, daß der Frühling in Wahrheit noch mehr Tausenden neues Leben bringt. Und nun vollends, wenn man, wie du, der Heimat des Frühlings, dem sonnigen Süden, entgegenzieht. Er wird dir erst recht von seiner lebenspendenden Kraft die Fülle geben und dich wunderbar stärken."

„Du Gute, immer Hoffnungsreiche!" sagte der Freiherr und reichte ihr die Hand.

„Und nun denke dir auch, lieber Julius, es sind ja nur noch wenige Tage, welche du hier in den vier Wänden verleben wirst. Dann beginnen wir, wie zwei echte Wandervögel, unseren Zug nach dem Süden. Mein Wagen, den ich für die Reise habe einrichten lassen, da-

mit du recht bequem sitzen und liegen kannst, ist fertig, wie mir mein Inspektor schreibt, und wird morgen hier anlangen. Dann fahren wir, und ich hoffe zuversichtlich, mit jedem Tage, den wir uns weiter von hier entfernen, wirst du dich wohler und kräftiger fühlen."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß es möglich wäre," sagte der Freiherr nachdenklich. „Aber deine Hoffnungsfreudigkeit ist ansteckend, und es scheint mir fast, als ob meine körperlichen Kräfte etwas zunehmen."

„Oh, lieber Freund, der Arzt hat die beste Hoffnung, daß in der stillen Abgeschiedenheit am Vierwaldstätter See, umweht von reiner, frischer Bergesluft, und im Anblick der großartig schönen Alpennatur du dich ganz erholen wirst, und wir zwei alten Menschen werden noch manches Jahr zusammenleben."

„Du hast dir alles so schön ausgemalt, liebe Emma, daß mir wirklich wieder die Lust zum Leben kommen könnte. Aber mag es sein, solange es will, in deiner Gesellschaft allein werde ich das Glück empfinden und die herrliche Natur, die uns umgeben wird, bewundern können. Gibt es doch auf Erden niemand, der mir größere Liebe erweist und erweisen könnte, als du, mein treuer Schutzengel."

Sie schwieg und sah zum Fenster hinaus, vor welchem ein Schwalbenpaar zwitscherte, das seit wenig Tagen hier seine Wohnung vom vorigen Jahr wieder bezogen hatte. Er folgte ihrem Blick, und sie tauschten ihre Bemerkungen aus über das Gebahren der Vögel. Nach einer Weile begann er: „In diesen Tagen ist mir oft die Szene eingefallen, damals im Parke zu Rosenburg, als ich, verzweifelt über des Vaters letzte Worte, dir, ich weiß selbst nicht, wie es kam, alles erzählte und

dir gestand, daß mich Selbstmordgedanken peinigten. Du nahmst mir das Versprechen ab, mir diese aus dem Kopfe zu schlagen, und ich gab dir mein Wort. Dabei erwähntest du, daß auch du der Liebe Leid kennest, und daß dein Los Entsagen sei."

„Aber Julius!" sagte sie mit leisem Vorwurf, „warum grübelst du immer noch über Vergangenes?"

„Ich grübele nicht darüber, liebe Emma, sondern bringe Vergangenheit und Gegenwart bloß in Zusammenhang. Du hieltest mich damals vom Selbstmord ab, und jetzt, da ich im Leben Schiffbruch gelitten, nimmst du mich unter deine Flügel, als mein guter Geist. Sage mir doch, welches war denn der Born, aus dem du schöpftest?"

„Der Born? — Lieber Vetter, ich bin deine Cousine und habe dich lieb," erwiderte sie.

„Ja, du hast mich lieb," sprach er leise. „Und doch habe ich dir wohl damals bitteres Weh bereitet, ohne daß ich es ahnte. Ist es nicht so?"

„Du? Mir?" sprach sie und errötete leicht. „Ich wüßte nicht ... Wie kommst du nur darauf?"

„Sage mir aufrichtig, liebe Emma, wen hattest du damals im Sinn, als du mir sagtest, du kennest das Wort: Entsagen."

Sie sah, daß sie ihm nicht ausweichen konnte. Und warum sollte sie auch ihm verheimlichen, was er ahnte, wußte. Sie waren beide durch schwere Prüfungen gegangen und alt geworden. Wenn sie ihm alles sagte, was konnte dabei unrecht sein?

„Du, mein lieber Vetter, warst meine erste und einzige Liebe," sagte sie nach einiger Zeit mit heiterem Lächeln. „Da du mir aber in naiver Grausamkeit ge-

standest, daß du Amalie liebtest, so empfand ich von demselben Augenblick an, was Entsagen heißt. Dafür habe ich dich mir nun zurückerobert und werde nicht von dir weichen, es sei denn, daß du mich nicht mehr haben willst. — Sieh," fuhr sie ernster fort, „wir sind ja keine Kinder mehr, sondern alte Leute, die über der Jugend Träume und Torheiten lächeln. Nun wandeln wir nebeneinander, wie zwei treue Kameraden, solange es Gott gefallen wird."

„Emma, Emma!" sagte er mit feuchten Augen. „Wie ganz anders wäre es geworden, wenn ..."

„Wer weiß, wie es geworden wäre!" fiel sie ihm in die Rede. „Darüber läßt sich gar nichts sagen. Aber jetzt sei mir recht folgsam, und laß das Thema fallen!"

Draußen ließ sich ein leichter Schritt vernehmen, der sich der Tür näherte. Einige Sekunden hielt er dort an. Da öffnete sich jene, und, in rauschende schwarze Seide gekleidet, trat Amalie auf die Schwelle. Sie hielt einen Augenblick, als ob sie sich über den Ort orientieren wollte, an dem sie sich befand. Emma erhob verwundert die Augen, und alsbald erkannte sie die Hereingetretene. Mit einem leisen Aufschrei ließ sie das Buch fallen, und wie versteinert blickte sie nach der Tür. Der Freiherr wandte auch das Haupt, und als er sie erkannte, griff er nach den Lehnen des Sessels, in dem er saß, wie um sich zu erheben, natürlich umsonst. Amalie eilte auf ihn zu.

„Julius! Julius!" rief sie und sank vor ihm auf die Knie, „kannst du mir vergeben?"

Des Freiherrn Augen wurden größer und größer; alles Blut wich aus seinem Gesicht, und weiß wie Marmor sahen seine Züge. Seine Frau schien es nicht zu bemerken.

„Oh, Amalie, ich bitte dich, schone seiner! Schone!"

bat Emma mit flehender Stimme, die Hände gefaltet zu der Knienden gewendet.

Als hätten diese Worte sie entflammt, so sprang die Baronin auf und beugte sich dicht über das geisterbleiche Antlitz des Gatten.

„Oh, ich weiß," flüsterte sie in fliegender Hast, „du wirst mir vergeben. Ich habe gegen dich gefehlt; ich habe schwere Schuld auf mich geladen, aber ich bin auch dafür gestraft worden. Und nun wirst du mich wieder lieben; denn du bist mein, und niemand hat ein Anrecht an dich, als ich allein. Und ich werde dir allein nur leben. Hörst du mich, Julius?" Sie bog sich dicht zu seinem Munde, und ihre Lippen berührten flüchtig die seinigen. „Niemand soll uns mehr trennen, niemand! Oh, so antworte doch! Sage, daß du deine Amalie noch lieb hast; sage ..."

„Phan—tom!" hauchte der Freiherr, und in demselben Augenblicke fuhr sie entsetzt zurück. Über die bleichen Lippen quollen dicke Blutstropfen. Emma sah es zuerst nicht, sie hatte das Gesicht in die Hände geborgen, verzweifelnd, da sie sah, daß die Treulose sich durch ihre Worte nicht zurückhalten ließ.

„Mein Himmel, was ist das?" stieß Amalie hervor. Emma sah auf, und ein Wehruf kam aus ihrem Munde. Sie stand wie gelähmt, doch mit aller Energie raffte sie sich auf, eilte, so schnell sie konnte, zur Tür, rief draußen einen Wärter und trug ihm auf, schleunigst den Arzt zu rufen. Dann eilte sie zurück zu dem Lehnstuhle des Kranken. Die Baronin war zurückgetreten, und stieren Auges blickte sie ihren Gatten an. Dieser hatte die Augen geschlossen. Emma nahm ein Tuch und

wischte ihm die Blutstropfen vom Munde. Da öffnete er matt die Augen, zum letzten Male, und blickte sie an.

„Em—ma!" hauchte er, kaum verständlich. Die Augenlider fielen schwer hernieder; die Hände sanken schlaff herab; — der Kopf neigte sich haltlos nach vorn. — Der Freiherr hatte ausgelitten. —

Drei Tage später knieten zwei Frauen und ein alter Mann in Rosenscher Livree an dem offenen Sarge in der Klosterkapelle zu L., von wo aus der Freiherr Julius von Rosen zu seiner letzten Ruhestätte geführt werden sollte. Die eine von jenen beiden, in blonden Haaren, ruhig leidvoll ihr Herz im Gebet für den Heimgegangenen zu Gott gewandt; die andere mit dem rabenschwarzen gelockten Haar, wie es schien, von wildem Schmerz zerrissen, konvulsivisch schluchzend; der alte Diener, mit der verkehrten Hand ein und das andere Mal über die Augen fahrend und sich fortwährend räuspernd, wie damals, als er an dem kleinen Fenster im Irrenhause stand, um seinen Herrn wiederzusehen. — —

Eine Estafette brachte die Nachricht von dem Ableben des Landrats nach Rosenburg. —

„Es war vorauszusehen," sagte der Pfarrer ruhigen Tones, als er die Nachricht empfing.

* *
*

Zu dem Termine der Eröffnung des Testamentes des Freiherrn von Rosen waren seitens der Erbberechtigten nur der nächste Bruder des Freiherrn, Ernst Friedrich, und sein erstgeborener Sohn erschienen, der mutmaßliche Erbe der Rosenschen Güter. Die Baronin Amalie von Rosen war durch den Pfarrer vertreten.

Nachdem die Siegel geprüft und unverletzt befunden worden, wurde das Testament eröffnet und verlesen. Laut des Inhaltes desselben wurde die Baronin von Rosen, Amalie, geborene von Dohlen, als Universalerbin sämtlicher Güter, Rosenburg, Neudorf und wie sie weiter hießen, nebst allen dazu gehörigen Dependenzen ohne jede Einschränkung eingesetzt. Der übrigen Erbberechtigten wurde nicht gedacht außer in einem Passus des Testamentes, in welchem gesagt wurde, daß es von dem Gutdünken der Baronin Amalie abhängen solle, ob sie einen aus der von Rosenschen Familie dereinst zu ihrem Erben einsetzen wolle.

Ernst Friedrich hörte mit immer wachsendem Erstaunen den Inhalt des Testamentes. Als die Verlesung zu Ende war, verlangte er das Schriftstück zur Einsicht. Prüfend betrachtete er es und las es selbst unter Kopfschütteln durch. Dann gab er es zurück und erbat Abschrift. Zu seinem Sohne gewendet, sagte er leise: „Es ist meines armen Bruders Julius Schrift; es ist sein Namenszug und sein Siegel. Aber es ist nicht sein Stil; es ist nicht sein Geist, der dies gemacht hat.“ Und in Gedanken versunken sprach er weiter zu sich selbst: „Das hat ein Weib gemacht! So lange er seinen gesunden Verstand hatte, und den hatte er, bis das Unglück hereinbrach, war er nicht fähig, uns zu vergessen und gegen den Willen unseres Vaters und Großvaters zu handeln. Und zu der Zeit, welche das Datum des Testamentes und des angehängten Kodizilles trägt — 1817 und 1836 — war er bei gesundem Verstande. — Hier hat der Teufel seine Hand im Spiele gehabt.“

„Wollen die gnädigen Herren vielleicht mit nach Rosenburg fahren?“ wandte sich der Pfarrer in dem glatt

höflichsten Tone zu dem Baron Ernst Friedrich. „Die gnädige Frau würde," fuhr er fort, als ihn jener groß ansah, „in ihrer Betrübnis gewiß Trost finden, wenn die beiden Herren sie besuchen wollten."

Ernst Friedrich maß den vor ihm Stehenden mit einem Blick so voller Verachtung, als ob er ihn vernichten möchte.

Doch der Pfarrer fühlte sich keineswegs vernichtet, sondern stand, lächelnd auf eine Antwort wartend. Da drehte ihm der Baron den Rücken. „Schurke!" sprach er, laut genug, daß es der andere hören konnte, und ging, gestützt auf den Arm seines Sohnes, von dannen.

Der Pfarrer aber fuhr, vergnügt seine feine Havanna rauchend, in dem Rosenschen Wagen zurück nach Rosenburg. — Sein Spiel hatte er gewonnen. —

Zweiter Teil

Mephistopheles:
. . . . . „So ist man recht gesinnt!
Wer überwindet, der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen."

Die Junisonne des Jahres 1866 lag heiß auf Wald und Flur. Kein Lüftchen regte sich. Der Mietswagen, der auf dem Wege nach Schloß Rosenburg fuhr, grub seine schwankenden Räder tief in den feinen Sand, und das magere Roß warf bei jedem Schritt unmutig den Sandstaub hinter sich, der ihm das Vorwärtskommen auf dem Wege erschwerte. Der alte weißbärtige Kutscher ließ schweigend sein Roß gehen, wie es wollte und konnte, und die schwarzgekleidete Frau da drinnen im Wagen schien auch keine große Eile zu haben. Still saß sie in eine Ecke des Wagens gelehnt, aber ihr Blick schweifte nachdenklich forschend aufmerksam bald rechts, bald links über den Weg hinüber. Ja, es hatte sich auch viel verändert in den dreißig Jahren, seit sie hier zum letzten Male gefahren war, nicht in einem elenden Mietswagen sondern in eleganter Kalesche, davor zwei rasche feurige Rappen. Und vor jener Zeit war sie auch öfter hier vorbeigeflogen, einige Male sogar im prachtvollen Vierspänner. Denn ihr Vater, der Freiherr Karl von Rosen, liebte die Rappen und konnte sich, ebenso wie sein Bruder, der Besitzer von Rosenburg, den Luxus schöner Pferde wohl gestatten, war er doch der Gutsbesitzer von Tschöpelwitz und dazu Kavallerieoffizier. Das war vor mehr als dreißig Jahren, und sie erinnerte sich lebhaft, wie sie damals als kleines Mädchen, wenn sie in Begleitung

ihres Vaters zum Onkel nach Rosenburg fuhr, sich belustigt hatte an dem raschen Vorbeifliegen der Kornfelder und Fichtenbestände. Und kamen sie an den ersten Bildstock mit dem Ritter Georg, dann hatte sie immer von einem zum anderen gezählt, eins, zwei und so weiter, um darnach zu messen, ob der Wagen langsamer oder in gleichem Tempo führe, und ehe sie es dachte, war sie dann bei dem letzten Bildstock angekommen, und dann ging es auch schon in das Dorf hinein und dem Schlosse zu, zu Onkel Julius.

Heute ging es langsam mit dem Gefährt, und wenn auch hie und da der Gaul einen kurzen Anlauf zum Trabe machte, so blieb es doch beim Anlauf; dann ging es ruhig weiter im schwerfälligen Schritt. Die Frau in dem Wagen drin schien es nicht zu kümmern, daß es so langsam ging, sie hatte bei dem Anschauen der heimatlichen Gefilde noch so viel zu denken und zu überlegen, Vergangenes und Zukünftiges, und bei alledem achtete sie nicht auf die Fahrt; und schließlich ging es ihr, wie in ihrer Kindheit: sie war an das Dorf und an das Schloß gekommen, sie wußte selbst nicht wie.

An dem Dorfkruge hielt der Wagen, und sie stieg aus. Sie war eine stattliche Erscheinung und vornehm in ihrer Haltung. In ihrem Antlitz lag schwermütiger Ernst, und der Blick ihrer graublauen Augen kündete tiefes Leid.

Sie lohnte den Kutscher ab, dann ging sie langsam die Dorfstraße hinab dem nahen Schlosse zu. Schüchtern fast trat sie durch das steinerne Tor in den weiten Gutshof, an dessen einer Seite die von wildem Weine fast bis unter das Dach verhüllte Fassade des Schlosses freundlich herüberblickte, ihr eine liebe Erinnerung aus

einer längst vergangenen seligen Zeit, und jetzt — fast schien es ihr, als käme von dort ein Heimatsgruß.

Eine Weile stand sie, im Anschauen verloren; die Regung stieg ihr in die Augen und machte diese feucht. Da sah sie einen Diener aus der Tür des Gebäudes auf den Hof treten. Rasch ermannte sie sich und schritt dem Eingange zu. Der Diener blieb verwundert stehen, als er die schwarzgekleidete Dame herankommen sah.

„Ist die Frau Baronin zu sprechen?" — wandte sich die Angekommene an den Diener.

„Die gnädige Frau Baronin?" fragte der Diener mit allen Zeichen des Erstaunens und maß die vor ihm Stehende von Kopf bis zu Fuß. Dann sagte er langsam: „Die gnädige Frau ist nur für ihre nächste Umgebung zu sprechen."

„Ich bin eine nahe Verwandte von Frau Baronin von Rosen und wünsche, angemeldet zu werden," fiel sie dem Diener ins Wort und überreichte ihre Karte. Dieser warf einen Blick darauf, machte dann eine linkische Verbeugung und erwiderte: „Ich werde Sie sogleich dem Herrn Pfarrer melden."

Mit einer Handbewegung lud er sie zum Eintreten, öffnete die Tür und führte sie in ein Vorzimmer, das reich mit Bildern in kostbaren Rahmen geschmückt war, Jagdstücke, Landschaften, inmitten derselben ein großes Kruzifix. Der Diener verschwand durch die gegenüberliegende Tür. Lange stand sie und wartete. Endlich erschien er wieder, und mit fast spöttisch klingender Einladung ersuchte er die Wartende, mit ihm zu kommen. Durch mehrere Zimmer führte er sie bis vor die Tür des ihr von früher her wohlbekannten freiherrlichen Arbeitszimmers und öffnete dieselbe. Sie trat ein.

Aus einem Sessel erhob sich eine breite Gestalt in tadellosem schwarzen Anzug, dessen Schnitt an das früher bekleidete priesterliche Amt erinnerte. Der Pfarrer Franziskus stand vor ihr. Mit ausgesuchter Höflichkeit lud er die Eingetretene zum Sitzen ein.

„Sie kommen, gnädige Frau, um Frau Baronin von Rosen zu sehen?" fragte er.

„Das ist allerdings meine Absicht," entgegnete sie.

„Wie schade, daß Sie gerade heute kommen! Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß unsere gnädige Frau krank ist; ich will nicht sagen, bedenklich; doch immerhin so krank, daß sie heute und die nächsten Tage gewiß niemand empfangen kann, und sei es," fügte er mit einem Anflug von Ironie hinzu, „auch eine noch so teure Verwandte."

Die Frau seufzte leise. „Oh," fragte sie, „ist meine Tante denn sehr leidend?"

„Ja," entgegnete der Pfarrer, und sein Ton nahm etwas Geschäftsmäßiges an. „Leidend war sie schon seit längerer Zeit; der Arzt hat ihr den Empfang von Besuch jeder Art untersagt, und ich habe den Auftrag, für sie zu empfangen, und etwaige Angelegenheiten, die unsere Gnädige sonst selbst abzumachen pflegte, an ihrer Stelle zu erledigen. Ich vermute fast, gnädige Frau, daß Sie eine ganz besondere Angelegenheit nach Schloß Rosenburg führt, da ich bisher nicht die Ehre hatte, Sie hier zu sehen. Verzeihen Sie, wenn ich mir die Frage erlaube, ob ich vielleicht bei der Gnädigen einen Auftrag besorgen kann, oder haben Sie ein Anliegen?"

Die Frau erhob sich tief verletzt. Ihr Gesicht, in das Gram und Sorge ihre Spuren eingegraben, war um einen Schatten bleicher geworden.

„Nein!“ sagte sie, leise aber fest. „Ich kam, um meine Tante zu sehen und zu sprechen, sonst niemand. Wohl hat mich,“ fügte sie wie zu sich selbst redend hinzu, „das Schicksal seit meiner Kindheit von der Schwelle dieses Schlosses fern gehalten, dennoch glaubte ich, daß eine geborene Freiin von Rosen bei der Herrin von Rosenburg einen Empfang finden würde.“

Sie hatte bereits wieder die Tür erreicht. Mit einer leichten Verbeugung verabschiedete sie sich von dem Priester, dieser begleitete sie bis zum Vorzimmer, in welchem der Diener lungerte, und zog sich dann in sein Zimmer zurück.

„Doch weiter nichts als höchstens eine Bettelei!“ sagte er verächtlich, streckte sich in den Sessel und steckte sich bedächtig eine Havanna an.

Die Baronin lag unterdessen auf dem Ruhebett ihres Krankenzimmers. Sie war alt geworden, und mit dem Alter war Gebrechlichkeit und häufiges Kranksein gekommen. Seit einiger Zeit mußte sie einen großen Teil des Tages im Bette zubringen. Eine große Veränderung war mit ihr vorgegangen.

Die Zeit wahnsinnigen Rausches hatte mit der Katastrophe im Irrenhause zu L. ihr Ende erreicht. Zwar hatte der Pfarrer in der raffiniertesten Weise alles getan, um sie in denselben zurückzuversetzen, soweit es irgend möglich war. Jahre hindurch schleppte er sie von einem Luxusbade Europas zum andern; von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zu denen der nächsten. Überall war er eifrig bemüht, einen Kreis von Verehrern um sie zu bilden, und auf seine Veranstaltung wurde sie bald in dieser, bald in jener Weise gefeiert. Daß es oft sehr fragwürdige Existenzen waren, welche sich, sei es in Vene-

dig oder Monte Carlo, in Rom oder in Paris, oder sonst wo, an sie anschlossen, blieb ihr verborgen.

Doch unter all dem frommen und unfrommen Getriebe, in das sie der Pfarrer führte, in welches sie zu Lebzeiten ihres verstorbenen Gatten sich mit Wollust gestürzt haben würde — auf dem Gipfel des Rigi bei dem Anblick der wunderherrlichen Gottesnatur sowohl, als in der Spielhölle von Monte Carlo, wo sie dem Moloch einige Tausende opferte, überall und überall begleitete sie ein unsichtbares Etwas, das der Gefährte im Priesterrock nicht fortzuscheuchen vermochte.

Aus dem alten Kloster zu L. war es mit ihr gezogen nach der Rosenburg und von dort durch die Länder, durch die sie reiste. Sie trug es in sich, so lebendig, daß es, wenn sie allein war, aus ihr heraustrat vor ihre leiblichen Augen, lebendig und doch wie ein Schatten der Unterwelt, der in stummer Sprache zu ihr redete von einer grauenvollen Tat. Dann fühlte sie, daß dieser Schatten von ihrem innersten Mark zehrte, und mit Entsetzen wurde sie gewahr, wie alles, alles, was sie gewonnen, nichts anderes war als — Elend und Qual und Selbstverachtung bis zum Ekel.

Als sie nach längerem Aufenthalte in Rom einst von ihrem Führer in die Katakomben geführt wurde, erfaßte sie inmitten dieser Gräberstätte plötzlich ein solches Grausen, daß sie eiligst floh, einen Mietswagen nahm und in ihr Hotel zurückkehrte, krank an Leib und Seele und vom Fieber geschüttelt. Sie warf sich auf ihr Ruhebett, und wilde Phantasien quälten ihren Geist. Sie sah die Leidensgestalt aus jenem Kloster an der Oder und hörte beständig von den blutbedeckten Lippen

derselben das Wort, das sie seit jener Zeit nicht los werden konnte, das Wort: „Phantom!“

Von ihrem Zimmer im Hotel zu Rom war sie abgeholt worden in das Kloster der Schwestern du Sacré Coeur. Lange lag sie da in Fieberphantasien, bis sie dank der Pflege der frommen Schwestern, von dem bösartigen Typhus wieder genas. Der Pfarrer war, als er die Gefahr sah, in welcher die Baronin schwebte, schleunigst von Rom abgereist und ohne Verzug nach Rosenburg geeilt. Denn dort stand viel für ihn auf dem Spiele, und die zeitlichen Angelegenheiten seiner Herrin mußten für den Fall ihres Ablebens so geordnet werden, daß ihm das Verfügungsrecht über ihr Vermögen auch nach ihrem Tode blieb. Und er wußte dies, kaum im Schlosse zu Rosenburg angekommen, auf so geschickte Weise zu ordnen, daß er ruhig erwarten konnte, wie die Dinge in Rom sich gestalten würden. Mit Hilfe seines juristischen Freundes und des dem Leser bekannten Fälschers wurde ein Testament der Baronin Amalie von Rosen zustande gebracht, weil ja doch diese daran bis jetzt nicht gedacht hatte. — Da kam nach längerer Zeit die Nachricht von der Genesung seiner Herrin. Was tat das? Das Testament wurde einstweilen beiseite gelegt bis zur späteren Verwendung.

In ihrer Krankheit hatte die Baronin von Rosen so viel ausgeplaudert, daß die pflegenden Schwestern wußten, wie es um die Kranke stand. Schwester Cäcilie — eine Deutsche aus vornehmer Adelsfamilie und aus reiner und hingebender Frömmigkeit in den Orden eingetreten — hatte die Baronin gepflegt in der schlimmsten Zeit. Als letztere nun außer Gefahr war, erbat sich die Schwester die weitere Pflege, und man gewährte

sie gern. Leise und mit feinem weiblichen Takt wußte Cäcilie die Saiten in dem Herzen der Baronin anzuschlagen, durch die sie ihr Vertrauen gewann, und wenn sie auch nicht alles aus der Vergangenheit der Genesenden erfuhr, so doch genug, um zu erkennen, daß die Frau schwere Verirrungen hinter sich hatte. Was konnte da die fromme Schwester Besseres tun, als daß sie all den glänzenden Apparat der römischen Kirche ins Feld führte, um die Verirrte zu gewinnen! Welch eine Fülle von Heiligen, von denen jeder für sich ein mächtiger Fürsprecher im Himmel ist; welch reicher Ablaß der Sünden durch den Heiligen Vater in Rom selbst, wenn man zu diesen Heiligen betet! Das alles wurde der schwachen Frau vorgeführt, und als sie ihren Fuß über die Schwelle des Klosters setzte, um heimzukehren zum Schlosse Rosenburg, da schied sie halb mit dem Versprechen, in dem Schoße der alleinseligmachenden Kirche die Vergebung für ihre schwere Schuld zu finden.

Sie kam heim.

Der Pfarrer empfing sie an der blumengeschmückten Pforte, über welcher eine Inschrift ihr ein „Herzliches Willkommen" zurief. Teilnahmslos fast nahm sie die Wünsche und Grüße ihrer Leute entgegen. Als er aber ihre Hand ergriff, um sie im Willkommengruß an die Lippen zu führen, da war sie ihrer nicht mehr mächtig; sie entzog ihm die Hand, und fast Abscheu sprach sich in ihren Mienen aus, als sie ihrem Zimmer zueilte, um von den Strapazen der Reise auszuruhen. Und als sie dort war, dachte sie daran, was sie in Rom der treuen Pflegerin versprochen. Sollte sie es ihm sagen? Sollte er sie wohl aufnehmen in seine Kirche, deren Priester er war? D i e s e r Mann! War er es nicht, der sie

zur Schuld und zum Verbrechen und damit fast zur Verzweiflung geführt, an den sie gekettet war durch ihre Schuld? Und in seine Kirche sollte sie eintreten!

Jahrzehnte waren vergangen; sie löste ihr in Rom gegebenes Versprechen nicht.

Sie ließ ihn schalten und walten, wie er es für gut fand, und durfte es ja eigentlich auch tun, denn er war ein guter Verwalter. Aber zwischen den beiden lag die Kluft, aus der ihr Schuld um Schuld entgegengähnte, und über diese Kluft führte für sie keine Brücke mehr zu ihm hinüber. Er aber war damit vollständig zufrieden. Was war ihm noch die alte Frau? Was war sie ihm je gewesen? Mittel zum Zweck! Nichts mehr und nichts weniger. Aus Frankreich hatte er eine neue Gesellschafterin für die Baronin einzuschmuggeln gewußt. Mademoiselle Dubois aber war eine echte Französin voll Geist und Witz und ausgestattet mit jener verschleierten Frivolität, die ihm zusagte. Sie war ein ihm ebenbürtiger Charakter, und sie erkannten es beide bald; sie wurde seine Vertraute, vielleicht auch noch mehr. Ob die Baronin es merkte? War dies der Fall, so schien es ihr völlig gleichgültig zu sein.

Sie hatte jetzt nur noch Bedürfnis nach Ruhe und Frieden in ihrem einsamen Alter. Immer stärker war in der letzten Zeit die Sehnsucht in ihr erwachsen nach jenem irdischen Glück, das sie in ihrer Zeit freventlich von sich gestoßen, nach einer menschlichen Seele, an die sie sich vertrauensvoll anschließen, der sie sich hingeben könnte. Und sie hatte niemand um sich, als bezahlte Diener und Dienerinnen. Heute gerade kam sie sich einsamer und verlassener vor als je. Da sah sie langsam über den Hof jene schwarzgekleidete Frau schreiten, sah, wie diese

mit dem Diener sprach und ihm eine Karte überreichte, hörte dann auch, wie sie durch die Tür des Hauses trat. — Etwas Seltsames ging in der Brust der alten Frau vor; es war ihr, als schreite in jener Gestalt ihr die Menschenseele entgegen, zu der sie Vertrauen fassen, mit der sie sympathisieren, in die sie ihren ganzen verzweiflungsvollen inneren Schmerz ausgießen, bei der sie Trost finden könne.

Sie lauschte, ob nicht ein dienstbarer Geist käme, die Dame anzumelden, aber alles blieb still. Schon wollte sie ihrem Mädchen klingeln, damit diese sich erkundige, wer gekommen sei, als sie die Frau wieder aus dem Schlosse gehen und noch langsamer, als sie vorhin gekommen, über den Hof dem Tore zu schreiten sah.

„Sie geht wieder fort!“ sagte sie schmerzlich. „Wer sollte auch noch zu mir kommen!“

Da blieb jene noch einmal stehen und wandte den Blick nach dem Schlosse zu, als ob sie Abschied nehmen wollte. Rasch ergriff die Baronin das unweit stehende Fernglas und richtete es nach der Frau hin, und diese stand mit Hilfe des Glases nun dicht vor ihr mit dem bleichen Gesicht, auf dem sich Schmerz und Enttäuschung, so schien es ihr, ausprägte. Ein großes, graublaues Augenpaar war auf das Schloß gerichtet, als wollte es bis ins Innere desselben dringen. Durch das Glas erschien es ihr, als sei dieser Blick auf sie, die Herrin hier, selbst gerichtet. — Was war das? — Diese Augen hatte sie schon gesehen, dies Gesicht war ihr nicht fremd; sie wußte nur nicht gleich, wann und wo sie es getroffen. — Da wandte sich die Gestalt, und ging langsam dem Tore zu, durch welches sie verschwand.

Die Baronin zog energisch an der Klingel.

„Karoline!“ redete sie das eintretende Mädchen an; — sie mußte sich zwingen, ruhig zu erscheinen. „Du bist ein kluges Mädchen. Ich habe einen Auftrag für dich, den du ganz allein, ohne irgend jemand etwas zu sagen, ausführen wirst. Führst du ihn zu meiner Zufriedenheit und gut aus, so erhältst du das wollene Kleid von mir, das dir neulich so gut gefiel. Willst du?“

„O gern!“ sagte das Mädchen erfreut und küßte der Herrin die Hand.

„Dann höre! Da ist eben eine schwarzgekleidete Frau aus dem Schlosse gegangen. Laufe durch die Gartenpforte ihr nach und sieh, wo sie hingeht, und suche unter irgendeinem Vorwande von ihr zu erfahren, zu wem sie hier im Schlosse gewollt hat. Und sollte es sein, daß sie mich hat sprechen wollen, dann führe sie durch den Park und durch die Hinterpforte des Schlosses zu mir; ich will sie sprechen! Und nun eile, Mädchen!“

Karoline flog. Die Aussicht auf das wollene Kleid ließ sie ihre Schritte draußen verdoppeln. Blitzschnell war sie durch den Park und eilte die Dorfstraße aufwärts. Vor dem Kruge sah sie den Mietswagen stehen. Das davorgespannte Pferd fraß ruhig aus der Stehkrippe die Haferkörner, die ihm heute als seltenes Futter gereicht wurden. Unweit des Wagens stand der Kutscher und neben ihm die schwarzgekleidete Dame. Karoline kannte den alten Kutscher und trat rasch hinzu.

„Ja,“ hörte sie diesen eben sagen. „Ich hätt's Ihnen gleich sagen können, gnädige Frau, die Frau Baronin kriegt fast niemand mehr zu sprechen. Ich hab schon manchen herausgefahren, und sie sind wie der Wind

wiedergekommen, weil sie nicht angenommen wurden. Höchstens kommen sie bis zum Herrn Pfarrer."

„Das ist aber nicht wahr!" mischte sich Karoline hastig ein. „Frau Baronin ist zwar unpaß, aber zu sprechen ist sie für manche Leute doch noch."

„Nu, nu; Sie müssen das ja freilich am besten wissen!" brummte der Alte, wandte sich, um nach seinem Pferde zu sehen, und ließ die beiden allein.

„Sie wollten zur Frau Baronin, gnädige Frau?" fragte nun Karoline.

„Ja, aber man hat mir gesagt, sie sei für niemand sichtbar."

„Oh!" sagte Karoline wichtig. „In dringenden Angelegenheiten ist sie immer zu sprechen. Ich weiß das. Und wenn Sie, gnädige Frau, dies wünschen, dann dürfen Sie mir nur ein Wort sagen, und ich führe Sie ins Schloß und zur Frau Baronin."

Die Frau zögerte einen Augenblick, und ihr Blick streifte dahin, von wo sie eben gekommen war. Dann sagte sie:

„Gut, mein Kind, ich will mich Ihnen anvertrauen. Führen Sie mich, denn es wäre mir leid, wenn ich von Rosenburg fortgehen sollte, ohne Ihre gnädige Frau gesprochen zu haben."

Bei den letzten Worten wandte sie sich zum Gehen, und Karoline ging voll Selbstgefühl über den gelungenen Auftrag ihr zur Seite. Sie durchschritten den Park, traten in das Schloß und stiegen die teppichbelegte Hintertreppe aufwärts. Bald befanden sie sich im Boudoir der Baronin, und Karoline ging, die Anmeldung zu besorgen.

Die alte Frau hatte indessen in Bangen und Un-

ruhe der Wiederkunft Karolinens geharrt. Im Moment bereute sie fast, was sie eben getan. Da trat die Kammerjungfer ein und überreichte eine Karte. Die Baronin nahm sie mit zitternder Hand und las: Florentine Godesberg, geb. Freiin von Rosen. Ihre Hand zitterte stärker, und sie ließ die Karte in den Schoß sinken.

„Was habe ich getan?“ fragte sie sich. „Beschwöre ich nicht herauf, was für mich versunken sein soll?“

Sie blickte zum Fenster hinaus, um der Dienerin ihre Aufregung zu verbergen; hinauf zum Himmel. Der sah so wolkenlos, so rein hernieder; das durchsichtige Blau lag so sehnsuchterweckend über der Welt.

Karoline wartete lange auf den Befehl, die Dame da draußen einzuführen, und als die Herrin so lange im Schweigen verharrte, räusperte sie sich, um an ihre Gegenwart zu erinnern. Die Baronin sah nach ihr hin; dann sprach sie leise: „Ich lasse bitten, einzutreten.“

Und kaum waren die Worte gesprochen, als die Dienerin die Tür öffnete und Florentine eintrat. Sie hatte da draußen gebangt, so nahe am Ziele doch noch abgewiesen werden zu können. Die Hände über der vor Erregung hochgehenden Brust blieb sie unweit der Tür stehen, den Blick auf die Tante gerichtet, denselben Blick, der die alte Frau vorhin so eigen getroffen hatte. Und vor diesem Blicke schwanden alle Bedenken und alle Sorge, denn Vertrauen sprach aus ihm und demütige Ergebung. Sie streckte der Nichte die Hand entgegen und hieß sie willkommen, und da war diese auch schon an ihrem Sessel, kniete vor demselben nieder und: „Oh, wie danke ich Ihnen, daß Sie so gütig waren,

mich zu empfangen!" kam es mit warmem Gefühlsausdruck über ihre Lippen.

Die alte Frau strich mit der zitternden Hand über das volle blonde Haar der vor ihr Knienden, und dann sagte sie:

„Du bist Florentine, Karl von Rosens Tochter!"

„Ja, gnädige Tante und Sie . . .

„Laß das Formelle beiseit'!" fiel ihr die Baronin ins Wort.

„Nenne mich du, wie ich dich, und wie es unter so nahen Verwandten üblich ist!"

„Oh, wie gütig Sie . . . wie gütig du bist, teure Tante!"

„Ich bin nicht gütig," sagte die alte Frau so hart, daß die Nichte ob dieses Tones erschrak. Nach einer Weile fuhr sie in milderem Tone fort: „Warum hast du mich nicht schon früher aufgesucht? Seit deiner Kindheit habe ich dich nicht gesehen."

„Oh, teure Tante, ich habe einige Male an dich geschrieben. Doch ich erhielt nie eine Antwort. Da wagte ich nicht, dich zu besuchen."

„Ich habe keinen deiner Briefe empfangen; sie müssen wohl verloren gegangen sein," sagte die Tante in demselben harten Tone wie vorhin. „Doch stehe auf; komme und setze dich hier an meine Seite. Bitte, rücke den Sessel von dort hierher!"

Die junge Frau tat, wie ihr geheißen, und als sie neben der Tante saß, sagte diese: „Erzähle mir, wie es dir gegangen ist. Du hast Trauer, wie ich sehe."

„Ja," antwortete Florentine. „Vor zwei Monaten starb mir mein teurer Mann."

Die Baronin erwiderte nichts, sie schwieg eine Weile,

und auch Florentine wagte nicht weiter zu sprechen, bis jene ihr Schweigen brach.

„Erzähle mir," bat sie mild, „wie es dir ging, nachdem dein Vater von Tschöpelwitz damals fortgezogen war, nach Posen, wenn ich nicht irre. Ich habe seitdem nichts von Euch gehört. Erzähle alles der Reihe nach, mein Kind, alles, alles, und hübsch ruhig. Ich vermute, du hast manches Schwere in deinem Leben erfahren. Doch erzähle!"

Florentine sah vor sich hin, um sich zu sammeln. Dann begann sie:

„Von meiner Kindheit kann ich dir wenig erzählen. Als Vater Tschöpelwitz verkauft hatte, zogen wir nach Posen, und Vater kaufte dort das Gut Twornikow in der Nähe der Hauptstadt. Kurze Zeit darauf starb Mutter, und ich kam in das Fräuleinstift Lubkow. Dort verlebte ich meine Zeit, wie man als Pensionärin dies überall tut, bis zu meinem siebzehnten Jahre. Da holte mich Vater ab, weil meine Bildung in dem Stift vollendet war, und ich sollte nun das Gutsleben kennen lernen, auch in der Wirtschaft mich umsehen, wie er sagte. Ich war wenige Monate nur zu Hause, als Vater in Geschäften nach Posen reiste. In der Stadt hauste damals die Cholera, und zwei Tage nach seiner Abreise kam die Nachricht, daß er der gräßlichen Seuche zum Opfer gefallen war. Was nun kam, war fürchterlich, und hat auf mein ganzes Leben seinen Eindruck behalten. Das Gut war verschuldet; Vater hatte es teuer gekauft; Mißernten der letzten Jahre hatten ihn gezwungen, Geld aufzunehmen, das bei den politischen Verhältnissen in der Provinz damals schwer zu bekommen war, und er fiel in die Hände von jüdischen Wuche-

rern. Kaum hatte ich die Todesnachricht in den Händen, als die Gläubiger kamen und alles mit Beschlag belegten. Die Ernte wurde auf dem Halme verkauft, das Mobiliar zu einem Spottpreis losgeschlagen und endlich das Gut weit unter dem Einkaufspreis verkauft. Ich mußte mein väterliches Haus verlassen. Ein jüdischer Viehhändler, einer der Hauptgläubiger des Vaters, zog in dasselbe ein. In meiner Not schrieb ich damals zuerst an dich, gnädige Tante, erhielt aber keine Antwort."

„Ich erhielt den Brief nicht!" sagte die Baronin mit heiserer Stimme.

„Ich hatte," fuhr Florentine fort, „fast nichts, als wie ich ging und stand. Ein polnischer Bauer, der unser Nachbar war, und dem mein Vater manches Gute getan, bot mir sein Haus zum Aufenthalte an, und da ich sonst nicht wußte wohin, zog ich zu ihm. Er teilte sein kärgliches Mahl mit mir, und ich wurde von den guten Leuten als Herrin behandelt, während ich mir den Kopf zerbrach, was ich anfangen sollte. Denn dort bleiben konnte ich nicht; wohin ich mich wenden sollte, wußte ich aber nicht. Da schickte mir Gott in der höchsten Not einen Retter. Der Sekretär des Gerichtes, der die Subhastationen auf dem Gute vorgenommen, hatte öfter mit mir verhandelt, und sein feines, taktvolles Wesen, sein trostreicher Zuspruch waren in meiner Not unter all dem wüsten Geschrei der Gläubiger, die sich als von meinem Vater betrogen gebärdeten, das einzig Freundliche, das mir entgegentrat. Er kam eines Tages, suchte mich in der Strohhütte meines Bauern auf und fragte mich, ob ich wohl zu seiner alten Mutter nach Posen ziehen möchte, der einsamen alten Frau Gesellschaft zu leisten. Die ganze Art und Weise seines Anerbietens

war so zart und rücksichtsvoll, daß ich um so lieber einwilligte. Ich fand in der alten Dame ein Menschenherz voll Liebe und Güte und so herzliche Teilnahme, daß ich bald wünschte, mit dieser Frau in der Verborgenheit mein ganzes Leben zubringen zu können. Ach, das Unglück hatte mir alle Jugendlust und Freude genommen! Länger als zwei Jahre war ich in ihrem Hause, da trat eines Tages ihr Sohn zu mir und fragte mich, ob ich seine Hand für das Leben annehmen wolle, eine Hand, die nichts zu bieten habe, als ein bescheidenes Dasein, die aber für mich sorgen und arbeiten wolle, solange ihr Gott Kräfte verleihe. Ich willigte ein. Gehörte sie auch einem Manne an, der noch einmal so alt war als ich, so hatte ich ihn doch kennen gelernt als brav in seiner Treue und in seiner Liebe und Aufopferung für seine Mutter. — Ich habe meine Wahl nie zu bereuen gehabt. Er hat mich geführt und geleitet und von Herzen geliebt, und je länger ich an seiner Seite lebte, je größer wurde meine Liebe zu ihm. Vor zwei Monaten riß ihn der Tod nach längerem Krankenlager von meiner Seite, und ich stehe allein mit meinen drei Kindern, von denen das älteste, ein Knabe, erst zwölf Jahre zählt. In Posen konnte und mochte ich nicht bleiben. Mein Herz trieb mich in die alte Heimat nach Schlesien zurück, in der stillen Hoffnung, hier eine bescheidene Existenz und dadurch die Mittel zu finden, meine Kinder, die anderen beiden sind Mädchen, und die eine neun, die andere sieben Jahr, anständig erziehen zu können."

Florentine schwieg. Ihre Tante hatte sie während der Erzählung mit keinem Blicke angesehen. Die Augen der alten Frau waren nach der Wand dort gerichtet, an welcher, wie vor mehr als dreißig Jahren schon,

das Bild der Frau in der altmodischen Tracht hing, welche einst die Nähschule an der Magdalenenkirche zu Breslau leitete. Als aber Florentine mit ihrer Erzählung zu Ende war, da stieg wieder lebhaft die ganze Misere vor ihrem geistigen Auge auf, in welcher jene Frau gelebt hatte, bis sie, ihre Tochter, Herrin von Rosenburg geworden war. — Herrin von Rosenburg! — Auch er war viel älter gewesen als sie, da er sie an seine Seite nahm, auch er hatte sie mit aller Liebe eines starken Herzens geliebt, sie wußte es jetzt, und hatte sie obendrein mit allem Luxus umgeben, den Reichtum gewähren kann. Und wie hatte sie ihm gedankt! Diese Frau da neben ihr hatte von ihrem Manne dieselbe Liebe empfangen ohne jenen Luxus, und wie innig dankbar war sie ihm, wie hatte sie ihn wieder geliebt, und wie betrauerte sie nun seinen Tod! — Die alte Frau empfand etwas wie Neid gegen Florentine. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie so mit ihrem Herzen stände, wie diese arme Nichte!

Lange saßen die beiden Frauen, ohne ein Wort zu reden, jede war mit der Erinnerung an die Vergangenheit beschäftigt. Die Baronin brach endlich das Schweigen.

„Wo sind jetzt deine Kinder?" fragte sie.

„Ich habe sie in Brieg bei einer Schwester meiner Mutter. Tante, obgleich selbst unvermögend, hat sie vorläufig in ihre bescheidene Wohnung genommen, bis ich wieder selbst ein Heim habe, wo ich schaffen und sorgen kann."

„Du wirst mir später deine Kinder vorstellen, ich möchte sie kennen lernen," sagte die Baronin.

„Tausend Dank, teure Tante!"

„Danke mir nicht!“ wehrte die Baronin. „Deshalb verdiene ich keinen Dank. Vorläufig aber bleibe einige Tage bei mir. Du wirst mir manches noch ausführlicher sagen. Ich werde dann sehen, was sich für dich tun läßt. Doch Not sollst du nicht mehr leiden und deine Kinder auch nicht. Du bist eine Rosen!“

Florentine sprang auf, glitt vor dem Sessel der alten Frau nieder und ergriff ihre Hände.

„Oh, tausend Dank!“ rief sie unter Tränen. „Habe tausend Dank für das Wort! Es ist mehr, als ich erwartete. Oh, mein ganzes Leben soll ein Dank gegen dich sein!“

„Stehe auf, mein Kind!“ gebot die alte Frau, doch ihre Lippen bebten, als sie das sprach. Sie empfand, in dieser armen Witwe hatte sie sich ein Herz erobert, das im Begriff war, in treuester Anhänglichkeit sich ihr hinzugeben, und dem sie vertrauen konnte. —

Einige Tage blieb Florentine bei der Tante; diese wenigen Tage aber hatten genügt, die Herzen beider einander näher zu führen, und als die Nichte das Schloß verließ, war für die nächste Zukunft alles verabredet. Florentine sollte ihre Kinder einstweilen in Brieg unter der Obhut der Tante daselbst lassen und dann vorläufig allein kommen, dann wolle man die Kinder nach Rosenburg nehmen und unter Leitung eines Hauslehrers, den die Baronin zu engagieren versprach, soweit unterrichten lassen, bis sie, der Knabe sowohl als die Mädchen, in entsprechende Unterrichtsanstalten überführt werden könnten. — Wie schlug der jungen Witwe das Herz vor Freude, als sie, in den Wagen der Baronin gelehnt, den sandigen Weg von Rosenburg nach

Waldburg zurückfuhr. War ja doch alles über Erwarten ausgegangen!

Die alte Frau im Schlosse aber fühlte doppelt ihre Einsamkeit, als Florentine fort war, und sie zählte die Tage bis zu dem, an welchem sie auf ihr Wiederkommen rechnen konnte.

Am Tage nach Florentinens Abreise trat der Pfarrer in das Krankenzimmer der Baronin. Er war übler Laune über die stattgefundene Begegnung, um so mehr, als er nicht hatte erfahren können, wie die junge Witwe ungeachtet seiner Abweisung dennoch zu der Baronin gelangt war; denn Karoline hatte reinen Mund gehalten. Er verhehlte sein Erstaunen über die Annahme gerade dieses Besuches nicht, als er mit der Baronin sprach, doch diese ignorierte, was er darüber sagte. Bevor er ging, sagte sie: „Ich wünsche, in diesen Tagen über meinen Vermögensstand eine klare Übersicht zu haben."

Der Pfarrer stutzte. Doch ohne Besinnen antwortete er: „Wenn gnädige Frau befehlen, sofort."

„Dann bitte, machen Sie dieselbe, und bestellen Sie auch unseren Rechtsanwalt. Ich habe die Absicht, mein Testament zu machen."

„Gnädige Frau!" konnte er sich nicht enthalten, erregt auszurufen und trat dabei einen Schritt zurück.

Sie sah ihn mit einer Festigkeit an, wie er sie sonst ihm gegenüber nicht gewöhnt war.

„Finden Sie dies so sonderbar?" sagte sie hart. „Ich bin alt und krank. Da darf ich wohl einige Verfügungen über das Meinige treffen. — Sie sollen," setzte sie nach einer Pause hinzu, und ihre Stimme vibrierte ein wenig, „in dem, was ich in früherer Zeit für Sie bestimmt hatte, für Ihr — Attachement an

meine Person, in keiner Weise dadurch benachteiligt werden, wie Sie selbst sich davon werden überzeugen können."

Sie hatte das letzte mit Anstrengung gesprochen, und für einen Augenblick schloß sie die Augen; während desselben schoß aus den seinigen ein Strahl tödlichsten Hasses auf die im Lehnstuhl sitzende Frau, deren Leichtsinn er ausgebeutet, ihr Inneres zur trostlosen Öde gemacht. Er sprach kein Wort. Als sie die Augen wieder zu ihm aufschlug, war sein Blick ruhig und kalt. Er machte eine tiefe Verbeugung und empfahl sich in der förmlichsten Weise.

Unten in seinem Arbeitszimmer angekommen, warf er die Tür hastig hinter sich zu und die in der Hand befindlichen Papiere auf den Tisch. Dann schlug er eine höhnische Lache auf.

„Ein Testament!" zischte er. „Ha, ha! Als ob ich es nicht dort seit so und so viel Jahren bereits im Schranke liegen hätte, versehen mit ihrer Unterschrift, und sogar einige Kodicille dabei, ebenfalls richtig unterschrieben und untersiegelt. Sie weiß von diesem Testament und ihren darin getroffenen Verfügungen nichts! Ha! Frauen vergessen leicht! Ja, sie ist altersschwach geworden und nicht mehr ganz zurechnungsfähig; es wird kurz vor ihrem Ende sein!" Mit großen hastigen Schritten durchmaß er sein Arbeitszimmer, lebhaft gestikulierend, der Mann, der sich sonst so zu beherrschen verstand. Plötzlich hielt er inne. „Doch — ja, ja!" flüsterte er, „ich werde ihr die klare Übersicht geben über das, worüber sie verfügen könnte — vor ihrem Ende. Dieser Testamentsgedanke ist ganz gut. Vous l'avez voulu, madame la baronesse!"[1])

---

[1]) Sie haben es gewollt, Frau Baronin!

Er setzte sich an den Schreibtisch, holte das dicke Hauptbuch hervor und fing an zu rechnen und zu schreiben, Stunde um Stunde, ohne aufzusehen, und auf einem großen Bogen Papier machte er Notizen über die Rechnungsresultate. Endlich war er fertig.

„Stimmt alles," sagte er vor sich hin. „Der Administrator hat seine Schuldigkeit getan, madame la baronesse," schlug das Hauptbuch zu und legte es beiseite.

Kaum war dies geschehen, als es klopfte. Auf sein Herein trat der Diener in das Zimmer und überreichte auf einem Präsentierteller eine kleine Visitenkarte. Der Pfarrer nahm sie und schien bei Lesung des Namens etwas überrascht zu sein. Doch schnell befahl er dem Diener, den Herrn in den kleinen Salon zu führen. Als der Diener gegangen war, las er, wie um sich zu vergewissern, den Namen noch einmal. Es war recht so. Da stand in einfachen Buchstaben: Pater Aloysius, und darunter: F. S. J., auf gut deutsch: Bruder der Gesellschaft Jesu.

Der Pfarrer ging einige Male auf und ab, um sich für den Empfang des unerwarteten Besuches vorzubereiten, dann schritt er durch die Tür, die zu dem sogenannten kleinen Salon führte. Ein schmächtiges Männchen mit einem charakteristisch geformten Kopf, einer hohen Stirn, zwei dunklen, von buschigen Augenbrauen überschatteten scharf und kalt blickenden Augen, einer schmalen etwas gekrümmten Nase und zwei dünnen, fest aufeinandergepreßten Lippen trat ihm entgegen.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen, ehrwürdiger Bruder, und bei mir," begann der Pfarrer, indem er den Pater zum Sessel führte und dann selbst ihm gegenüber Platz nahm. „Es ist lange her, seit ich das Glück

hatte, Sie zu sehen und in Ihrer Gesellschaft verweilen zu können."

„Es war wohl in Paris, wo wir uns zum ersten Male trafen, mein lieber Bruder," erwiderte Pater Aloysius mit etwas fremdländischem Akzent. „Bald darauf waren wir länger in Rom zusammen, dann sahen wir uns nach langer Zeit, es sind wohl nun sechs Jahre her, für einen Moment in Innsbruck."

„Sie haben ein treues Gedächtnis, ehrwürdiger Bruder," sagte der Pfarrer. „Sie werden sich auch erinnern, daß Sie damals mir versprachen, mich bald in unserem Schlesien aufzusuchen, und ich habe seitdem Jahr für Jahr auf Ihren Besuch gewartet."

Der Pater nickte, dann sprach er:

„Wir sind nicht Herren unserer Zeit und unseres Willens, und jenes Versprechen konnte ich auch nur geben, weil ich die Weisung hatte, hierher zu reisen. Aber es kam dann andere Arbeit für mich. Denn die Arbeit im Dienste unserer heiligen Kirche wächst von Jahr zu Jahr; das Arbeitsfeld wird immer größer, und es fehlen die Arbeiter hier und dort. Da gibt es für jeden unter uns doppelt zu tun. Doppelt wird ja dann einst auch unser Lohn sein."

„Amen!" sagte der Pfarrer. „Doch, lieber Bruder, Sie werden hungrig und durstig sein. Gestatten Sie mir daher, daß ich vorerst einen Imbiß bestelle."

Bei diesen Worten erhob sich der Pfarrer, um nach der Klingel zu greifen.

„Einen Augenblick!" bat der Pater, als er dies bemerkte. „Sind wir hier ungestört und unbelauscht?"

„Nicht so, wie in meinem Arbeitszimmer. Darf ich bitten, dort mit einzutreten?"

Sie traten in das Arbeitszimmer des Pfarrers. Der Diener brachte Speise und Wein, und während beide dem Mahl fleißig zusprachen, begann der Pater:

„Eine wichtige Mission führt mich nach Schlesien, lieber Bruder, und dieser verdanke ich es, hier bei Ihnen in Ihrem alten Schlosse einige Stunden verweilen zu können. Ich schätze, Sie sind in die politischen Verhältnisse der Gegenwart so weit eingeweiht, daß Sie Ursache und Zweck meiner Sendung erraten."

Der Pater sah fragend nach dem Pfarrer hinüber.

„Sie trauen mir zu viel zu, ehrwürdiger Bruder," entgegnete dieser demütig. „Ich lebe hier, überhäuft mit weltlichen Geschäften, in großer Abgeschlossenheit und inmitten einer protestantischen Bevölkerung. Nur hin und wieder sehe ich einen Amtsbruder, dem es aber fast ebenso geht wie mir, und ich erfahre daher von der katholischen Arbeit nur das, was unsere Schriften und Vereinsblätter bringen, und das ist immer nur wenig, wenigstens für mich. Seitdem ich das Glück hatte, Ihnen in Rom näher zu treten und über die großartige Tätigkeit Ihres Ordens von Ihnen zu erfahren, lechze ich wieder darnach, etwas von den Fortschritten unserer heiligen Sache zu hören. Darf ich Sie erinnern, daß es im Jahre 1847 war, wo sie mir zum erstenmal einen Einblick gewährten in die großartige Tätigkeit Ihres Ordens?"

„1847!" wiederholte der Pater lächelnd. „Das sind volle neunzehn Jahre. Wollte ich Ihnen ein vollständiges Bild von unseren Kämpfen und unseren Errungenschaften in dieser Zeit geben, so würde ich tage- ja wochenlang bei Ihnen bleiben müssen. Mir sind aber nur Stunden vergönnt, denn morgen in der Frühe führt mich mein Weg weiter von hier. Doch, lieber Bruder, kann

ich Ihnen wenigstens einen Überblick über die Entwickelung der Dinge geben bis zur Jetztzeit, in der wir vor dem entscheidenden Wendepunkte stehen und in dem unsere Tätigkeit vor aller Welt mit dem Erfolge gekrönt werden wird, den wir seit Jahrzehnten angestrebt haben. — 1847! Darauf kam 1848! Was glauben Sie, was uns dieses Jahr gebracht hat?"

„Es war," antwortete der Pfarrer, „nach meiner Anschauung ein unheilvolles Jahr. Das Volk lehnte sich auf gegen Altar und Thron."

Wiederum lächelte der Pater über den unwissenden Landpfarrer.

„Für dieses Jahr 1848," sagte er, „haben wir alle Ursache, den Heiligen Dank zu sagen. Uns, die wir in die Bewegung der Geister eingeweiht sind, kam es nicht unerwartet und, ich setze hinzu, nicht unerwünscht. Was kümmert es uns, wenn Throne stürzen! Wir haben einen festen Punkt, um den wir alles zu sammeln bemüht sind, an den die Völker gefesselt werden müssen; und dieser leuchtende Punkt, das ist, Sie wissen es, lieber Pfarrer, der Felsen Petri dort im heiligen Rom. Wer zu diesem Felsen sich nicht führen lassen will, der wird an ihm zerschellen. Sie meinen, durch die achtundvierziger Bewegung seien Altäre ins Wanken gekommen? Das mag bei der Kirche gelten, die sich die protestantische nennt. *Unsere* wankt nicht; *unsere* hat sich befestigt; die Zahl *unserer* Kirchen und Kapellen hat sich um Tausende vermehrt. Das Volk, das sich um die *rechte* Mutter schart, ist an Zahl größer geworden. Von manchem Throne herab wurden wir seit dem Jahre Achtundvierzig als Helfer, als Stützen der Wankenden begrüßt, und damit wuchs unser Einfluß, unsere Macht.

Sehen Sie sich um, mein Bruder. Wir haben mächtige Bundesgenossen gegen alle, die nicht Rom unterworfen sind. In Frankreich steht die Kaiserin mit einer mächtigen und einflußreichen Partei für uns, und Napoleon hat begriffen, daß seine Erhaltung auf dem Throne durch den Anschluß an unsere Partei bedingt ist. Weiß er doch, daß er nicht der erste französische Herrscher sein würde, der im Widerstreben gegen Rom gefallen ist. Von Italien rede ich nicht, dort werden wir wieder Ordnung schaffen, wenn wir unsere großen Aufgaben in Mitteleuropa gelöst haben. Aber halten Sie es nicht schon für einen bedeutenden Fortschritt, daß wir in dem protestantischen Preußen unabhängig vom Ministerium eine selbständige katholische Abteilung haben? Und in dieser ist unser Einfluß gesichert; von ihr aus wird unsere Sache gefördert, und das preußische katholische Volk lernt und muß lernen, den preußischen Patriotismus abzustreifen und einzig seine Blicke dorthin zu lenken, von wo ihm das Heil kommt, nach Rom. Dieser katholischen Abteilung haben wir es zu danken, daß wir zahlreiche Niederlassungen gerade in den Provinzen gründen konnten, wo es vorher nur Protestanten gab. An Orten, die vor dreißig Jahren noch keinen Katholiken aufwiesen, stehen jetzt katholische Kirchen, und von dem opferfreudiger gewordenen katholischen Volke fließen uns reichlich die Mittel zu, um auch die Hochburgen aller Ketzerei: Brandenburg, Preußen, Pommern, Sachsen, Thüringen, mit Erfolg stürmen zu können.

Es ist wahr, unsere Arbeit hat seit sechs Jahren scheinbar Hindernisse gefunden. Preußen hat mit einem kühnen Staatsmann als Führer sich in die Idee verrannt, an die Spitze Deutschlands treten zu wollen,

und hat einige Erfolge aufzuweisen. Um so mehr Grund für uns, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß dies nicht geschehe. Denn ein protestantisches Fürstenhaus an der Spitze der deutschen Nation ist ein Unding. Solange es deutsche Kaiser und Könige gab, seit tausend Jahren, haben sie den Heiligen Stuhl in Rom als ihren obersten Richter anerkannt. Nicht gewillt ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, auf seine Machtstellung über alle Könige und Fürsten zu verzichten, und mit besonderer Rücksicht auf das Emporstreben eines nicht katholischen Fürstenhauses erließ, wie Sie wissen, vor zwei Jahren der Heilige Vater den Syllabus, um den Fürsten und Völkern, insbesondere auch den ketzerischen, ins Gedächtnis zu rufen, daß ihm die Oberherrlichkeit über die ganze Erde zusteht, Kaiser und Könige ihm und seinem Richterstuhl unterworfen sind.[1]) Wie können wir einen unkatholischen Herrscher in Deutschland dulden? Zurück muß daher Deutschland und vor allem Preußen geführt werden unter die habsburgische Herrschaft. Diese ist hier berechtigt, weil sie die Vertreterin des römisch-katholischen Prinzips ist. Wir können daher auch bei dem nahen Zusammenstoß zwischen Österreich und Preußen auf die katholischen Südstaaten rechnen. Österreich wird im Verein mit ihnen Preußen niederwerfen, und damit gelangen wir und unsere Sache zum Siege."

Der Pater hielt inne.

„Ich bewundere," sprach der Pfarrer, „Ihren scharfen Blick und den Eifer für die Ausbreitung unserer heiligen römischen Kirche. Möchten Ihre Tätigkeit und die des

---

[1]) Im Jahre 1864 erließ Pius IX. die unter dem Namen Syllabus bekannte Bulle, in welcher er der erstaunten Welt kund gab, daß er kraft seiner Stellung nicht bloß der oberste Richter in katholischen, sondern auch in protestantischen Ländern sei.

Ordens weiter von Erfolg sein und alle Abtrünnigen in den Schoß der einen und wahren Kirche zurückgeführt werden! Der Kampf bis zu diesem Ziele wird immerhin aber noch ein harter werden, denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß in diesem Preußen manche feindlichen Kräfte entwickelt sind, die uns zu schaffen machen werden. Da ist unter anderen auch die protestantische Schule, die in den vier Jahrhunderten seit der sogenannten Reformation besonders in Preußen gewachsen ist und das Volk hartnäckig gemacht hat in seinem Widerstande gegen Rom und in seinem Festhalten an dem protestantischen Kirchenwesen."

„Mein lieber Pfarrer," entgegnete der Pater. „Sie kennen, wie es scheint, wenig die Lage der protestantischen Kirche mit ihrer gerühmten Schule. Wo ist überhaupt eine einheitliche protestantische Kirche, die als solche den Kampf mit uns aufnehmen könnte? Hier sehen Sie ein Häuflein, das sich Lutheraner, dort ein solches, das sich Reformierte nennt, und wer zählt außerdem die verschiedenen Sekten auf jener Seite! Die größte aber ist die, welche seit dem Jahre Achtundvierzig unter den Gebildeten wie unter dem niederen Volke eine immer weitere Ausbreitung gewinnt, es ist die, die weder lutherisch noch reformiert noch kalvinistisch sein will, sie nennt sich freireligiös, besser sollte sie religionslos heißen, denn sie verwirft auch den Schein des Christentums, den die anderen Sekten zu wahren beflissen sind. Unter diesen Religionslosen befindet sich der größte Teil der Männer der Wissenschaft. In unserem Kampfe gegen die protestantische Kirche hat diese selbst durch ihr vielgespaltiges Dasein uns die Eroberung leichter gemacht. Jene immer mehr um sich greifende Glaubenslosigkeit unter dem Volke

führt dieses aber auf dem sichersten Wege unserer Kirche in die Arme, und wir werden über kurz oder lang reiche Ernte halten. Denn dem Menschen ist das Abhängigkeitsgefühl von dem Unsichtbaren, Ungreifbaren eingeboren, und wo er die Achtung vor der Autorität in der bisherigen Gemeinschaft verloren, den Glauben an sie eingebüßt hat, da sieht er dorthin, wo er an eine festgefügte Gemeinschaft sich anschließen kann, und diese ist sichtbar und aller Augen offenbar in unserer römischen Kirche. Dieser Anschluß wird kommen, wenn die Vormacht des Protestantismus, Preußen, gestürzt und das Volk in Not und Elend versunken ist.

Von allen Seiten haben sich die Wolken getürmt, und Österreich, unser Österreich, so nennen wir es mit Recht, weil Rom dort herrscht, wird das frevelhaft emporstrebende Preußen vernichten. Not und Elend muß in dies Land kommen, dann beginnt unsere Ernte, und wir, die Schnitter, werden fleißig sein. Die Völker Österreichs und der süddeutschen Staaten sind im Beichtstuhl und von der Kanzel darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Kampf gegen ein ketzerisches Land ein heiliger ist."

„Und Frankreich?" fragte der mit Spannung zuhörende Pfarrer.

„Frankreich wartet nur auf den rechten Moment, um seinerseits in die preußischen Rheinlande einzurücken. Alles ist gut vorbereitet, und, mit Stolz möchte ich es sagen, es ist das unser Verdienst, wir haben dies Ziel herbeigeführt in majorem ecclesiae gloriam*). Bald, mein lieber Bruder, werden Sie aufgehört haben, den Namen eines Preußen zu tragen. Ihr Schlesien zählt

*) Zum höchsten Ruhme der Kirche.

vielleicht nur nach wenigen Wochen noch seine Zugehörigkeit zu Preußen. Die siegreichen österreichischen Waffen werden es erobern, um es nicht wieder zu lassen. Dann fällt dem schlesischen Klerus die Aufgabe zu, mit allen Mitteln jede Ketzerei in diesem Lande auszurotten, und wir werden seine tätigsten Mithelfer sein. Es wird das keine so schwere Aufgabe werden. Ist doch ein großer Teil des Volkes und des schlesischen Adels bereits zur Mutterkirche übergetreten. Sie, mein lieber Bruder, haben ja auch treulich uns vorgearbeitet in Ihrer Parochie. Ihre Frau Baronin von Rosen ist wohl schon damals, als Sie sie in unsere ewige Stadt führten, in den Schoß der Kirche zurückgekehrt, wenn ich recht berichtet bin. Nicht so?"

„Die Baronin hat," erwiderte der Pfarrer zögernd, „damals ihre Absicht wohl in dem Kloster der Schwestern du Sacré Coeur kundgegeben, ihrer ketzerischen Kirche zu entsagen. Doch seit ihrer Rückkehr scheint sie schwankend geworden zu sein, und alle meine Bemühungen, sie zum offenen Übertritt zu veranlassen, haben leider keinen Erfolg gehabt."

„Wie? Höre ich recht? Das sollte Ihnen in fast zwei Dezennien nicht gelungen sein, mein Bruder?" fragte der Pater spöttisch.

Der Pfarrer erhob sich hastig.

„Bei allen Heiligen!" rief er erregt. „An mir liegt die Schuld nicht!"

„Setzen Sie sich, lieber Pfarrer!" sagte der Pater kalt. „Ich für mein Teil will Ihnen dies gern glauben. Doch dürften Sie diesen Glauben nicht überall finden. Wie alt ist die Dame?"

„Sie hat das siebzigste Jahr überschritten."

„Unser Leben währet siebenzig Jahre!“ sagte der Pater in demselben Tone. „Dann ist vielleicht jetzt die Zeit gekommen, wo Sie an der alten und, wie ich höre, kranken Frau, Ihr Werk vollenden können, und sie zum offenen Übertritt bewegen. Ist doch für eine Frau von Rosen keine Kirche im Besitz solcher Gnadenmittel, wie die unserige. Sie werden es an dem Hinweis darauf nicht fehlen lassen! Doch mache ich Sie auch darauf aufmerksam, daß das von ihr gegebene Versprechen schon für sie bindend ist. Von diesem Augenblicke an, wo sie es gab, gehört sie uns, und niemand kann sie uns streitig machen, gleichviel ob sie sich äußerlich zur Mutterkirche hielt oder nicht. Das vergessen Sie nicht, mein Bruder!“

„Ich werde es nicht vergessen!“ sagte der Pfarrer demütig, aber seine Augen glänzten in unheimlichem Feuer.

Der Pater schwieg. Seine schmalen Lippen waren fest aufeinander gepreßt, auf seinen Wangen lag eine leichte Röte. Mit kaltem, überlegenem Blick schaute er zu dem Pfarrer hinüber. Dieser senkte die Augen. Der Pater erhob sich und trat vor ihn.

„Kennen Sie, mein Bruder,“ sagte er, „die Prophezeiung jenes erleuchteten Mönches aus dem brandenburgischen Kloster Lehnin? Hermann war sein Name.“

Der Pfarrer bekannte seine Unwissenheit.

„Dieser Mönch hat,“ fuhr der Pater fort, „bereits im fünfzehnten Jahrhundert mit begnadetem Seherblick vorausgesagt, was wir bald in Erfüllung werden gehen sehen. Alles, was er von dem Hause Brandenburg vorausgesagt hat, ist eingetroffen, und darum wird sich auch in unseren Tagen erfüllen, was er in den Worten prophezeit:

Israel nefandum scelus audet morte piandum
Et pastor gregem recipit Germania regem!*)

Hören Sie weiter, wie Pater Bartholomäus bereits im Jahre 1630 den Untergang dieses ketzerischen Reiches schildert:

Tandem veniet ille vir fortis, missus a Deo ab oriente;
Omnes pauperabuntur, religio opprimi videtur;
Sed integrorum regnorum subita ecclesia mutatione
firmabitur amplius!"

(Endlich wird kommen jener tapfere Held, den Gott von Sonnenaufgang herschickt; die Menge wird verarmen; es wird scheinen, als ob die Religion gänzlich unterdrückt würde; aber durch plötzliche Veränderung im ganzen Reiche wird sie nur noch mehr befestigt werden.)

„Dies Israel," fuhr der Pater nach einer Pause fort, „ist das sündige protestantische Volk. Der Retter ab oriente ist das Haus Habsburg. Und wenn die Not und das Elend in dem abtrünnigen Volke groß geworden, wenn die Fürsten gestürzt sind, dann wird der Hirt sich des Volkes erbarmen und die Reuigen wieder aufnehmen in den heiligen Schoß der einen und wahren Kirche.

Glauben Sie das, mein Bruder?"

---

*) Im 15. Jahrhundert soll ein Mönch des alten brandenburgischen Klosters Lehnin die Geschicke des hohenzollerschen Hauses vorausgesagt haben. Die Prophezeiung tauchte aber erst viel später auf. Nach dem Kriege von 1866 und 1870 wurde diese angebliche Prophezeiung von den deutschfeindlichen und ultramontanen Blättern benutzt, um dem Volke vorzureden und es glauben zu machen, daß die Siege Preußens und Deutschlands nur Scheinerfolge seien und das geeinte Deutschland am Rande des Verderbens stehe, das protestantische Volk und das Fürstengeschlecht der Hohenzollern untergehen und der Papst in Rom die Trümmer sammeln und ihnen einen katholischen König geben würde. Die Worte oben heißen: „Israel wagt das gottlose Verbrechen und büßt es mit dem Tode; Und der Hirt empfängt die Herde zurück und Deutschland den König."

„Ich glaube,“ sagte der Pfarrer.

Der Pater machte einige Schritte durch das Zimmer, dann wandte er sich lächelnd zu dem Pfarrer: „Lassen Sie uns von der hohen Politik zurückkehren zu dem, was mich noch zu Ihnen hergeführt hat. Sie verwalten ein großes Vermögen, lieber Pfarrer, das, wie wir wissen, bereits auf mehrere Millionen angewachsen ist. Man erwartet von Ihnen, daß Sie bei der Kinderlosigkeit der Baronin von Rosen dies Gut in die rechten Hände gelangen lassen, in denen es zur Ausbreitung unserer Kirche verwandt werden wird. Die ausbrechende Krisis und der Umschwung in den politischen Verhältnissen dieses Landes wird Ihnen dies erleichtern, und man vertraut Ihrer Klugheit und Umsicht, wie man bisher Ihnen das höchste Vertrauen entgegenbrachte. Das ist mein Auftrag. Doch es ist spät geworden, und einiger Stunden der Ruhe bedarf der Leib. Lassen Sie uns aber heut abend schon Abschied voneinander nehmen, denn morgen mit dem Frühesten gedenke ich von hier weiter zu wandern, wohin mich meine Mission führt.“

Es geschah, wie der Pater zuletzt gesagt hatte. Als er sich zur Ruhe begeben, wanderte Pfarrer Franziskus noch lange im Zimmer umher und dachte über das Gehörte nach. —

Noch nicht volle drei Wochen später donnerten in der Schlacht bei Königgrätz die Kanonen des preußischen Heeres die vorläufige Antwort auf die frommen Wünsche und Hoffnungen der beiden ehrwürdigen Herren; und als am Abende der Schlacht aus Hunderttausenden von Kehlen das Danklied zum Lenker der Schlachten und der Geschicke der Völker emporstieg, da begann sich, freilich in anderer Weise, als der Pater gewünscht, an dem

greisen Heldenkönig dort inmitten seiner Krieger die Prophezeiung des alten Mönches zu erfüllen:

„Germania recipit regem.“*)

* *
*

Während alle Welt die Blicke auf die großen, weltgeschichtlichen Ereignisse gerichtet hielt, die sich im Inneren Deutschlands und auf den böhmischen Gefilden abspielten, während die preußischen Heeressäulen unaufhaltsam nach Süden vordrangen in dem ersten großen Kampfe für Deutschlands Einheit, Größe und Macht, vollzog sich geräuschlos der letzte Akt des Dramas in dem Schlosse zu Rosenburg, nur beobachtet von den zunächst Beteiligten.

Seit den Tagen, an denen Florentine bei der Tante gewesen, hatte sich die letztere unruhig gefühlt, und sie empfand infolgedessen ihr Kranksein um so unangenehmer. Man ließ auf Anregung des Pfarrers aus der Hauptstadt eine barmherzige Schwester kommen, und die Baronin ließ es in der Erwartung, daß ihre Nichte bald um sie sein werde, geschehen. Öfters als sonst ließ sich die Kranke von ihrem Bett an ihr Fenster tragen und blickte sehnsüchtig hinaus, um dann seufzend wieder zu ihrem Lager zurückzukehren.

Der Pfarrer erhielt genauen Bericht über alles, was in dem Krankenzimmer vorging. Er wußte auch zum Teil und kombinierte dazu, daß die Baronin gesonnen sei, an ihrer Nichte zur Wohltäterin zu werden, und brachte den Entschluß zur Abfassung des Testamentes damit in Verbindung. Es kam ihm die Mahnung des

---

*) „Deutschland empfängt seinen König.“

Paters betreffs des Vermögens der Baronin nicht aus dem Gedächtnis, und es war sein fester Entschluß, dieselbe zu beherzigen bis zu den äußersten Konsequenzen.

Voll von diesem Entschluß ließ er sich wenige Tage nach der Abreise des Paters bei der Baronin melden, um ihr die befohlene Vermögensaufstellung, so wie er sie entworfen, vorzulegen. Die Baronin warf einen Blick darauf, dann bat sie ihn, den Justizrat zu bestellen, damit alles in die gesetzliche Form gebracht werde.

Der Pfarrer versprach, dem Justizrat, welcher kein anderer, als sein Freund Mooß war, sofort zu schreiben.

Am anderen Morgen meldete Mademoiselle dem Pfarrer:

„Die gnädige Frau hat eine sehr unruhige Nacht gehabt und wünscht, heute den Arzt zu sprechen. Es soll sogleich nach ihm geschickt werden. Auch befiehlt sie, diese Depesche, welche sie der Schwester Klara diktiert hat, sofort abgehen zu lassen."

Der Pfarrer nahm die Depesche und las sie. Es war die Aufforderung an ihre Nichte, unverzüglich nach Rosenburg zu kommen.

„Melden Sie der Frau Baronin, daß alles aufs pünktlichste besorgt werden wird," sagte er, und Mademoiselle ging. Als er allein war, zündete er eine Wachskerze an und ließ das übergebene Papier mit der Depesche darauf langsam verbrennen. Dann löschte er ruhig, als ob nichts geschehen wäre, die Kerze wieder aus und gab dem Diener im Vorzimmer den Befehl, anspannen zu lassen. Bald darauf war er selbst auf dem Wege nach Waldburg, den Arzt zu holen. Nach einigen Stunden kam er mit demselben zurück. Es war der Doktor Crucius, den der Leser bereits kennt; doch nicht

mehr der lebenslustige Mann von damals, sondern ein vor der Zeit gealterter und gebrechlicher Greis, der nur noch seine vornehmen Patienten beibehalten; die anderen hatte er einem jüngeren Arzte abgetreten. Doktor Crucius fand in dem Zustande der Kranken keine Verschlimmerung, verschrieb aber pflichtschuldigst ein Pulver, das der Kutscher aus der nahen Stadt zu besorgen hatte, nebst einigen Aufträgen des Pfarrers. Dieser empfing ihn bei seiner Zurückkunft, und nahm entgegen, was er mitgebracht hatte, auch die Arznei, und ging damit in seine Stube. Er öffnete zuerst die mitgebrachten Briefe, darunter einen vom Justizrat Mooß, in welchem dieser sein Kommen für den nächsten Tag anzeigte. Nachdenklich hielt der Pfarrer den Brief in der Hand, die unmerklich zitterte. Dabei blickte er auf die Schachtel, die vor ihm stand. „Alle zwei Stunden ein Pulver in Wasser zu nehmen!“ las er. Er ergriff die Schachtel, öffnete den Deckel und nahm eines der darin liegenden kleinen Papiere heraus. Vorsichtig faltete er es auseinander und betrachtete aufmerksam das weiße Pulver, das darin lag. War es Unvorsichtigkeit? Das Pulver glitt von dem Papiere auf den Fußboden und zerstreute sich. Er sah vor sich hin, das leere Papier in der Hand haltend. Dann wandte er sich, ging zu dem nahen Wandschrank und öffnete ihn. „Es müssen zehn Pulver sein, es darf keines fehlen!“ sagte er mit unheimlichem Blick. Aus dem Schranke nahm er eine Dose, öffnete sie und füllte ein ebensolch weißes Pulver daraus in das leere Papier, vorsichtig und genau abwägend bezüglich der Menge, schloß das Papier kunstgerecht und stellte die Dose zurück, worauf er auch den Schrank wieder zuschloß. Nachdem er das Pulver obenauf zu den übrigen in die

Schachtel gelegt, klingelte er und gab sie dem Diener, um sie hinauf in das Krankenzimmer zu tragen. Dann fuhr er wieder aus und kam erst am Abend zurück.

Bald schickte er nach der Gesellschafterin.

„Wie geht es unserer Kranken?" fragte er, als diese eingetreten war.

„Schwester Klara sagt, die Pulver scheinen zu helfen. Frau Baronin ist ruhiger geworden als heute früh und schläft viel," berichtete Mademoiselle.

„Das freut mich," erwiderte er. „Wenn Sie noch Gelegenheit haben sollten, an das Krankenbett zu kommen, empfehlen Sie mich der gnädigen Frau und drücken Sie ihr meinen Wunsch für ihre baldige Genesung aus."

„Ach, sie läßt mich gar nicht mehr rufen, sie will nur Schwester um sich haben," sagte die Französin schmollend. „Man weiß gar nicht, was man vor Langeweile anfangen soll. Und mit Ihnen habe ich nun auch schon lange kein vernünftiges Wort sprechen können. Sie sind so viel beschäftigt!"

„Es wird schon wieder anders werden," tröstete er und reichte ihr die Hand, die sie festhielt und an ihre Lippen führte, während sie die Augen kokett zu ihm aufschlug. „Gehen Sie jetzt, mein Kind!" Mit diesen Worten entzog er ihr seine Hand und ging an seinen Schreibtisch. Mademoiselle ging.

„Ours, que tu es maintenant!" murmelte sie, als sie wieder in ihrem Zimmer ankam, und warf sich in einen Sessel.

„Oh, ma belle France! Que les hommes y sont plus charmants que dans cette sombre Allemagne!"*)

*) Was du jetzt für ein Bär bist! Oh, mein schönes Frankreich. Wie sind dort die Männer liebenswürdiger, als in diesem düstern Deutschland.

Nach diesen Worten nahm sie ein Buch und las zerstreut bald hier, bald da. Eben im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, wurde sie von der Tür des anstoßenden Zimmers her leise gerufen. Schwester Klara erschien auf der Schwelle.

„Mademoiselle, es scheint mir, als ob in dem Zustande der gnädigen Frau eine Veränderung vorginge. Ihr Atem wird beschwerlicher, auch stöhnt sie oft und spricht unzusammenhängende Worte. Wollen Sie nicht dem Herrn Pfarrer Mitteilung davon machen; vielleicht, daß der Arzt noch heute abend geholt werden kann."

„Der Arzt? Doktor Crucius?" fragte die Französin. „Oh, der!" Fast kam es wie Lachen heraus. „Dieser brave Doktor fährt nachts nicht mehr heraus, und wenn wir alle hier im Sterben lägen. Doch, ist es wirklich so schlimm?"

„Ich fürchte es," sagte die Schwester, unangenehm berührt von dem leichtfertigen Tone, mit welchem Mademoiselle sprach, und wandte sich zum Gehen.

„Ich werde es dem Herrn Pfarrer melden!" rief ihr letztere nach und ging ebenfalls.

Schwester Klara ging zurück in das Krankenzimmer und setzte sich an das Bett der Schlummernden. Diese schlug die Augen matt auf und starrte die Schwester an, welche die Hand der Kranken nahm, den Puls zu fühlen. Da fing die Kranke an, unzusammenhängende Worte zu stammeln, kaum hörbar.

„Florentine!" hörte die Schwester. „Dank, daß du gekommen. — Endlich — bei mir bleiben — nach meinem Tode — Gut Neudorf — Testament — dein Sohn ..." Weiter konnte die Schwester nichts verstehen, und als sie fragte, ob die Baronin etwas wünsche, gab sie keine

Antwort; die Augen fielen ihr zu, und sie schlummerte weiter, schlummerte bis die Morgenröte am Himmel aufstieg, da war sie für immer eingeschlafen. Die Schwester drückte der alten Frau die Augen zu, machte das Zeichen des Kreuzes über die Gestorbene und ging, den Pfarrer wecken zu lassen und ihm den Tod der Schloßherrin zu melden.

Am nächsten Tage flogen die Depeschen nach allen Seiten, die den Tod der Baronin Amalie von Rosen auf Schloß Rosenburg meldeten, und am dritten Tage bereits fand das Begräbnis in der Familiengruft statt, die in der kleinen Kapelle des Kirchhofes sich befand. Es wurde mit allem Pomp gefeiert, den der katholische Klerus, der zahlreich erschienen war, zu entfalten vermochte, und man erfuhr vom Pfarrer mit Staunen, daß die Verstorbene schon seit vielen Jahren der katholischen Kirche angehöre. Man hatte dies sonst nie erfahren. — —

Es war am Tage nach der Begräbnisfeier. Schwester Klara hatte ihre wenigen Habseligkeiten in die kleine Reisetasche gepackt, um dann abzureisen zu neuer Pflege, wohin sie berufen war. Der Sitte gemäß wandte sie noch einmal ihre Schritte zu dem Erbbegräbnis, um an dem Sarge der Verstorbenen das letzte Gebet zu sprechen. Langsam schritt sie dahin und in tiefen Gedanken. War doch auch alles, was sie in der kurzen Zeit ihres Hierseins gesehen und gehört, so sonderbar gewesen. Sie hatte die Todeskälte gefühlt, die in den behaglich und mit allem Luxus ausgestatteten Räumen herrschte, und es war ihr noch an keinem Krankenbette so beklommen zumute gewesen, wie an dem der einsamen alten Frau. Und der geistliche Herr — bei aller der ihr anerzogenen klösterlichen Demut und Ehrfurcht

vor dem priesterlichen Kleide hatte sie, so oft er ihr gegenübertrat, noch etwas anderes als Ehrfurcht empfunden, etwas ihr Unerklärliches, es kam ihr fast vor wie Grauen. Das hielt sie für eine schwere Sünde, und darüber war sie betrübt, und in der nächsten Beichte wollte sie diese ihre Sünde bekennen und sie büßen. In Gedanken daran betrat sie das Erbbegräbnis. Da sah sie an dem reich mit Kränzen beladenen Sarge kniend eine in Schwarz gekleidete Frauengestalt und vernahm flüsterndes Gebet, unterbrochen von schmerzlichem Weinen. An dem Zeichen des Kreuzes, welches die Kniende machte, erkannte sie die Katholikin. Ihre Neugier wurde rege, und sie trat leise dem Sarge näher. Da stand die Trauernde auf, machte an Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes, flüsterte ein: „Requiescat in pace!"*) und wandte sich zum Gehen. Schwester Klara sah in ein von tiefem Schmerz erfülltes bleiches Frauenantlitz.

„Wer sind Sie, gute Frau, die Sie um die Tote so tief trauern?" fragte die Schwester teilnahmsvoll.

„Ach," erwiderte die Angeredete. „Ich habe wohl Ursache zu trauern. Die Tote war meine Tante."

„Ihre Tante?" fragte die Schwester wie erschreckt, und eine Ahnung stieg in ihr auf. „Und Sie waren nicht beim Begräbnis?"

„Ich erfuhr nicht, daß die Tante gestorben war. Ich kam heute, wie ich mit ihr verabredet hatte, um bei der Tante zu bleiben und sie in ihren alten Tagen zu pflegen."

„Oh, dann sind Sie ...?"

„Ich heiße Florentine Godesberg und bin eine geborene Freiin von Rosen."

---

*) „Sie ruhe in Frieden!"

„Kommen Sie!“ sagte Schwester Klara beklommen. „Kommen Sie von hier. Kommen Sie in den Park. Fassen Sie sich! — Hatten Sie die Tante so lieb?“

„Sie war sehr gütig gegen mich, als ich bei ihr war,“ sagte Florentine und folgte der Schwester. Beide Frauen gingen einen Seitenweg und wandelten bald unter den hohen schattigen Eichen und Ahornen des Rosenburger Schloßparkes. Ein Wort gab das andere, und bald wußte die Schwester die Geschichte der Leidtragenden, und was sich zuletzt zwischen ihr und der Verstorbenen zugetragen hatte.

„Ach, warum kamen Sie nicht früher!“ rief die Schwester, indem sie an die Depesche dachte, die ihr die kranke Baronin diktiert hatte. „Haben Sie inzwischen keine Nachricht empfangen, daß Sie kommen sollten?“

Florentine verneinte, und Schwester Klara schwieg.

„Hat die Tante wohl meiner gedacht?“ fragte da jene.

„Wohl hat sie das getan,“ erwiderte die Schwester zögernd. „Sie hat öfter nach Ihnen gefragt und Ihr Kommen ersehnt. Der Tod kam so plötzlich und unerwartet; der Arzt sagt, es sei ein Herzschlag eingetreten. Ihre letzten Worte waren an Sie gerichtet, und wie es schien, hatte sie es gut mit Ihnen im Sinne.“

Florentine seufzte und schwieg. Was sollte sie sagen? Ihre ganzen Hoffnungen waren dort mit der Verstorbenen im Erbbegräbnis ihres Geschlechtes eingesargt.

Plötzlich blieb die Schwester stehen und ergriff die Hand der Witwe.

„Sie sind gut katholisch, wie ich nun weiß,“ sagte sie eifrig.

„Meine Mutter war es auch,“ erklärte Florentine.

„Darum bin ich die einzige aus der Rosenschen Familie, welche nicht der evangelischen Kirche angehört, meine Mutter wünschte es nicht, und der Vater ehrte ihren Wunsch, auch als sie schon tot war, und ließ mich in der Konfession meiner Mutter erziehen."

„Gehen Sie!" sagte die Schwester dringend. „Gehen Sie zu dem Herrn Pfarrer! Besuchen Sie ihn; er kann viel für Sie tun und wird es gewiß. Erzählen Sie ihm, was die Frau Baronin vor ihrem Ende mir gesagt hat. Sie hielt mich für ihre Nichte Florentine und dies sind ihre Worte: Florentine ..."

„Schwester Klara!" rief da eine schrille Stimme dazwischen, und Mademoiselle Dubois kam eilig herbei. „Sie sollen sogleich zum Herrn Pfarrer kommen!"

Erschreckt hatte die Schwester innegehalten, als sie sich rufen hörte, und mit gesenktem Blick verließ sie an der Seite der Französin die Trauernde und ging dem Schlosse zu. Florentine sah sie nicht wieder, sie setzte sich, als sie allein war, auf eine Bank im Schatten einer mächtigen Buche und dachte an die Worte der Schwester.

Wie lange sie so dagesessen, sie wußte es selbst kaum, als sie durch einen kräftigen Schritt aus ihrem Sinnen geweckt wurde. Ein schlankgewachsener junger Mann in eleganter schwarzer Kleidung kam gerade auf sie zu und blieb bei ihrem Anblick, wie es schien überrascht, stehen. Dann grüßte er verbindlich und trat näher.

„Erlauben Sie, verehrte Frau. Ich sehe in Ihnen eine Leidtragende," sprach er mit klangvoller Stimme. „Da darf ich mich Ihnen wohl vorstellen. Ich heiße Georg von Rosen."

Florentine war überrascht über die Erscheinung ihres so nahen Verwandten und nannte ihren Namen.

„Ah," rief Georg lebhaft. „Dann sind wir ja wohl verwandt. Mein Vater war Heinrich von Rosen, Bruder des ehemaligen Besitzers von Rosenburg, des Freiherrn Julius von Rosen, und ich bin sein jüngster Sohn."

„Und mein Vater war Karl von Rosen, Ihres Vaters Bruder."

„Aber, mein Gott, da sind Sie ja meine Cousine! Wie wunderbar! Aber sagen Sie — nein, Sie waren gestern nicht bei dem Begräbnis. Warum nicht? Waren Sie gestern schon hier?"

„Ich kam heute ohne Ahnung davon, daß Tante gestorben war," sagte Florentine und fügte in kurzen Worten hinzu, was zur weiteren Aufklärung für ihn nötig war.

„Aber, mein Gott, wie ist denn das?" rief Georg. „Vater hat wohl, wie ich mich aus meiner frühesten Kindheit erinnere, von Onkel Karl gesprochen, aber von seiner Tochter habe ich nichts gehört. Waren Sie denn ... Aber, was rede ich nur! Unter so nahen Verwandten soll man sich nicht mit Sie anreden. Darf ich Du sagen, liebe Cousine?" fragte er in drolliger Weise.

Florentine mußte lächeln und gab ihre Zustimmung.

„Bon!" rief er aus. „Duzen wir uns, das klingt viel besser! Aber warum habe ich nichts von dir gehört, Cousine?"

„Das ist leicht erklärt," erwiderte sie. „Als du geboren wardst, war mein Vater wohl schon längst tot, und ich verheiratete mich dann. Mein Mann war, obgleich nur ein kleiner Beamter, zu stolz, um den reichen und adeligen Verwandten etwa lästig zu fallen; und ich

war es zufrieden und war glücklich an seiner Seite, bis ihn der Tod vor wenigen Monaten mir entriß!"

„Bon!" rief der junge Mann etwas mal à propos. „Weißt du, liebe Cousine, dein Mann, das muß ... nun, das muß ein Mann gewesen sein. Er gefällt mir, und du auch, Ihr alle beide, wahrhaftig!"

„Ja," sagte Florentine, warm berührt durch des jungen Vetters drollig aufrichtiges Wesen. „Treu und gut war er, wie selten einer."

„Da hätten wir jedenfalls gut harmoniert. Weißt du, liebe Cousine, welchen Wahlspruch ich mir fürs Leben erwählt habe?" Und als Florentine ihn fragend ansah, sprach er fest: „Eher sterb' ich, als ich untreu bin!"

„Das ist schön!" erwiderte die Frau und reichte ihm herzlich die Hand.

Georg ergriff sie, hielt sie fest und fuhr fort: „Liebe Cousine, es scheint mir fast, wir passen zusammen. Ich fühle mich zu dir hingezogen. Bitte, laß uns Freunde sein! Ich glaube, ich kann dir mein ganzes Vertrauen schenken."

„Ich danke dir für deine gute Meinung, lieber Vetter. Deine Worte sind mir nach dem Schmerz, den ich heute schon durchlebt, um so trostreicher und wohltuender. Der Tod der Tante hatte mich momentan fassungslos gemacht."

Georgs Augen, eben noch so freundlich, blickten finster. Eine Weile schwieg er.

„Und doch," sagte er dann mit veränderter Stimme, „ist der Tod selbst noch nicht das Schlimmste. Für die Frau, die sie gestern in das Erbbegräbnis dort trugen, war er vielleicht eine Wohltat, ich weiß es nicht, aber ich denke es mir. Ihren Verwandten hatte sie sich allen

entfremdet durch ihre Schuld, und ihren Umgang hatte sie sich seltsam gewählt. Möge Gott ihr ein gnädiger Richter sein für alles, was sie im Leben Übles getan! Aber das Geschmeiß, was sie sich in diesem altehrwürdigen Schlosse gezüchtet hat, das hinauswerfen zu können, würde mir eine Freude sein. — Doch sage mir, liebe Cousine, welches Zimmer hast du im Schloß?"

„Ich habe kein Zimmer. Ich hörte unterwegs die Trauerbotschaft und ließ daher meinen Koffer in Waldburg. Ich kam nur, um an dem Grabe der Tante mein Gebet zu verrichten, dann wollte ich still wieder abreisen."

In Georgs Augen war es bei den letzten Worten feucht aufgestiegen.

„Ha!" rief er, „so geht das nicht! Du kommst mit in das Schloß, ich bitte dich. Deinen Koffer lasse ich holen, wenn du willst. Morgen soll die Testamentseröffnung stattfinden. Dabei werden wir ja erfahren, in wessen Hände das Erbe der Familie von Rosen kommt, und was davon auf uns fällt."

Florentine ließ sich von ihrem Vetter in das Schloß führen. Er hatte mit den letzten Worten neue Gedanken in ihr wachgerufen. —

Das Erbe! Sie hatte noch gar nicht daran gedacht, daß sie als eine der nächsten Verwandten auch Anspruch auf die Hinterlassenschaft der Baronin hatte. In den langen Jahren seit dem Tode ihres Vaters hatte sie sich gewöhnt, unbeachtet von ihren nächsten Blutsverwandten durch das Leben zu gehen, und durch ihre Verheiratung mit einem bürgerlichen Manne in untergeordneter Stellung glaubte sie auch, an eine spätere Erbschaft nicht denken zu dürfen. Jetzt mit einem Male eröffnete ihr Vetter Georg die Perspektive, nach dem

Tode der Tante Miterbin eines Teiles, wenn er auch noch so klein war, der Hinterlassenschaft zu werden. Ja, so kalkulierte sie jetzt, an den verstorbenen Vater mußte etwas von den Gütern der Rosen fallen, und da er verstorben war, auch an sein Kind. So waren ihre Witwenjahre fortan doch nicht mehr so schwer und kummervoll, als sie geglaubt noch vor wenigen Stunden.

„Meine lieben Kinder!" sprach sie leise vor sich hin, als sie abends in einem der Zimmer im Schlosse sich zur Ruhe legte. „Wenn ich euch auch nicht mehr zu der guten Tante führen kann, wie ich euch versprochen, so gestaltet sich unser Los mit Gottes Hilfe nun doch freundlich, und dafür will ich ihm danken."

Und im Gebet für ihre Lieblinge schloß sie die Augen zum Schlummer. —

Es war fast Mittag geworden, als das Gerichtspersonal kam, die Testamentseröffnung vorzunehmen. Außer Florentine und Georg war kein Verwandter zugegen. Der Pfarrer wohnte derselben bei in seiner Eigenschaft als Güterverwalter und der Justizrat Mooß als früherer Rechtsrat der Baronin.

Nach den gesetzlichen Formalitäten öffnete der Richter das Testament, Unterschrift und Siegel wurden geprüft und richtig befunden, dann wurde mit geschäftsmäßiger Stimme von dem Protokollführer gelesen:

„Ich verordne für den Fall meines Todes, was folgt: Paragraph 1. Zu meinem Universalerben ernenne ich den katholischen Pfarrer Franziskus, und für den Fall, daß dieser verhindert sein sollte, die Erbschaft anzutreten, substituiere ich ihm den Justizrat Mooß zu Waldburg." Nach diesem ersten Paragraphen kamen eine Reihe anderer, durch die erhebliche Schenkungen

und Legate an katholische Stiftungen gemacht wurden, und zuletzt, um den männlichen Verwandten gegenüber den Schein der Billigkeit zu wahren, wurden jedem derselben einige tausend Taler zugesprochen. Der polnische Maurermeister, den der Leser kennen gelernt hat, wurde mit einer bedeutenden Summe bedacht, und in einem letzten Kodizill wurden den Dienern kleine Geldgeschenke und der Gesellschafterin eine jährliche Rente zugesprochen, die der Pfarrer alljährlich an Mademoiselle Dubois auszahlen sollte. —

Florentine war wieder in ihrem Zimmer angelangt. Sie war betäubt von dem, was sie gehört, nur das eine wußte sie: sie hatte wenige Stunden von einem irdischen Glück geträumt, und nun war sie erwacht zur herben Wirklichkeit. Georg kam zu ihr und setzte sich stumm an ihre Seite.

„Arme Cousine!“ sagte er nach einer Weile. „Für mich ist es gleich, und wenn ich gar nichts erhalten hätte. Was frage ich nach dem Mammon! Aber um dich tut es mir leid! Erzähle mir doch ausführlich, wie die Tante gegen dich war, als du bei ihr vor ihrem Tode zum Besuch gekommen warst. Hat sie dir nicht von ihrem Testament gesprochen?“

Florentine berichtete alles, auch was sie heute mit Schwester Klara erlebt, und was diese ihr von den letzten Augenblicken der Tante gesprochen, und wie sie in ihrer Erzählung unterbrochen worden sei. Georg überlegte.

„Hm,“ brach er nach einer Weile sein Schweigen. „Das Versprechen der Tante gibt dir zwar gesetzlich kein Recht, aber doch ein moralisches Anrecht an die Erbschaft. Gehe zu diesem — Universalerben, so schwer

es dir auch werden mag. Ich möchte mit dir gehen, doch könnte das deine Sache verderben. Du bist katholisch! Vielleicht ist das in den Augen dieses Pfaffen ein Motiv, dir einen kleinen Teil des erschlichenen Gutes zukommen zu lassen. Für dich, das weiß ich, denn soweit habe ich dich seit gestern kennen gelernt, würdest du es nicht tun, aber tue es um deiner Kinder willen. Gehe, liebe Cousine, gehe gleich!" drängte der Vetter. „Ich werde das Resultat deines Versuches noch abwarten, ehe ich den Staub dieses Besitztums von meinen Füßen schüttele."

Der Pfarrer empfing sie mit der gewinnendsten Freundlichkeit und führte sie zu einem Sessel, während er ihr gegenüber Platz nahm. Ohne ihre Anrede abzuwarten, begann er:

„Gnädige Frau, der heutige Tag hat Ihnen und mir des Unerwarteten so viel gebracht, daß wir beide wohl uns noch nicht in die plötzlich geschaffenen Situationen hineinfinden können. Doch darf ich Ihnen gewiß das lebhafteste Bedauern von meiner Seite aussprechen, daß Ihre verstorbene Frau Tante in ihrem letzten Willen Ihrer nicht gedacht hat. Sie hat für gut befunden, mich fernerhin mit der Verwaltung der Güter zu betrauen, und hat dabei eine Form gewählt, die mir selbst unerwartet gekommen ist. Ich hätte die Güter gern einem Ihrer Verwandten, z. B. dem jungen Freiherrn Georg, abgetreten. Aber die selig Entschlafene hatte ihren eigenen Willen, und in einem besonderen Schreiben, das mir seitens des Justizrates, ihres Rechtsbeistandes, nach der Eröffnung des Testamentes übergeben wurde, macht sie es mir zur heiligsten Pflicht, ihren letzten Willen, so wie sie ihn im Testamente ausgesprochen,

genau zu erfüllen. Ich muß also als Erbe figurieren, obgleich ich im Grunde nichts weiter bin, als der Verwalter der Rosenschen Güter, die dem Willen der Frau Baronin gemäß erst nach meinem Tode wieder an die Familie zurückfallen sollen. Das muß Ihnen, gnädige Frau, über Ihre heute vielleicht getäuschten Erwartungen hinweghelfen."

Florentine hörte ruhig zu. Sie hatte sich vorgenommen, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen, und so wollte sie auch nicht verstehen, was in den Worten des Pfarrers alles lag, mochte es selbst wie Hohn klingen.

„Ich kam nicht zu Ihnen, Herr Pfarrer, als dem Erben meiner Tante; ich kam vielmehr zu Ihnen als dem Seelsorger, dem Diener der Kirche, der ich und meine Kinder angehören."

„Ah! Sie sind katholisch? Wie kommt das?" unterbrach er.

„Ich bin katholisch," antwortete sie. „Meine Mutter stammt aus einer streng katholischen Familie, der des Stabsarztes Böcker in Schweidnitz, eines Mannes, der in den weitesten Kreisen auch nach seinem Tode noch geehrt wurde wegen seiner Mildtätigkeit und Frömmigkeit." Sie erzählte in kurzen schlichten Worten die Geschichte ihres Lebens. Dann schloß sie: „Herr Pfarrer, ich weiß, das Versprechen der Tante gibt mir vor dem Richter keinen nach unseren Erbgesetzen berechtigten Anspruch auf die Hinterlassenschaft. Aber Sie, Hochwürden, sehen das Versprechen der Entschlafenen wohl nicht mit den Augen des Richters an, sondern als Priester unserer Kirche. Und als solchen bitte ich Sie, ich, ein Glied Ihrer Kirche, einer geborenen Freiin von Rosen einen

bescheidenen Teil des reichen Erbes zukommen zu lassen, auf das mein Vater nach den Traditionen unserer Familie und dem bisher geübten Verfahren bei Todesfällen einen gegründeten Anspruch hatte, und nach meinem Vater vielleicht auch ich als sein Kind. Seien Sie barmherzig, ehren Sie den Willen meiner Tante, wie sie ihn mir gegenüber ausgesprochen hat, die Ihnen das ganze Erbgut derer von Rosen zum Eigentum gab, oder, wie Sie sagen, zur lebenslänglichen Verwaltung."

Florentine hielt inne. Es war fast über ihre Kräfte gegangen, die Worte hervorzubringen. Der Pfarrer, der anfangs unruhig auf seinem Sessel hin und her gerückt war, war bei den letzten Worten der Frau aufgestanden und ging hastig in der Stube auf und ab. Er fand, wie es schien, keine Worte der Erwiderung. Endlich sagte er, während er immer noch hin und her ging, ohne die Sitzende anzusehen:

„Sie haben mich durch Ihre Erzählung sehr überrascht, gnädige Frau. Ich kann mir gar nicht erklären, warum Ihre gnädige Frau Tante mir nicht ein Wort von dem Ihnen gegebenen Versprechen gesagt hat. Sie hätte dies doch unzweifelhaft noch bis zum Eintritt der Katastrophe tun können, und ich bin um so mehr erstaunt, ohne Ihre Worte im geringsten in Zweifel ziehen zu wollen, als die gnädige Frau Baronin in allen ihren persönlichen Angelegenheiten kein Geheimnis vor mir hatte. Ich würde ja selbstverständlich ihren ausgesprochenen Willen auf das pünktlichste befolgt haben, und wir hätten noch in letzter Stunde in einem dem Testamente beigefügten Kodizill zu Ihren Gunsten verfügen können. Daß dies nicht geschehen, Sie verzeihen, verehrte Frau, wenn ich dies offen ausspreche, gibt mir doch die Über-

zeugung, daß Frau von Rosen keine Neigung gehabt hat, etwaige — wie soll ich sagen — Wünsche Ihrerseits zu erfüllen, so berechtigt und begreiflich diese auch sein mögen. Wie die Sache nun einmal liegt, bin ich an den ausdrücklich ausgesprochenen Willen der Verstorbenen gebunden und bedauere aufrichtig, nach dieser Seite hin nichts für Sie tun zu können. Aber ..."

Florentine hatte sich mühsam bei den letzten Worten erhoben. Sie hatte ihren ganzen Stolz dahingegeben, diesen Mann um das zu bitten, worauf sie ein Recht zu haben glaubte, und er versagte ihr die Bitte in einer Weise, die sie auf das tiefste verletzte. Es war mit ihrer Fassung und mit ihrer Kraft zu Ende. Sie tat einige Schritte nach der Tür, dann sank sie bewußtlos zu Boden.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich in einem Sessel desselben Zimmers, und die Französin war bei ihr mit einem Glase in der Hand, aus dem sie der Ohnmächtigen zu trinken gegeben hatte. Mademoiselle betrachtete die Dasitzende mit nichts weniger als freundlichen Blicken, und sie, die sonst Zungenfertige, sprach kein Wort. Florentine erhob sich, um zu gehen, und es gelang. Da trat aus einer Seitentür der Pfarrer ein, und auf seinen Wink schlüpfte die geschmeidige Dubois hinaus.

„Ich bedauere unendlich Ihr Mißgeschick, gnädige Frau, aber Sie müssen sich dasselbe nicht so zu Herzen nehmen. Mein Gott, wenn Sie für den Augenblick der Unterstützung bedürfen, ich bin ja gern bereit zu helfen. Und damit Sie meine Bereitwilligkeit sehen, darf ich Ihnen wohl für die Rückreise zunächst einen kleinen Betrag anbieten."

Mit diesen Worten öffnete er ein Fach seines Schreibtisches, ergriff eine Rolle mit Geld und wollte sie der Witwe in die Hand drücken. Diese aber gewann ihre ganze Kraft wieder.

„Herr!" rief sie stolz. „Sie vergessen, daß ich eine Freiin von Rosen bin, die nicht Almosen annimmt, von niemand, am allerwenigsten von Ihnen." Und ohne zu wanken, schritt sie zur Türe hinaus.

Der Pfarrer schaute ihr grinsend nach. „Stolz besitzt sie, wie alle diese Rosen," sprach er vor sich hin.

Florentine kam auf ihrem Zimmer an und sank in einen der Sessel. Sie hatte noch nicht lange gesessen, als Georg eintrat.

„Du bist lange geblieben, liebe Cousine. Was hast du ausgerichtet?"

Sie erzählte ihm, was der Pfarrer auf ihre Bitte erwidert hatte.

„Ha!" rief Georg. „Verzeih, Florentine, daß ich dem Schurken mehr zutraute, als er zu leisten fähig ist. Also kein menschliches Gefühl in ihm! Nicht eine Spur. — Bon! Dann glaube ich auch alles sonst noch von ihm, was hier die Wände flüstern in dem unglückseligen Schlosse. Mir graut's, Cousine, und ich eile von hinnen. Doch sage, wie hast du dich denn von ihm verabschiedet?"

Da brach es in Erinnerung an die ihr angetane Schmach mit Zornesblitzen aus ihren Augen, und mit vibrierender Stimme erzählte sie von dem ihr angebotenen Almosen.

„Donnerwetter!" fluchte Georg. „Wäre dieser Mensch satisfaktionsfähig, ich würde ihn vor die Pistole laden und ihn niederschießen wie einen tollen Hund! Aber laß es gut sein, Florentine," setzte er in milderem

Tone fort, „solche Menschen sind nicht wert, daß man sich über sie erbost. Ha! Ein Gutes haben diese Geschichten doch gehabt, das ist, daß wir uns kennen lernten, Cousinchen. Wir haben uns so schön gefunden, du eine echte Rosen, und ich, wie ich denke, auch kein schlechter Rosenzweig. Und, wie heißt es in jenem Lied? Wenn wir auch nichts ha'm, sind wir doch beisamm'? — Sieh, ich bin auch ein armer Freiherr. Die Juristerei habe ich studiert, weil ich sollte, und der Dichterei habe ich mich ergeben, weil ich sie liebe. Die Juristerei hing ich an den Nagel, weil sie mir von Grund aus zuwider ist, und nach dem heute Erlebten möchte ich um keinen Preis ein Richter sein! Wie vermöchte ich als solcher einen Menschen, von dem ich die moralische Überzeugung habe, daß er ein Dieb, ein Räuber, ja vielleicht ein Mörder ist, kraft des Gesetzes als einen ehrlichen Mann erklären und ihm seinen Raub von Rechts wegen zuerkennen! Nimmermehr! Der holden Dichtkunst soll fortan mein ganzes Leben gewidmet sein! Da ist mir es denn auch vollständig gleichgültig, daß mich diese Testamentsverfertiger mit einem Legat von sechstausend Talern bedacht haben. Was tu ich mit dem Gelde? Dort im Süden auf waldumkränzter Höhe steht ein stolzes Schloß, überragt von den Bergesriesen mit schneeigen Häuptern ringsherum, zu seinen Füßen ein herrlicher See, in dem der Himmel sein Blau widerspiegelt. In dem Schlosse wohnt ein fürstlicher Herr, ein Freund der Dichter und Sänger, und ich darf es mit Stolz sagen, auch mein Freund. Zu ihm bin ich gerufen, mit ihm ins Reich der Phantasie mich zu begeben. Gestehe, bin ich nicht ein glücklicher Sterblicher? Dort will ich dichten und schaffen, und mein fürstlicher Freund wird mich mit allem

versehen, dessen ich bedarf. — Nun sage, Liebe, was tu ich da mit dem Gelde, das ich aus diesem unglückseligen Schlosse erhalten soll? Du mußt mir dabei helfen! Ja — Bst! Laß mich ausreden! Ja, du mußt mir helfen, wenn du mich ein wenig lieb gewonnen hast. Du mußt einen Teil, das Ganze nehmen; denn du wirst es besser anwenden, als ich es vermag. Und du kannst es unbedenklich. Bin ich nicht dein Vetter? Bin ich nicht ein Rosen?"

„Georg! O du guter, du treuer Georg!" rief Florentine, und Schluchzen erstickte die Worte, die sie reden wollte. Sie umarmte ihn innig und weinte an seiner Brust, während er sie tröstete, von ihren Kindern sprach und dann wieder allerhand drolliges Zeug, bis sie ruhig geworden war. Dann aber trieb er zum Abschied.

Als sie beide eben aus der Tür auf den Schloßhof traten, wären sie fast mit dem neuen Besitzer des Schlosses von Rosenburg zusammengestoßen, der eilig in das Schloß eintreten wollte. Er schien nur den Freiherrn zu bemerken.

„Sie wollen schon abreisen, Herr Baron?" fragte er in gleißnerischer Freundlichkeit.

„Wie Sie sehen, hochwürdiger Herr!" rief Georg mit lauter Stimme. „Man sehnt sich nach reiner, freier Luft, wenn man auch nur kurze Zeit den Gifthauch verpesteter Räume geatmet hat."

Mit diesen Worten ging er, seine Cousine am Arme, an dem Pfarrer vorbei. In dem Dorfkruge mieteten die beiden ein Bauernwäglein und fuhren auf demselben nach Waldburg. Dort trennten sich ihre Wege. Georg zog nach Süden in das bayrische Hochgebirge zu dem stolzen Fürstenschloß, Florentine reiste nach der Provin-

zialhauptstadt, und eine der bescheidensten Wohnungen nahm sie mit ihren Kindern auf, in welcher sie sich hinlegte zu längerem Siechtum. Kein Arzt wußte, was ihr fehlte. Ohne Georgs Hilfe, der treu sein gegebenes Wort hielt, wäre sie wohl kaum wieder vom Lager erstanden. — — —

* *
*

Das Jahr 1870 brachte der Welt das Schauspiel, wie in den beiden Städten, von welchen aus seit tausend und mehr Jahren alles ausging, was das deutsche Volk jemals geängstigt, bedrückt, zerrissen und elend gemacht hat, von neuem alle feindlichen Kräfte zusammenwirkten, um deutsche Kultur, deutsche Sitte, deutsches Recht und deutsche Freiheit zu vernichten.

In Paris rüstete man sich zum Vernichtungskampfe gegen das kräftig emporstrebende Deutschland unter Preußens Führung. In Rom tagte eine Versammlung katholischer Priester aus allen Ländern, um unter der Führung der Jesuitenpartei einen altersschwachen Priester, den Papst Pius IX. zum unfehlbaren Herrn der Erde zu erheben, vor dessen Willen Fürsten und Völker, katholische und nichtkatholische, in geistlichen und weltlichen Dingen sich beugen sollten.

Es war hier wie dort die Revanche für Sadowa. Wie dort in der Hauptstadt an der Seine alles Volk in wahnsinniger Verblendung den Marsch des französischen Heeres nach Berlin forderte; so schrien die orientalischen Bischöfe und die vom Papste abhängigen Priester ihr Anathema über jenen ehrenhaften deutschen Bischof, welcher den Mut hatte, der Kirchenversammlung vor das Gewissen zu führen, welchen Frevel sie durch die Un-

fehlbarkeitserklärung der Päpste an der christlichen Kirche, an dem menschlichen Geiste zu begehen im Begriff sei*).

War es Zufall? Am 20. September 1870 rückten die italienischen Heere in Rom ein und machten der Mißwirtschaft des päpstlichen Kirchenstaates ein Ende. Und am 18. Januar 1871 wurde im Schloß zu Versailles bei Paris das neue Deutsche Reich unter einem evangelischen Kaiser aufgerichtet. —

Es war eine düstere Herbstnacht. Schwarze Wolken jagten am Himmel hin, vom Sturme getrieben. Auf dem niederen Turme der kleinen Kirche von Rosenburg kreischte die Wetterfahne, durch die wechselnde Richtung des stoßweise daher brausenden Windes fortwährend um sich selbst gedreht. Die Fenster des kleinen Gotteshauses klirrten dazwischen, und die welken Kränze mit den verblichenen Bändern daran flüsterten geheimnisvolle Laute. In all

---

[1]) Bischof Stroßmayr hielt 1870 eine Rede auf dem erwähnten Konzil gegen die Unfehlbarkeitserklärung. „Ich erkläre vor Gott," sagte der mutige Bischof, „mit meiner Hand zu diesem Kruzifix erhoben, daß ich keine Spur vom Papsttum, wie es jetzt ist, in den heiligen Schriften gefunden habe. Christus, so sagt die heilige Schrift, verbot dem Petrus und seinen Mitaposteln, zu herrschen und Gewalt auszuüben oder Macht zu haben über die Gläubigen. — Während wir lehren, daß die Kirche auf den heiligen Petrus gegründet sei, sagt der Apostel Paulus, dessen Ansehen nicht bezweifelt werden kann, im Epheserbriefe, Kapitel 2, Vers 20, daß die Kirche gebaut ist auf den Grund der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist. Wenn wir Pius IX. für unfehlbar erklären, müssen wir nach dem natürlichen Denkgesetz auch behaupten, daß alle seine Vorgänger eben so unfehlbar waren." Bischof Stroßmayr ging nun die Reihe der Päpste durch und führte eine ganze Anzahl an, die der römisch-katholischen Kirche zu bösem Ruhm gereichen: wie einer ein offenbarer Götzendiener gewesen, ein anderer die Papstwürde kaufte, einer in dem Tore der Peterskirche in Rom eine Bank aufrichtete, um sich zu bereichern, einer durch Buhlerinnen erwählt wurde, einer Vater und Liebhaber zugleich einer berüchtigten Frau war, einer die Unsterblichkeit der Seele leugnete; wie oft mehrere Päpste zugleich herrschten und einer den andern verfluchte, wie es geizige, blutschänderische, mörderische und der Simonie schuldige Päpste gegeben, die sich alle als Statthalter Christi bezeichneten; er fragte die Versammlung, ob sie den Mut habe, diese Päpste für unfehlbar zu erklären. „Können Sie, Monsignori," so fragte er, „sich einer solchen

diese Töne mischte sich das ächzende Knarren der Kirchhofstür, die vorsichtig geöffnet wurde und drei Männern Einlaß bot, welche, nachdem die Tür sich wieder geschlossen hatte, an der Kirchhofsmauer, einer hinter dem andern, vorsichtig schritten und bald an dem Erbbegräbnis der von Rosen anlangten. Hier machten sie halt.

Der Sturm hatte sich einen Augenblick gelegt, und die Männer drückten sich in die Nische der Tür des Mausoleums, die zu der Grabstätte da unten führte.

„'s ist ein ver . . . . . . Sturm heut abend," sagte der eine halblaut. „Er geht einem bis auf die Knochen."

„Hm," brummte der zweite, „der ist gerade wie gefunden; da sind wir sicher, daß uns keine Menschenseele begegnet."

Der dritte verharrte schweigend und drückte sich in eine Ecke der Nische.

„Nu, Karl," wandte sich der zweite an ihn. „Hast du etwa Furcht? Da trink' einmal, daß du Mut kriegst!" Bei diesen Worten reichte er dem Schweigsamen eine Flasche, aus welcher dieser einen tiefen Zug tat.

„So ist's recht!" lobte der Sprecher. „Nun wollen wir beide auch mal trinken! Schnaps gibt Kurasche!"

Vernunftwidrigkeit schuldig machen?" Die ganze Versammlung schrie nach diesen Worten dem kühnen Redner zu: „Herab von der Kanzel! Schnell! Stopfet den Mund des Ketzers!" Stroßmayr erwiderte: „Ihr Geschrei, Monsignori, erschreckt mich nicht . . . Ich gehöre weder zu Luther, noch zu Calvin, noch zu Paulus, noch zu Apollo, sondern zu Christus!" Die Versammlung der Bischöfe und Priester beantwortete dies Bekenntnis mit dem Rufe: „Anathema sis, (Du seist verflucht!) Abtrünniger!" — „Anathema, Monsignori, Anathema," sprach Stroßmayr. „Sie wissen wohl, daß Sie nicht gegen mich protestieren, sondern gegen die heiligen Apostel. Ach, wenn sie mit ihren Grabtüchern aus ihren Gräbern hervorkämen, würden sie noch eine andere Sprache reden, welche sich von der meinigen unterscheidet!"

Er trank zuerst, dann reichte er die Flasche weiter.

Da erhob sich der Sturm von neuem und brauste mit wütendem Getose über den Kirchhof.

„Jetzt schnell, Schlosser, tu dein Werk! Die Zeit ist günstig," befahl der zweite dem Schweigsamen.

Dieser zog ein Bündel Dietriche unter dem Rocke hervor, trat an das Türschloß, und in wenigen Minuten war es geöffnet; die schwere Tür drehte sich in den Angeln nach innen.

„Geh du voran, Worczek!" sagte der erste. „Du weißt Bescheid." Der zweite, welcher so angeredet wurde, trat vorsichtig die Stufen hinunter, und die beiden anderen folgten.

„Mach' die Tür wieder zu, Schlosser!" befahl Worczek, und als das geschehen war: „Krüger, zünd' deine Laterne an!"

Ein Streichholz flammte auf, und bald brannte das Unschlittlicht in der Laterne des Krügers.

„So, nun gib die Laterne!" sagte Worczek.

Als er sie genommen, leuchtete er die Stufen hinunter. Jenseits derselben gab die Laterne nur schwachen Schein, und aus dem Halbdunkel heraus erschienen im Vordergrunde zwei Särge dicht nebeneinander.

Der Krüger und der Schlosser blickten über die Schulter Worczeks in die Tiefe da unten.

„Ha! 's ist doch eine verd . . . . . Geschichte!" rief der Krüger leise; „meinst du denn wirklich, daß es lohnt?"

„Dummer Kerl!" rief Worczek barsch. „Meinst', daß ich aus purem Spaß, um Euch graulich zu machen, mit Euch hierher gegangen bin? Und nun kommt, wenn Ihr Herz habt!"

Sie gingen vorwärts, Worczek immer voran.

„Hier!“ sagte er, als sie an den beiden Särgen, die sie von oben gesehen, angekommen waren.

Der Krüger ließ das Licht auf diese fallen. Auf dem einen stand: „Julius Freiherr von Rosen“ in mattgoldiger Schrift. Der andere Sarg zeigte in gleicher Weise die Aufschrift: „Amalie von Rosen, geb. von Dohlen.“ —

Sie ruhten dicht nebeneinander seit dem Jahre 1866, die beiden Gatten, die im Leben sich nie hatten finden können. —

„Der hier ist's,“ sagte Worczek roh lachend. „Eine goldene Kette mit einem goldenen Kreuz daran und ein goldener Ring mit großen Diamanten, das ist schon wert, daß man hier einen Besuch macht. Der Handelsjude muß sie gut bezahlen und fragt nicht, wer sie getragen hat.

— — — — — — — — — — — — —

Jahre waren verflossen. Der Universalerbe der Rosenschen Güter, der ehemalige Pfarrer Franziskus, war bald nach dem Tode der Baronin von Rosen von dem einsamen Dorfe und aus dem altertümlichen Schlosse fortgezogen in die große Stadt. Er hatte ein palastähnliches Haus an der Hauptstraße erworben und es mit allem Luxus ausgestattet, den großer Reichtum gewährt. Seine Vertraute aus dem Rosenburger Schlosse, Fräulein Dubois, hatte sich wie eine Klette an ihn geklammert und war nun Hausdame im Palais geworden. Gäste gingen viel ein und aus und saßen oft in dem reich dekorierten Speisesaale des Millionärs, erfreuten sich der stets wohlbesetzten Tafel und aßen von dem

kostbaren Silbergeschirr, auf dem das Rosensche Wappen kunstvoll eingegraben war.

In Rosenburg hauste ein Güterverwalter, der ab und zu nach der Stadt zu seinem Herrn fuhr, um über geschäftliche Angelegenheiten Bericht zu erstatten; denn der Pfarrer schien Schloß Rosenburg vermeiden zu wollen; es verging Jahr um Jahr, und er kam nicht dahin, so oft auch seine Gegenwart dort erwünscht gewesen wäre.

Da kam ein neuer Geistlicher nach Rosenburg, und die Einführung desselben in sein Amt machte die Reise nach Rosenburg nun doch zur unabweisbaren Notwendigkeit.

Zum ersten Male wieder seit langen Jahren wurden die oberen Räume des Schlosses, welche die Baronin von Rosen bewohnt hatte, benutzt, und die Diener hatten vollauf zu tun, um zu säubern und herzurichten, damit die zahlreichen Gäste, die kommen sollten, entsprechend empfangen und untergebracht werden konnten.

Es war aber auch eine stattliche Versammlung, die sich an dem Festtage um die reichbesetzte Tafel des Speisesaales setzte, und eine hochehrwürdige dazu, denn sie bestand zum größten Teile aus Priestern oder Kaplänen, und die alten Ölbilder der Ahnen des freiherrlich Rosenschen Geschlechtes dort an den Wänden schauten wie damals an dem Begräbnistage auf alle diese schwarzgekleideten Männer herab und nahmen sich zu dieser Gesellschaft wunderlich aus.

Ja, wer hätte das auch vor fünfzig Jahren geglaubt, daß es heut hier im Schlosse so aussehen würde! Und was würden wohl die, welche dort im Mausoleum unweit des Kirchleins den ewigen Schlaf schliefen, ge-

sagt und getan haben, wenn sie, durch einen Zauberspruch zum Leben erweckt, jetzt hier hätten eintreten können! Tempora mutantur!*)

Sie aßen, sie tranken und führten lebhafte Unterhaltung. Wenn in früherer Zeit der erste Trinkspruch dem Landesherrn galt und, seitdem Schlesien preußisch geworden war, manch begeisterungsvoll gebrachtes Hoch auf den König an den Wänden widerhallte, so wurde heute das erste Glas des feinen, goldigen Rheinweines dem Kirchenfürsten, dem unfehlbaren Papste, gebracht. Und warum sollte man auch nicht? Steht nicht im Syllabus von 1864, daß er das Oberhaupt aller Fürsten und Völker ist, der katholischen wie der nichtkatholischen?

Die Festversammlung war in gehobener Stimmung, und der Wein löste die Zungen. Rede folgte auf Rede, und jede dieser Reden galt der Sache, der sie alle dienten, und die zu preisen und zu fördern ihres Amtes war.

Der eine, wohlerfahren in der Geschichte der Entwicklung der römisch-katholischen Kirche, ließ die Versammlung einen Rückblick tun auf die letzten fünfzig Jahre.

„Dreihundert Jahre waren es," so führte er aus, „von dem Jahre 1539 an, in welchem das Hohenzollernsche Fürstenhaus sich von Rom und unserer Kirche abwandte, bis zu den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, in welchen die römisch-katholische Kirche abhängig war und sich unterwerfen mußte unter die Gesetze, gegeben von einer Reihe protestantischer Fürsten. Die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts haben auch in die-

*) Die Zeiten ändern sich.

sem Lande die Macht des römischen Stuhles wiederhergestellt. In den dreißiger Jahren hat die preußische Regierung zuerst sich wieder beugen müssen unter den Willen des päpstlichen Stuhles, der an Gottes Statt auf Erden regiert. Unsere mutigen Bischöfe Droste-Vischering in Köln und Dunin in Posen, deren Andenken wir segnen, sind der katholischen Bevölkerung in diesem protestantischen Preußen ein Vorbild geworden, wie man dem Willen unseres Oberhirten in Rom gehorchen muß, und wie alle weltlichen Gesetze für uns nicht verbindlich sind, wenn sie jenem Willen widersprechen. Die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts haben in diesem Lande zuerst wieder eine strenge Scheidewand aufgerichtet zwischen Katholiken und Protestanten. Ja, meine Freunde, es war eine Tat, würdig eines Oberhirten, wie des Papstes Gregor, als er, ohne Rücksicht auf das Mißbehagen der protestantischen Fürsten und Völker, in seinem Breve vom 25. März 1830 seinen katholischen Gläubigen vor die Seele führte, wie jede Vereinigung mit Protestanten eine Todsünde sei, und in den Familien eine strenge Scheidewand aufrichtete, indem er uns gebot, jedem Katholiken und jeder Katholikin die Ehe mit Protestanten, weil sie Todsünde ist, zu untersagen. Dieses Breve, meine Brüder, ist uns eine mächtige Waffe geworden zur Bekämpfung der Ketzerei. Wer es erlebt hat, weiß, welchen Eindruck dieses Breve auf unsere Gegner hervorgebracht hat. Zwar versuchte die preußische Regierung, uns an dem Gehorsam gegen den Willen unseres Heiligen Vaters zu verhindern. Wer aber vermag etwas gegen den Willen Roms zu tun? Mochten unsere Gegner ihr Geschrei erheben, mochten sie sich in ihrer Ehre verletzt fühlen, mochte mancher protestantische Bräutigam,

der eine katholische Frau heimführte, unserm Verlangen, seine Kinder der katholischen Kirche zu übergeben, trotzig widerstreben; was hat das uns getan? Wir sind vorwärts geschritten in dem Kampfe gegen die Kirche hierzulande, die sich die evangelische nennt. Wir haben Großes erlangt, und kein Fürst hat uns daran hindern können*). Ich erinnere Sie daran, meine Freunde, wie in den dreißiger Jahren das Erwachen des katholischen Bewußtseins so mächtig wurde, daß in den Ländern, in welchen unsere Kirche die herrschende ist, der Protestantismus zurückgedrängt wurde und den Protestanten die Wahl gestellt, entweder zu unserer Kirche zurückzukehren oder auszuwandern, wie in Tirol**). Wir haben in dem protestantischen Preußen Sieg um Sieg erkämpft. Die protestantischen Fürsten und Völker haben es dulden

---

*) Im Jahre 1830 erließ Papst Gregor XVI. eine Breve, in welchem er bestimmte, daß vor Einsegnung einer gemischten Ehe die katholische Braut oder der Bräutigam vor der „Todsünde" der Eingehung einer Ehe mit Protestanten gewarnt werden sollte. Der damalige König Friedrich Wilhelm III. erklärte dies für unchristlich und der Würde der evangelischen Kirche widersprechend. Die preußische Regierung, welche in unbegreiflicher Schwachheit durch ihren damaligen Gesandten Bunsen und auf dessen Rat mit dem päpstlichen Stuhle in Verhandlung darüber trat, ob das päpstliche Breve oder die bisher bestehenden Landesgesetze, welche jede solche Ehe anstandslos erlaubten, gelten sollten, beschränkte sich schließlich darauf, mit den einzelnen Bischöfen Preußens über eine milde Anwendung des päpstlichen Breves übereinzukommen. Von einzelnen Bischöfen versöhnlicher Art wurde sie zugestanden. Der päpstliche Stuhl aber beseitigte die milden Bischöfe, namentlich in Köln und Posen, und an ihre Stelle traten ultramontane Kämpfer — Droste-Vischering in Köln, Dunin in Posen, welche sich über die Landesgesetze und den Willen des Königs hinwegsetzten und den Aufruhr gegen die protestantische Regierung schürten. (Vergleiche hierüber Treitschke, Der kölnische Bischofsstreit und die Haltung der Bischöfe. Band IV der deutschen Geschichte.)

**) Im Jahre 1837 wurden bekanntlich die protestantischen Zillerthaler in Tirol, als sie es zurückwiesen, zur katholischen Kirche überzutreten, aus ihrer Heimat vertrieben, und die österreichische Regierung ließ es ruhig geschehen. Sie fanden in Preußisch-Schlesien Schutz und eine neue Heimat zu derselben Zeit, als Papst Gregor Bischöfe und Laien zum Widerstande gegen die preußische Regierung aufreizte.

müssen, daß die Zahl unserer Orden sich verzehnfacht hat, daß unsere Missionare, voran der ehrwürdige Orden der Jesuiten, frei für unsere Sache arbeiten und ein Terrain nach dem anderen erobern kann. Das Gebäude unserer Hierarchie hat seinen Abschluß gefunden durch das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes. Er ist unser alleiniger Herr an Gottes Statt, ihm allein gehorchen wir, und unter seiner Fahne kämpfen wir weiter, wie bisher, und ein vollständiger Sieg wird nicht mehr allzufern sein. Auf alle bisherigen und weiteren Erfolge unserer Sache erhebe ich mein Glas."

Lauter Beifallsruf von allen Seiten durchhallte den Saal nach dieser Rede.

Ein anderer der anwesenden Priester schilderte darauf das Anwachsen der katholischen Vereine, der Marien-, Joseph-, Gesellen- und Arbeitervereine, und ihre Tätigkeit und hob rühmend hervor, wie alle Glieder derselben in unterwürfigem Gehorsam der Kirche dienten.

Wieder ein anderer ermahnte die Brüder, nicht nachzulassen in dem Bemühen, das weibliche Gemüt empfänglich zu machen für die Weisungen im Beichtstuhl, und wo sich sonst Gelegenheit fände. „In den Frauen finden wir unsere treuesten, unsere besten Bundesgenossen, wenn das Ohr des Mannes sich der Stimme seiner geistlichen Hirten verschließen will!" sagte er.

Wieder ein anderer wies auf das Beispiel einzelner Völker, unter anderen des belgischen Volkes, hin, die auf den Rat ihres Klerus die Herrschaft protestantischer Fürsten abgeschüttelt hätten*).

*) Der Glaubenshaß der durch den Klerus fanatisierten katholischen Bevölkerung Belgiens war die Haupttriebfeder für die Trennung Belgiens von den Niederlanden. Beide Länder waren bis zum Jahre 1830 unter dem protestantischen Hause Oranien vereinigt gewesen. Im Jahre 1830

„Die Protestanten, meine Freunde," so sagte er, „nennen dies Treubruch. Wir sehen es mit anderen Augen an, Sie wissen es. Sie wissen, daß kein römisch-katholischer Christ Treue zu halten verpflichtet ist, wenn der Stuhl Petri ihn von derselben losspricht. Darin liegt ja eben die Größe unserer Sache, die unsere Gegner die ultramontane nennen, daß unser Heiliger Vater, sonst niemand auf der Welt, jeden Untertan von seinem Eide den Fürsten gegenüber entbinden kann, sobald das Interesse unserer Kirche es erheischt. Gibt es nicht Beispiele aus der Geschichte genug, aus alter und neuer Zeit, daß der Heilige Stuhl diese Macht tatsächlich ausgeübt hat? Treue im Eide gibt es nur eine als unwandelbar feststehende, das ist die Treue gegen die Gebote unserer Kirche. Alle anderen Versprechungen, Gelöbnisse und Eide sind null und nichtig, wenn der Stuhl Petri es will**). Der Stuhl Petri allein aber verkündet den Willen Gottes und in seinem Auftrage alle, die ihm dienen."

„So ist es!" rief man von allen Seiten. Gläser klangen, und lautes Zwiegespräch wurde auf allen Seiten der Tafel geführt.

„Sie sind heute so schweigsam, Herr Kanonikus!" sprach der gastliche Schloßbesitzer zu einem neben ihm

---

brach der Aufstand los, und der römische Klerus übernahm faktisch die Beherrschung des Landes, die er auch nicht verlor, als Prinz Leopold aus dem Hause Coburg, jenem einst durch seine Treue und sein Dulden für evangelische Glaubensfreiheit hochberühmten Fürstenhause, auf Beschluß der europäischen Großmächte den belgischen Thron bestieg. Sein Bruder Ferdinand heiratete fast zu gleicher Zeit die reiche Erbtochter aus dem Hause Kohary und ließ seine Kinder ohne Bedenken in der katholischen Religion erziehen. (Treitschke, Die Coburgische Hauspolitik, Band IV der deutschen Geschichte.)

**) Diese echt jesuitische Auffassung über die Heilighaltung des Eides findet sich in den päpstlichen Schriften. D. V.

sitzenden Herrn. „Und doch glaubte ich, Sie vor allen Dingen würden uns durch eine Ihrer geistvollen Darlegungen erfreuen."

Der Angeredete lächelte und nickte seinem Nachbar zu. Bald darauf ergriff er das Glas und gab das Zeichen, daß er sprechen wolle. Tiefe Stille trat ein, und aller Augen hingen an des Kanonikus Munde.

„Meine Freunde!" begann er mit wohltönender Stimme. „Sie haben von der Vergangenheit und Gegenwart sprechen hören. Lassen Sie mich, von der letzteren ausgehend, noch einen Blick in die Zukunft tun. Blicken wir uns um. Seit wenigen Jahren erst ist unter unseren Augen ein Reich entstanden, dessen Name, wie wir glaubten, der Historie angehörte: das Deutsche Reich. Ich bin ein zu guter Patriot, als daß ich die unbestreitbare Größe dieser Schöpfung unter unserem mächtigen Kaiser nicht freudig anerkennen sollte. — Ja gewiß, meine Freunde," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, in welcher hie und da ein leiser Ausruf oder ein Zischeln hörbar wurde. „Gewiß können wir uns alle dieser Schöpfung freuen. Norden und Süden dieses Reiches sind sich dadurch näher gerückt: der Norden, in welchem die Skepsis des Protestantismus herrscht, der die Menschen auf einen Standpunkt bringt und gebracht hat, der ihnen unbeschränkte Freiheit des Willens und Handelns zur anderen Natur hat werden lassen, diese zügellose Freiheit, welche sich kirchlicher Autorität nicht unterwerfen mag. Der Süden, in seinem größten Teile noch weise geleitet von den Wächtern unserer Kirche und daher in seinem Denken und Wollen in den Grenzen gehalten, welche unsere heiligen Institutionen nun einmal dem menschlichen Geiste auferlegen müssen. Norden und Süden, es ist fürwahr eine

glückliche Verbindung, die Verbindung beider zu einem einheitlichen Ganzen! Dem in Parteien zerrissenen protestantischen Norden ist der Süden, verbunden mit dem Westen Deutschlands, an die Seite getreten als eine geschlossene Phalanx, welche die besten ihrer Kämpfer auf die Arena sendet in den neuen deutschen Reichstag, dort für uns das Feld zu erobern und unsere Anschauungen zur Geltung zu bringen. Diese Kämpferschar führt mit Recht den Namen des Zentrums. Nomen est omen! Wenn unsere Missionare in stiller, geräuschloser Arbeit die verlorenen Schafe zu der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzuführen bemüht sind, steht auf hoher Wacht die Zentrumsgruppe des Reichstages als Kristallisierungspunkt für alle diejenigen, welche mit den bestehenden Verhältnissen, seien sie staatlicher oder kirchlicher oder sonst welcher Art, unzufrieden sind. Das Zentrum sammelt; und je mehr es um sich sammelt, um so mächtiger und einflußreicher wirkt es bei der Schaffung der staatlichen Einrichtungen, bei der Gesetzgebung. Mögen es auch die seiner Eigenart heterogensten Elemente sein, welche sich an das Zentrum anschließen, es wird und darf sie nicht zurückstoßen, so befremdlich auch die Verbindung zuweilen erscheinen mag. Denn, mag es wenig, mag es selbst unscheinbar sein, etwas von dem Geiste, der unser Zentrum beseelt, geht doch unmerklich über auf die Gruppe, die sich ihm verbindet. Man lernt mit uns rechnen und: ‚Les petits présents,‘ sagte ein französischer Staatsmann, ‚entretiennent l'amitié‘*). Es erwirbt sich das Zentrum durch sein Eintreten für die Sache der einzelnen Parteien, soweit unser Interesse es zuläßt, Freunde. Diese Freunde haben ihre Stütze in dem Teile

*) Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

des Volkes, durch welchen sie gewählt worden sind, und durch sie tritt unsere Partei Kreisen näher, die ihm sonst für noch lange Zeit verschlossen geblieben wären. Das protestantische Volk des Nordens in seiner Kühle lernt uns genauer kennen und verliert die frostige Zurückhaltung gegen uns, wenn es sieht, daß wir in dem Zentrum seine jeweilige oppositionelle Stellung der Regierung gegenüber unterstützen. Damit ist viel gewonnen, meine Freunde. Es wird uns damit die Bahn geebnet zu den Herzen der Andersgläubigen, sie werden durch ihren Verkehr mit uns hingewiesen auf unsere Einheit und Macht, sie werden zur Prüfung aufgefordert der Vorteile, die sie im Verein mit uns erlangen können, und an denen sie ganzen Anteil haben werden, wenn sie ganz zu uns gehören, wenn sie, gleichgültig geworden, wie so viele der Protestanten, gegen die Institutionen ihrer eigenen Kirche, dann den Namen des Protestanten mit dem eines römisch-katholischen Christen vertauschen. Meine Freunde! In manchen Artikeln unserer Parteiorgane wird in kurzsichtiger Verblendung die Schöpfung dieses protestantischen deutschen Kaisertums beklagt. Vielleicht sind auch unter meinen anwesenden Freunden manche, die dies im stillen getan haben. Mit Unrecht, meine Freunde. Denn was wir seit der Entstehung des neuen deutschen Reiches gewonnen haben, gewonnen in dem fortwährenden Kampfe um unsere Sache, das würden wir schwerlich erlangt haben, wenn wir, wie in früherer Zeit, mit den einzelnen Regierungen anstatt mit einer Zentralregierung zu kämpfen gehabt hätten. Und darum freue ich mich des neuen Reiches! In ihm werden wir vereint ein Feld nach dem andern erobern; unsere römische Kirche wird sich immer weiter

ausbreiten, der Protestantismus in immer engere Grenzen eingeengt werden, bis er dem Verschwinden nahe ist; und dann wird der Zeitpunkt da sein, wo das neue deutsche Reich allein nach den Geboten, die wir von dem Stellvertreter Gottes auf Erden empfangen, regiert werden wird. Es wird die Zeit kommen, wo unsere Fürstengeschlechter nach den inneren Umwandlungen im Reiche zurückkehren werden, zurückkehren müssen zu der Mutterkirche, der ihre Ahnen angehörten. Ist dies nicht schon zum Teil geschehen? Jenes Fürstengeschlecht, dessen Vorfahren dem Mönche von Wittenberg die Macht gaben, seine Kirche, die sich nach ihm die lutherische nennt, aufzurichten, Rom zum Trotz, ist aus dieser Kirche längst ausgeschieden und zählt zu den treuesten Gliedern der römischen Kirche*). — Und nun, meine Freunde, erheben Sie Ihre Gläser und trinken Sie mit mir auf die Rekatholisierung des ganzen deutschen Landes!"

„Amen! So sei es! Bravo!" stimmten alle aus vollem Herzen zu. — — — —

Es war am anderen Morgen. Der Millionär hatte zum ersten Male seit langen Jahren wieder eine Nacht im Rosenburger Schlosse zugebracht, und kein böser Traum schien ihn geängstigt zu haben. In behaglicher Ruhe saß er in später Morgenstunde bei der Schokolade, schlürfte Schluck um Schluck und aß dazu von seinem Lieblingsgebäck, einem eigens von seinem Koch für ihn erfundenen Kuchen, der jeden Morgen frisch gebacken wurde. Ein dunkelseidener Schlafrock umhüllte seine Glieder;

---

*) Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, war der Beschützer Luthers und der Reformation. Sein Enkel, Friedrich August, trat zur katholischen Kirche über, um die polnische Königskrone zu erlangen, die dem sächsischen Hause dann wieder verloren ging. Doch blieb das Haus katholisch bis auf die Gegenwart.

das kahle Haupt bedeckte ein schwarzes Käppchen. Fräulein Dubois, die ihren „alten lieben Herrn", wie sie ihn gern im Gespräch zu nennen pflegte, überall hin begleitete, also auch mit nach Rosenburg gekommen war, saß ihm gegenüber in züchtiger Morgentoilette und unterhielt ihn mit der ihrem Volke eigenen Lebhaftigkeit.

Es war fast der Mittag herangekommen, als der Diener eintrat und eine Karte überreichte, die der Millionär mit einigem Erstaunen las.

„Was will der Herr bei mir?" sagte er halblaut auf französisch. Dann befahl er, dem Herrn zu sagen, daß er bereit wäre, ihn zu empfangen. Unter dem Namen auf der Karte stand die Bezeichnung: Staatsanwalt. Fast wollte es ihm unheimlich werden bei Lesung dieses Namens. Doch was hatte er zu fürchten?

Als der ehemalige Pfarrer in den Salon trat, in welchem der unerwartete Besuch seiner harrte, konnte er eine leichte Bewegung doch nicht unterdrücken. Denn er erkannte in dem Herrn einen früheren Assessor des nahen Stadtgerichts, der während der letzten Jahre bis zum Tode der Baronin von Rosen dort beschäftigt und auch bei der Testamentsverlesung anwesend gewesen war.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Staatsanwalt?" fragte er hastig.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," erwiderte dieser, „wenn ich gezwungen bin, Sie, hochwürdiger Herr Pfarrer, mit einigen Fragen zu belästigen. Unser Amt legt uns leider nur zu oft die unangenehme Pflicht auf, wenn auch nur vorübergehend, die Ruhe friedlicher Menschen zu stören, sobald es sich darum handelt, Vergehen oder Verbrechen aufzudecken, welche der verdienten Strafe entgegengeführt werden sollen."

„Mein Gott!" lachte der Pfarrer gezwungen. „Was habe ich mit Verbrechen zu tun? Was soll ich . . ."

„Oh, es ist nichts weiter, Herr Pfarrer," fiel der Staatsanwalt ein, als er das Erschrecken des Herrn bemerkte, „als daß Sie mir, wenn es Ihnen möglich sein wird, Auskunft geben über einen kleinen Gegenstand, den ich mitgebracht habe."

Bei diesen Worten nahm er ein kleines Paket aus der Tasche, und nachdem er es geöffnet, zog er aus der Umhüllung einen kostbaren Ring hervor, an dem einige Brillanten blitzten.

„In diesem Ringe," sagte er, „stehen die Worte eingegraben: A. von Rosen. Er ist nebst einigen anderen Kostbarkeiten bei einem als Diebeshehler bekannten polnischen Juden gefunden worden, und alle Umstände außer dem Namen weisen darauf hin, daß er aus diesem Schlosse stammt. Kennen Sie vielleicht diesen Ring, Herr Pfarrer?"

Beide Herren hatten bisher gestanden. Der Pfarrer hatte ganz vergessen, den unverhofften Gast zum Sitzen einzuladen. Jetzt setzte er sich zuerst; er konnte sich nicht mehr auf den Füßen erhalten, und der Staatsanwalt tat das gleiche, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten. Er fühlte sich nach der entscheidenden Frage ganz im Amte und erwartete schweigend die Antwort darauf.

„Der Ring," brachte der Pfarrer mühsam hervor. „Der Ring . . . gehörte der verstorbenen Baronin von Rosen."

„Ich danke Ihnen für die Auskunft. Aber ich muß Sie, so leid es mir tut, noch um die Beantwortung einiger anderer Fragen bitten."

Dem Pfarrer fing es an, unbehaglich zu werden.

„Wissen Sie vielleicht, Herr Pfarrer, ob die Verstorbene diesen Ring bei ihren Lebzeiten verloren, oder ob er ihr auf sonstige Weise abhanden gekommen ist?"

„Beides ist nicht der Fall; sie trug ihn immer."

„Immer? Bis zu ihrem Tode?"

„Ja."

„Und wem ist er dann vererbt worden? Sie werden mir darüber gewiß sichere Auskunft geben können! Wenn ich nicht irre, waren Sie Universalerbe der Verstorbenen?"

„Der Ring ist niemandem vererbt worden," antwortete der Pfarrer.

„Niemandem? Wie habe ich das zu verstehen?"

„Frau von Rosen," sagte stockend der Pfarrer. „Die Umstände bei ihrem Tode . . . man war verhindert, den kostbaren Ring abzunehmen. Sie nahm ihn mit in das Grab."

„Ah!" sagte der Staatsanwalt. „Und Frau von Rosen liegt hier begraben, so viel ich weiß, in dem Erbbegräbnis!?"

„Ja," bestätigte der Pfarrer.

„Ich bin mit meinen Fragen zu Ende und bedauere unendlich, Sie damit in einige Aufregung versetzt zu haben. Ich werde Sie ohne Not nicht weiter belästigen. Nur um eins muß ich noch bitten, mir zu gestatten, einen Blick in das Erbbegräbnis tun zu dürfen. Der hiesige Pfarrer, oder wen Sie sonst die Güte haben wollen, mir als Führer zu bezeichnen, wird mich begleiten."

Der Staatsanwalt erhob sich, um sich zu verabschieden.

„Warten Sie... noch einige Minuten... ich bitte!“ bat der Millionär aufgeregt.

Der Staatsanwalt sah mitleidig auf den Pfarrer nieder.

„Ist es durchaus notwendig, das Erbbegräbnis zu öffnen?“ fragte der Pfarrer mit unsicherer Stimme.

„Durchaus, Herr Pfarrer,“ entgegnete der Staatsanwalt.

„Die Ruhe der Toten zu stören?“ fragte jener weiter und suchte seinen Worten einen salbungsvollen Ton zu geben.

„Ich fürchte, Hochwürden, sie ist schon früher gestört worden, denn woher sollte der Ring kommen, wenn, wie Sie sagen, die Frau Baronin ihn mit in das Grab nahm. Darüber volle Gewißheit zu erlangen, gebietet mir meine Amtspflicht.“

„Aber,“ sagte der Pfarrer, „es hat niemand weiter einen Schlüssel zum Mausoleum als ich.“

„Dann bitte ich, mir denselben aushändigen zu wollen und jemanden zu beauftragen, der mich begleitet.“

„Was soll ich tun?“ klagte der Pfarrer heuchlerisch. „Seit dem Tode der Frau Baronin hat nie jemand das Erbbegräbnis betreten, und die Verstorbene hat ausdrücklich bestimmt, daß außer mir niemand in ihre Gruft eintreten soll.“

„Dann, Herr Pfarrer, muß ich, so leid es mir tut, Sie bitten, sich selbst mit mir dahin zu bemühen. Ich begreife sehr wohl, wie gewissenhaft Sie den Willen der Verstorbenen zu ehren bestrebt sind; ich dagegen kenne und kann nur ein Gebot kennen, das ist das Gebot meiner Pflicht.“

Der Pfarrer sah ein, daß er nicht loskam und

der Beamte von dem, was er zu tun sich verpflichtet hielt, nicht abzubringen war. Er suchte sich daher in das Unvermeidliche, so gut es ging, zu fügen.

„Herr Staatsanwalt," begann er nach einer Weile. „Es liegt mir viel daran, kein Aufsehen zu erregen, wenigstens heute nicht. Ich habe viele Gäste im Schlosse und . . . ."

„Ich verstehe vollkommen," fiel jener ein, „wie unangenehm Ihnen gerade deshalb mein Verlangen sein muß. Aber führen Sie mich, wenn es geht, auf einem Umwege dahin. Von mir erfährt niemand den Zweck meines Kommens."

„Ich werde Sie sogleich begleiten." Mit diesen Worten erhob er sich mühsam aus dem Sessel. „Nur noch wenige Minuten, ich werde den Schlüssel holen." Er ging.

In dem ehemaligen Boudoir der Baronin von Rosen stand noch alles, wie es damals bei ihrem Tode gewesen war. Den Schlüssel zum Erbbegräbnis hatte er selbst in ein Fach ihres Schreibtisches getan, dieses verschlossen, dann auch die Tür, und niemand hatte seit der Zeit das Zimmer betreten dürfen, aus Pietät, wie er der Dienerschaft damals gesagt hatte. Jetzt war er selbst gezwungen, hier einzutreten. Dicker Staub lag auf den Möbeln und hatte Sofa und Sessel und Tische und alles mit einförmigem Grau überzogen. Einen Augenblick stand er in der Tür, und scheu flog sein Blick über den engen Raum. Dann trat er rasch zum Schreibtisch, um das Fach zu öffnen, in welchem der geforderte Schlüssel lag. Seine Finger gruben dabei breite Spuren in die dicke Staublage. Als er es bemerkte, wischte er sie hastig ab und eilte hinaus, die Tür

schnell ins Schloß werfend und unverständliche Worte murmelnd.

Bald darauf gingen die beiden Herren durch den Park, und auf einem Umwege gelangten sie zum Kirchhof und an das Mausoleum.

Der Staatsanwalt erbat sich den Schlüssel, mit einiger Mühe öffnete er das Schloß und sperrte die Tür weit auf, um zunächst frische Luft durch das Gewölbe ziehen zu lassen. Nachdem dies hinreichend geschehen war, stiegen sie langsam die Stufen hinab. Auf der dritten oder vierten Stufe erblickten sie die ersten Totenschreine. Einer davon war ohne Deckel und leer. Der Beamte blieb stehen, faßte den Pfarrer am Arme und deutete schweigend nach dem leeren Sarge. Mit weitgeöffneten Augen starrte der Millionär in den offenen Sarg und ließ sich von seinem Begleiter, mechanisch folgend, weiter nach unten führen, bis sie vor demselben standen. Der Deckel des Sarges lag unweit desselben auf dem Boden, die obere Seite nach unten gekehrt, und deutliche Spuren zeugten von der Gewalt, welche angewendet worden war, ihn zu erbrechen. Doch wo war der Leichnam, der hier gelegen hatte?

Dem Pfarrer schlotterten die Knie, und er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um nicht neben dem Staatsanwalt niederzusinken. Da hob dieser den Blick und schaute prüfend in dem Gewölbe umher.

„Ha!“ rief er und deutete nach einer entfernten Ecke. Dort lag hingestreckt ein Skelett, angekleidet mit halbvermoderten Frauengewändern, aus denen der fleischlose Schädel grausig hervorschaute.

„Leichenberaubung und Leichenschändung!“ sagte der Staatsanwalt ingrimmig und sah auf den Pfarrer.

Dieser stand, fahl und mit weitgeöffneten Augen die grausige Gestalt anblickend: unzweifelhaft die der einstigen Baronin von Rosen. — — —

In der nächsten Stunde schon rollte der Wagen des Schloßbesitzers aus dem Tore des Schlosses, und den in letzterem noch weilenden Gästen wurde mitgeteilt, daß Franziskus wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins schleunigst abgereist sei. Alle vernahmen es mit Bedauern. — —

Seit dieser Zeit war es still in dem Palaste des Millionärs. Franziskus kränkelte und nahm keine Besuche mehr an. Nur einer seiner vertrautesten Freunde, jener Kanonikus, der in Rosenburg seine patriotische Rede gehalten, war fast ständiger Gast bei ihm; und es mußten wohl wichtige Sachen sein, welche die beiden Freunde zu besprechen hatten, denn sie hielten oft lange Konferenzen miteinander, zu denen zuweilen ein bedeutender ultramontaner Rechtsanwalt hinzugezogen wurde.

Da erschien eines Tages ein alter Mann mit schneeweißem Haar und von gebeugter Gestalt in dem Palaste und begehrte dringend, zu dem Herrn geführt zu werden. Alle Abweisungen der Diener fruchteten nichts. Er bestand darauf, man müsse ihn melden, und behauptete, der Herr würde ihn gewiß empfangen. Einer der Diener, dessen Mitleid durch die fortwährenden Bitten des Alten erweckt wurde, begab sich schließlich zu der Hausdame, dem Fräulein Dubois, und erzählte ihr den Vorfall. Neugierig kam sie herbei. Als der Mann sie erblickte, hob er flehend die Hände zu ihr empor.

„Ach, gnädiges Fräulein,“ rief er mit bewegter Stimme. „Helfen Sie mir, damit ich den hochwürdigen Herrn sprechen kann!“

Die Diener standen und waren neugierig, was die alles vermögende Dame tun werde. Sie winkte ihnen, fortzugehen, und als dies geschehen war, fragte sie, was er denn eigentlich wolle.

„Oh, ich bitte Sie, wenn Sie dem hochwürdigen Herrn nur meinen Namen nennen wollten, so weiß ich gewiß, er wird mich nicht abweisen."

„Wie heißen Sie denn?" fragte sie.

Der Alte sah sich scheu um, ob kein Lauscher in der Nähe wäre. Dann flüsterte er mehr, als er sprach:

„Worczeck heiße ich, gnädiges Fräulein; der alte Worczeck. Der Herr Pfarrer kennt mich. Sagen Sie Hochwürden, der alte Worczeck käme in einer sehr dringenden Angelegenheit."

„Worczeck!" wiederholte das Fräulein, und eine Erinnerung dämmerte in ihr auf, als ob sie diesen Namen schon früher gehört habe. Sie eilte, dem Pfarrer von dem Besuch Mitteilung zu machen.

„Worczeck?" wiederholte der Pfarrer und sah seine Vertraute an. „Was will der?"

„Das hat er mir nicht gesagt. Er bat aber so dringend und wollte sich nicht abweisen lassen; er behauptete, Sie würden so gütig sein und ihm Gehör schenken."

Der Pfarrer sann. Endlich sagte er widerwillig: „Lassen Sie ihn eintreten, und sorgen Sie, ich bitte, daß ich von niemandem gestört werde, solange er da ist, und keiner der Diener in die Nähe meines Zimmers kommt."

Verdrießlich über die Weisung, durch welche ihr die Möglichkeit genommen wurde, zu erfahren, was der alte Mann eigentlich so Dringendes vorzubringen hatte,

ging sie, und fast bereute sie, die Meldung überhaupt gemacht zu haben.

Bald nachdem öffnete sich die Tür des Zimmers wieder, und Worczeck trat herein. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, als er auf den Herrn zueilte und vor ihm auf die Knie sank.

„Oh, hochwürdiger Herr Pfarrer!“ rief er, während ihm die Tränen in die Augen traten, „helfen Sie; retten Sie! Mein Sohn! Mein Sohn!“

„Was ist's mit Eurem Sohne?“ fragte der Pfarrer finster.

„Ach, Hochwürden, es ist mein einziger. Alles, was ich habe tun können, habe ich für ihn getan. Ich habe gearbeitet Tag und Nacht; ich habe für ihn gespart; jeden Pfennig habe ich zusammengescharrt und habe ihn auf Schulen geschickt und habe ihn was lernen lassen; und ich dachte ja, etwas recht Ordentliches und Vornehmes aus ihm zu machen. Aber, Herr Pfarrer, als er von der Schule kam, da hat er nirgends gut getan. Ach, der Trunk, der Trunk! Und dazu das Spiel, das Teufelsspiel! Wenn er eine Stelle hatte, dann tat er nicht gut, und wenn er brotlos war, dann machte er Schulden, und ich mußte sie bezahlen.“

„Warum habt Ihr das getan? Für den Taugenichts!“ fuhr der Pfarrer den alten Mann an.

„Ach, Hochwürden, warum habe ich es getan!“ jammerte dieser. „Ich konnte ihn doch nicht untergehen lassen, es ist doch mein Fleisch und mein Blut. Und je mehr ich gab, je mehr brauchte er. Und ich habe es, Herr, Herr! es ist schwer, daß ich es sagen muß: Ich habe es nun doch erleben müssen, daß er ein Verbrecher geworden ist! Und was für ein Verbrecher!“

Der alte Mann schlug die Hände vors Gesicht.

„Ach, Hochwürden! Der Ring ... der unglückselige Ring ... den die Frau Baronin mit ... in den Sarg bekommen hat ... er hat ihn verkauft ... an einen Juden ... und dort hat ihn das Gericht gefunden ... Herr, Herr! Es gibt nur eine Rettung für ihn. Er muß fort, damit er nicht in das Zuchthaus kommt! Es wäre mein Tod! Fort nach Amerika, wo ihn niemand kennt. Fort! Fort! Sonst kommt alles heraus. Helfen Sie! Helfen Sie, Hochwürden!"

Der Pfarrer hatte stumm zugehört. Der alte Mann lag auf den Knien und stöhnte. Lange betrachtete ihn der Pfarrer. Zuletzt erhob er sich schwer, ohne ein Wort zu sagen, ging zu dem eisernen Geldschrank, öffnete ihn und tat einen Griff hinein. Nachdem er den Schrank wieder geschlossen hatte, kehrte er langsam zu dem noch immer Knienden zurück, und händigte ihm einige Rollen ein.

„Noch einmal will ich Euch helfen!" sagte er dumpf. „Es ist das letzte Mal, und niemand darf erfahren, von wem Euch die Hilfe gekommen ist."

Der Alte umfaßte die Knie des Pfarrers und war im Begriff, ihm die Füße zu küssen.

„Geht!" sagte dieser rauh. „Sorgt dafür, daß Euer ... Sohn noch heute abreist; Ihr habt keine Zeit zu verlieren!"

Der Alte wankte hinaus.

Der junge Worczeck verschwand, und die Leichenräuber blieben unentdeckt. Der Jude saß wegen Diebstahls und Hehlerei seine Zeit ab, aber er verriet nicht, von wem er den Ring gekauft hatte.

Einige Tage nach dem Besuche Worczecks bei dem

Pfarrer lief die Kunde durch die Stadt: Der Millionär sei vom Schlage getroffen worden! Das Gerücht bewahrheitete sich, und wenige Tage darauf wurde der Pfarrer mit allem Pomp zu Grabe getragen.

Von seinem Testamente erfuhr man, daß er seine vielen Millionen durch dritte Hand der katholischen Propaganda bestimmt habe. Sein damaliges, der armen Witwe einst gegebenes Versprechen, das erschlichene Rosensche Gut nach seinem Tode der Familie zurückzugeben, wie es die Baronin von Rosen gewollt, erwies sich als eine Lüge, die er mit in das Grab nahm.

Seine Hausdame, Mademoiselle Dubois, war mit einem ansehnlichen Kapital bedacht worden, und zog es vor, den Rest ihrer Tage so vergnügt, als es noch gehen wollte, in Frankreich zu verleben.

* *
*

Umgeben von schönem, schattenspendendem Parke stand das Schloß Treskow, schlicht und schmucklos von außen, behaglich und traut im Innern: ein echt deutsches Edelmannsheim.

Seit jenem verhängnisvollen Jahre, in dem sie dem armen Freiherrn Julius von Rosen den letzten Liebesdienst erwiesen hatte, lebte Emma von Treskow hier still und zurückgezogen und verkehrte nur mit wenigen Standes- oder Geistesebenbürtigen. Ihre Zeit wurde ausgefüllt mit den Geschäften, welche die Verwaltung ihres schlesischen Gutes brachte; die pommerschen Güter waren verpachtet. Was ihr an Zeit übrig blieb, verwendete sie für ihre geistigen Interessen.

So hatte sie Jahr um Jahr gelebt. Ihr Haar war unterdessen gebleicht, ihr Gesicht faltenreich geworden, ihre

Gestalt hatte sich unter der Last des zunehmenden Alters mehr und mehr gebeugt. Nur eins war noch wie damals, als aus dem lebensfrohen jungen Mädchen ein entsagungsvolles Weib geworden war: das war ihr seelenvolles Auge, aus dem jetzt wie früher die gleiche bezaubernde Fülle von Güte und Liebe strahlte. —

Die Blätter der Bäume in dem Parke von Treskow fingen bereits an, eine herbstliche Färbung zu bekommen, als Emma, leicht auf einen Stock gestützt, unter den hohen Buchen und Eichen dahinwandelte. Ihr zur Seite schritt ein hochgewachsener Mann in vornehmer Haltung, der sich lebhaft mit ihr unterhielt. Es war ein Gutsnachbar, einer ihrer vertrautesten Freunde, welcher oft kam, sie zu besuchen.

„Apropos," unterbrach er plötzlich. „Wissen Sie schon, liebe Freundin, daß das ganze Vermögen des verstorbenen Pfarrers Franziskus durch dritte Hand der katholischen oder richtiger gesagt, ultramontanen Propaganda vermacht ist?"

„Ich wußte es nicht, lieber Graf," erwiderte die alte Dame. „Aber daß das Erbgut der Rosen, wie schon manches unserer schlesischen Güter, diesen Weg gehen würde, darüber habe ich nie den geringsten Zweifel gehegt."

„Es ist erstaunlich," sagte der Graf nach einer Pause, „wie in den Jahren seit 1866 die ultramontane Partei mächtig ihr Haupt erhebt und dem Volke ein unerhörtes Beispiel von Auflehnung und Trotz gegen die Staatsgesetze gibt. Mit Verachtung sieht sie auf alles, was nicht zu ihr gehört. Stolz schreitet sie über jeden Widerstand hinweg, und wir müssen leider bekennen, daß

sie immer mächtiger und einflußreicher nach oben und unten wird. Wohin soll das führen?"

„Kommen Sie, lieber Graf, setzen wir uns auf den Ruhesitz unter dieser Eiche!" lud Emma ihren Gast ein.

„Was hat uns," fuhr der Graf fort als sie sich gesetzt hatten, „der Kulturkampf genützt, als daß das neue deutsche Reich, genau so wie das alte vor sieben- und achthundert Jahren, die mächtige Gegnerschaft Roms bitter empfunden hat und — es hilft kein Verstecken vor der Wahrheit — bei der Gleichgültigkeit der großen Menge, bei dem Hervortreten der materiellen Fragen, deren Lösung stürmisch verlangt wird, unsere evangelische Sache hat zurückweichen müssen, so daß wir in Gefahr sind, nach der einen wie nach der anderen Seite hin zu verlieren, was unser Volk Jahrhunderte lang in schwerem Kampfe sich errang?"

„Nein, das glaube ich nicht," erwiderte Emma. „Niemand wohl hat mehr die Bitternis der Erfahrung genossen, als ich, da ich einen der edelsten Männer durch anderer Verrat und Verbrechen zugrunde gehen und das heuchlerische Laster triumphieren sah. Sie wissen es ja; ich habe Ihnen davon erzählt. Glauben Sie — ja, ich weiß, Sie glauben es ebenso fest, wie ich — daß dort, wo religiöses Leben durch verwerfliche Mittel aufrecht erhalten werden soll, diesem Leben selbst der gewaltigste Stoß, vielleicht der Todesstoß, gegeben wird! Seien Sie versichert, lieber Graf, ein Pfarrer Franziskus, mag er von seiner Partei mit Lob und Preis überschüttet werden, — wer weiß, denn bei ihr ist alles möglich —, wird vielleicht noch in späterer Zeit als ein Heiliger verehrt; ein solcher Mann konnte zur Unterstützung seiner Sache

wohl Millionen auf unehrlichem Wege erwerben und in dem Gedanken schwelgen, damit seiner Gemeinschaft eine Säule geworden zu sein. In Wahrheit und nach meiner festen Überzeugung hat er einen ganz großen Eckstein aus dem hierarchischen Bau losgebröckelt, den der Ultramontanismus in unserem lieben deutschen Vaterlande aufzurichten bestrebt ist."

Der Graf reichte der alten Dame die Hand zum Zeichen seines Einverständnisses.

„Sie haben wohl recht!" sagte er. „Betrug und Lug und frivoles Tun sind eine schlechte Waffe, besonders in der Hand derjenigen, die die Herrschaft erringen wollen auf idealem, auf religiösem Gebiet."

Die alte Dame schaute nach diesen Worten schweigend in das schattige Dunkel der hohen Bäume, und der Graf störte sie nicht in ihrem Sinnen.

Nach einer Weile bewegte sie, wie ihren Gedanken zustimmend, das Haupt, und ihre Lippen sprachen leise:

„Ja, ja, es ist lange her, und doch noch so frisch vor mir."

„Darf ich fragen, was Sie bewegt, liebe Freundin?" fragte der Graf zögernd.

„Oh," antwortete sie und sah ihn an, und aus ihren alten treuen Augen leuchtete es fast wie Verklärung. „Es war nur ein Bild, welches an meinem Geiste vorüberzog. Der Anblick jener alten Eiche dort versetzte mich in eine Zeit zurück, die weit hinter mir liegt. — Es war im Thüringer Walde. Dort sah ich einen ähnlichen Baum, von dem die Leute erzählten, daß Luther bei seinem Durchzuge durch den Wald, als er nach der Wartburg geführt werden sollte, darunter geruht habe. Ich setzte mich unter den Baum, und meine jugend-

liche Phantasie schuf sich das Bild des vor den Gewaltigen der Erde fliehenden und verfolgten Reformators, wie er auf seinem Wäglein durch den finsteren Wald dahin fuhr, und ich fühlte mich in seine Zeit versetzt. Ich hörte das Knarren der Räder auf dem holprigen Waldwege; ich sah den kühnen Mann, den deutschesten der Deutschen; ich hörte, wie der von dem mächtigen Priester in Rom Geächtete sang: ‚Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen!' und jenem in trotzigem Glaubensmut zurief: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn, und kein' Dank dazu haben! Das Reich muß uns doch bleiben!' — Lieber Graf! Seit jener Zeit ist mir das Wort ein Trost geblieben; und es wird es bleiben bis an mein Ende." Emma stand auf. Der Graf küßte der Greisin ehrerbietig die Hand; und schweigend wandelten die beiden dem Schlosse zu.

Als er dann am Spätnachmittag Abschied von der Freundin genommen und den Weg zu seiner Behausung in der abendlichen Dämmerung dahinritt, da konnte er die Worte, die sie zu ihm gesprochen, nicht anders, als immer wiederholen, und mehr als einmal kam es unwillkürlich über seine Lippen: „Eine feste Burg ist unser Gott!" — Und als er in seinem stattlichen Heim ankam, war sein letzter Gedanke, den er laut aussprach:

„Sie hat recht! In dieser Burg werden wir kämpfen und mit ihr endlich siegen!"

Henryk Sienkiewicz, Roman-Trilogie

Deutsch von **Clara Hillebrand** und **Dr. R. Löwenfeld**

6 Bände

Elegant gebunden in 6 Original-Leinenbänden M. 28.–

Daraus einzeln:

Mit Feuer und Schwert. Zweite Auflage. 2 Bände. Elegant gebunden M. 9.–

Sturmflut. Dritte Auflage. 3 Bände. Elegant gebunden M. 13.50

Der kleine Ritter (Pan Wolodyjowski). Zweite Auflage. Elegant gebunden M. 6.–

Jede der drei Abteilungen bildet einen Roman für sich

Sienkiewicz, Quo vadis?

Deutsch von **Clara Hillebrand**

2 Bände. Elegant geb. M. 7.–

Erste korrekte und vollständige, mit vielen Erklärungen versehene Übersetzung

---

Sienkiewicz, Die Kreuzritter

Deutsch von **Clara Hillebrand**

2 Bände. Elegant geb. M. 9.–

Sienkiewicz, Die dritte Braut

Gebunden M. 1.50

Sienkiewicz, Lilian Moris

Gebunden M. 1.50

Die Vorzüge unserer Sienkiewicz-Ausgaben sind:

Vollständigkeit, mustergültige Übersetzung, vorzügliche Ausstattung und Billigkeit.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig

Von Dmitry Sergejewitsch Mereschkowski erschienen ferner:

Julian Apostata

der letzte Hellene auf dem Throne der Cäsaren

Ein biographischer Roman

Deutsch von C. von Gütschow

Preis gebunden M. 4.—

„Julian Apostata bringt uns nicht nur die Erzählung des Lebens jenes letzten Hellenen auf dem Throne der Cäsaren, sondern auch eine bewegte Schilderung der damaligen zivilisierten Welt des Westens in mit dramatischer Lebhaftigkeit vor dem inneren Auge des Lesers sich abspielenden wechselvollen, interessanten Szenen."

Mülheimer Zeitung vom 19. Dezember 1902.

Peter der Große

und sein Sohn Alexei

Historischer Roman aus Rußlands großer Zeit

Deutsch von C. von Gütschow

Preis gebunden M. 7.—

„Noch kein Romanschriftsteller hat die Gabe besessen, eine längst vergangene Zeit in solcher Lebensfülle wieder wachzurufen. Es grenzt ans Wunderbare. Und darum glauben wir, daß von allen russischen Schriftstellern der Jetztzeit sich Mereschkowski am längsten halten wird.".

République française, Paris

Julian Apostata (Christ und Antichrist Band 1: Tod der Götter), Leonardo da Vinci (Christ und Antichrist Band 2: Auferstehung der Götter), Peter der Große (Christ und Antichrist Band 3: Der Antichrist) bilden eine Romantrilogie. Jeder Band hat selbständigen Wert u. ist einzeln käuflich.

Michelangelo

und andere Novellen aus der Renaissancezeit

Deutsch von C. von Gütschow

Preis gebunden M. 3.—

Inhalt: Michelangelo. — Die Liebe ist stärker als der Tod. — Die Wissenschaft der Liebe. — Der heilige Satyr.

Mereschkowski zeigt sich hier als Meister einer Kleinkunst von köstlicher Feinheit. Daß uns auch aus diesen vier Erzählungen der lebendige Odem einer reichbewegten Zeit geistigen Erwachens und eines einzig dastehenden künstlerischen Aufschwunges machtvoll entgegenweht, wird niemand wundernehmen, der des Dichters, von vielen namhaften Kritikern als eines der gewaltigsten Bücher unserer Zeit gekennzeichneten, großen biographischen Roman „Leonardo da Vinci" gelesen hat.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig

Einer reichgefüllten Schatzkammer für alle Kunst- und Literaturfreunde gleicht

Rafael von Urbino

Kunstgeschichtlicher Roman in Bildern

von

Heinrich von Schoeler

300 Seiten mit 10 Kunstblättern
In vornehmem Geschenkband M. 4.50

Wie der bekannte Autor in seinem vor drei Jahren erschienenen und glänzend aufgenommenen historischen Roman „Kaiser Tiberius auf Capri" den Versuch wagte, den genialen Cäsar zu schildern, abweichend von dem Bilde, das eine unkritische Schultradition uns von ihm übermittelt hat, so bietet Dr. H. von Schoeler in seinem neuesten kunstgeschichtlichen Roman „Rafael von Urbino" ein auf der Grundlage sorgfältiger Studien gezeichnetes Bildnis Rafael Santis, das den großen Urbinaten der historischen Wirklichkeit entsprechend darstellt. — Mit Riesenfleiß zeichnet der Verfasser aus dem unermeßlich reichen Borne lebhafter Gestaltungskraft und kunsthistorischen Wissens Blatt um Blatt den Werdegang eines in rastloser Arbeit durch unermüdliche, vorbereitende Studien und konzentrierte Geisteskraft sich emporringenden Genius, der zielbewußt sein Lebenswerk der höchsten Vollendung entgegenführt. Denn Rafael Santi war das Genie, das in seinem gewaltigen Können alle zerstreuten Zeitkräfte sammelte und als zusammenfassender Geist repräsentativ für sein Zeitalter offenbarte.

Nur ein absoluter Beherrscher historischer Darstellungskunst konnte aus dem Vollen heraus ein solch großzügiges Lebensbild des genialen Künstlers und zugleich ein wichtiges Dokument der Blüte der italienischen Renaissancezeit schaffen.

Es ist kein Buch, das man nur zur Unterhaltung zur Hand nimmt. Den Künstler sowohl als den Kunstverehrer, den Lehrer wie den Schüler, kurz die Gebildeten aller Stände fesselt das verdienstvolle Werk durch seine machtvolle Gestaltenfülle und durch den hehren Ausdruck der Kunstbegeisterung eines hoch über den Parteien stehenden Historikers.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig

Kaiser Tiberius auf Capri

Historischer Roman

von

Heinrich von Schoeler

280 Seiten. Preis gebunden M. 4.50

In Heinrich von Schoeler haben sich die Gründlichkeit und der Scharfblick des Forschers mit der Phantasie und der Anschaulichkeit des Poeten vereinigt. In vorliegendem Buche lebt uns die Gestalt des Tiberius, jenes großen Charakters und geistvollen Menschen wieder auf, der zugleich einer der bedeutendsten und unglücklichsten der Cäsaren war. Heinrich von Schoeler hat uns ein fesselndes Bild der letzten Lebensepoche des Tiberius entworfen und ein treues Kulturbild der damaligen Zeit gezeichnet, das den Leser von Anfang bis zu Ende in seinem Banne hält. Das Werk darf den besten historischen Romanen zugezählt werden.

Fichtel und Söhne

Ein Hochlandsroman

von

Adam Albert

290 Seiten. Preis gebunden M. 5.–

Das neueste Werk Alberts ist ein trefflicher Roman, der im bayrischen Hochgebirge, am Staufen, spielt. Er schildert die Schicksale eines verkommenen Bauern und seiner Familie, aus der sich ein Sohn aus Not und Verkommenheit zu schöner Männlichkeit und hohem, geläutertem Menschentum emporarbeitet. Es ist ein Buch voll kraftvoller Gesundheit, in dem Albert eine Anzahl prächtiger Charaktere, echte Natur- und Gebirgsmenschen, schildert. Die Gestalten heben sich plastisch von dem meisterhaft geschilderten Hintergrunde — der herrlichen Natur und dem mit tiefem Kennerblick erfaßten ländlichen Tun und Treiben — ab. Was uns Albert bietet, ist wahre Volks- und Heimatskunst. Alle Menschen, die Sinn für gesunde, lebensvolle und lebensfreudige Lektüre haben, werden sich an diesem poesievollen, echt deutschen Werke herzlich erfreuen.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig

Fritz Peter

Der Lehrer von Steinbach

Aus dem Volksleben des Thüringer Waldes

Roman. 8°. 240 Seiten

Preis broschiert M 3.—, elegant gebunden M 3.50

Einige Kritiken:

„Und so ist der Held dieser Erzählung ein armes Dorfschulmeisterlein mit einem grundgütigen Herzen und einer großen Liebe zu allen Kindern, allen Erwachsenen in dem armen Dörfchen, in dem er wirkt und stirbt . . . Arm, bitter arm und doch so reich ist dieser Lehrer Güt, der Held unserer Erzählung. Wo er Liebe gibt, empfängt er Liebe zurück, und unermüdlich übt er seine segenspendende Tätigkeit aus . . . Und mit diesem tüchtigen Lehrer lernen wir seine dörfliche Umwelt kennen, leben mit den Bewohnern, belauschen sie im Honoratiorenstübchen, in der Familie. Dabei sehen wir charakteristische Gestalten, wie sie nur im Thüringer Lande bodenständig sind, vernehmen ihre Sprache und alles mutet uns so anheimelnd an, ist so poetisch dargelegt, daß man mit Lachen, Rührung und Spannung ein Blatt nach dem andern umlegt . . . Möchten recht viele diese lebenswahre, von köstlichem Humor durchwebte Erzählung erwerben, sie verdient, recht rege gekauft zu werden.“ (Altenburger Zeitung.)

„. . . Wem im schnellebigen Treiben unserer Tage für die Entwicklung des deutschen Volkslebens in jüngstvergangener Zeit noch Interesse und Verständnis geblieben ist, dem sei das Buch bestens empfohlen.“ (Pädagogische Neuigkeiten.)

„. . . Das Buch verdient die beste Empfehlung; es ist eine wertvolle Gabe für Volks- und Lehrerbibliotheken.“

(Schulblatt für Thüringen und Franken.)

„. . . Jedenfalls gehört das Werk neben den Schriften Heinrich Schaumbergers zu den besten Volksbüchern seiner Art, dem man weiteste Verbreitung wünschen muß, nicht bloß in Lehrerhäusern, sondern in allen Volkskreisen und in allen Volksbibliotheken . . . Der besondere Vorzug der Peterschen Bücher liegt in ihrer hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung, die sie weit aus dem Durchschnitt der Unterhaltungsschriften heraushebt.“ (Schulblatt der Prov. Sachsen.)

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig

Schaffet gute Bücher ins Haus!

Leonardo da Vinci

Historischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts von

Dmitry Mereschkowski

Einzige autorisierte Übersetzung. Vollständige Ausgabe. 584 Seiten mit 16 Kunstbeilagen, gebunden in elegantem, modernem Leinenband.

Preis nur Mark 3.—

Einige Urteile:

Das Buch gehört zu den seltenen Schriften, deren Wirkung auf nachdenkliche Leser bleibend ist, ja deren Lektüre wie ein Schicksal in das Leben vieler einzugreifen imstande ist. Es kann nicht dringend genug empfohlen werden. Um ihm gerecht zu werden, müßte man allerdings mehr als ein paar Ankündigungszeilen zur Verfügung haben. Hier müssen einige wenige Worte warmer Bewunderung genügen. (Blätter für Volksbiblioth. und Lesehallen.)

... Gewöhnliche Romane hat Mereschkowski nicht geschrieben, es sind gewaltige Seelen- und Kulturbilder. (Liter. Echo, Berlin.)

... so steht dieses machtvolle Werk als das bedeutendste, das Riesenfleiß und geniale Phantasie bisher einen modernen Dichter aus der Lebens- und Gestaltenfülle der italienischen Renaissancezeit hat erschaffen lassen. (Westermanns illustr. Monatshefte.)

Kein Gelehrter, ein Romancier hat uns die beste Arbeit über Leonardo geschenkt ... und so wollte ich auf das Werk verweisen, das besser als gelehrte Erörterungen in die Werkstatt seines Geistes einführt. (Prof. R. Muther, Breslau.)

Nur ein absoluter Beherrscher schriftstellerischer Darstellungskunst konnte dieses Buch ins Leben rufen, das seinem Autor eine den bedeutendsten Erzählern ebenbürtige Stellung anweist ...
(Monatsberichte über Kunstwissenschaft, München.)

Mereschkowski, der jüngste der russischen Schriftsteller, ist ein würdiger Nachfolger Tolstois und Dostojewskis.
(Daily Telegraph, London.)

Ein packendes Buch, das höher steht als die besten Romane der Neuzeit, höher als es sich sagen läßt ... (Spectator, London.)

... Und ich wüßte keinen, der auch nur annähernd in dieser Anschaulichkeit die große Zeit vor uns lebendig gemacht hätte ... Über das wundervolle Material eines Gelehrten ist ein Dichter geraten, der über die seltene historische Phantasie verfügt. Das ist so außerordentlich wie Mereschkowski aus dem Vollen schöpft. Und man denkt an sein Werk zurück wie an eine gefüllte Schatzkammer. Es liegt so viel Reichtum darin, daß man ihn auf einmal nicht übersehen kann. (Carl Busse in „Liter. Monatsberichte“.)

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig